This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

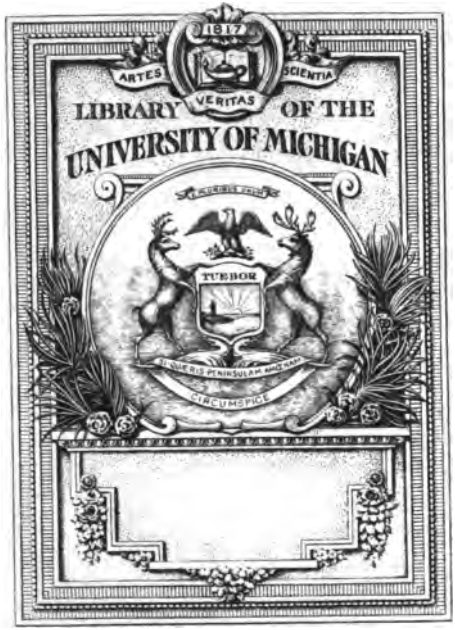
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
I
.T19

Abschied von Sitz.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

ANSICHT VON SUEZ.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1848.

(Neue Folge. Erster Jahrgang.)

Mit einem Stahlstich.

Prag, 1848.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

F. Tempsky.

Compl. sets
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt.

	Seite
Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen . .	S. I. bis LXXIX
I. Zur Kenntniss der Sulu-Inseln	1
II. Skizzen aus der britischen Cap-Colonie	34
III. Bilder aus der arabischen Wüste und Aegypten	55
IV. Chiwa	105
V. Madrid	153
VI. Madagascar	176
VII. Aus der Mandschurei und der Halbinsel Korea	224
VIII. Skizzen aus der australischen Inselwelt	253

Verbesserungen.

S.	32	Z.	12	von	oben	statt	*Suda*	lese man	*Sunda.*
—	49	„	13	„	„	„	XVI	„ „	XIV.
—	61	„	1	„	„	„	*Bohen*	„ „	*Boden.*
—	—	„	„	„	„	„	*Kadnes*	„ „	*Kahnes.*
—	89	„	13	„	„	„	*zu*	„ „	*zu einer.*
—	121	„	8	„	unten	„	52	„ „	48.
—	—	„	„	„	„	„	520	„ „	480.
—	205	„	6 und 7	v. o.		statt	*französischen Lazaristen*	lese man	*englischen Methodisten.*

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

Obwohl die Kenntniss von *Australien* langsam fortschreitet, so ist doch dieser Erdtheil in der letzten Zeit derjenige gewesen, welcher das meiste Neue und Interessante dargeboten hat. Der vorige Jahrgang unsers Taschenbuches enthielt bereits (S. XLII) eine kurze Nachricht über die im Dez. 1845 erfolgte glückliche Ankunft des längere Zeit für todt gehaltenen teutschen Naturforschers Dr. *Leichardt* in *Port-Essington*, am Carpentaria-Busen der Nordküste. Der Reisende hat nach einem Aufenthalte von sechs

Wochen sich zur See nach *Sydney* zurückbegeben und von hier aus umständliche Nachrichten über seine Reise in Briefen an seinen Schwager (in Berlin?) mitgetheilt*). Er war mit der Ausarbeitung seines Reiseberichts beschäftigt, welcher im Sept. 1846 nach England zum Druck abgeschickt werden sollte**). Die Pflanzensammlung wollte er an *Durando* nach Paris senden.

Mittelst des Geschenkes von 1500 Pf. St., welches Dr. *Leichardt* von der Stadt Sydney als Belohnung erhielt, hatte er sich vorgenommen, im Oktober eine *neue Reise* anzutreten. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als das australische Festland in seiner ganzen Länge von *Osten* nach *Westen* zu durchschneiden, von welcher Richtung bloss eine geringe Abweichung nach Norden Statt finden

*) *S. Fortschritte der Geographie* etc. Von *L. Fr.* und Dr. *R. Froriep*, 1847, Nr. 16 und 25.

**) ist bereits (April, 1847) zu *London*, bei *Boone*, erschienen.

soll, um die Quellen mehrer Flüsse zu bestimmen, welche sich in den Carpentaria-Busen ergiessen und von ihm auf der ersten Reise überschritten wurden. Namentlich will er von der Moreton-Bay zunächst den *Mackenzie-Fluss* zu erreichen suchen, und überhaupt bei dieser Reise die nördliche Gränze der innern grossen Wüste verfolgen. Eine englische Zeitschrift bemerkt bei Mittheilung dieser Nachrichten: „Es macht uns wenig Ehre, dass die beiden für unsere Colonie wichtigsten Entdekkungsreisen in Australien von zwei Fremden, dem Grafen *Strzelecki* (einem Polen) und dem Dr. *Leichardt* (einem Teutschen) und zwar aus persönlicher Liebe für die Wissenschaft und auf eigene Kosten, bloss mit Unterstützung einer kleinen Zahl von Freunden, unternommen und ausgeführt worden sind“ *).

Die im vorigen Jahrgange (S. XLI u. ff.) berichteten Entdeckungen des brit-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* etc. 1846, Sept., S. 257 u. ff.

tischen See-Offiziers *Stokes* bilden nur einen Theil der wichtigen geographischen Arbeiten einer Expedition, welche unter seinem Befehle mittelst des Schiffes *Beagle* in den Jahren 1838 bis 1843 längs den Küsten von Australien, hauptsächlich im nördlichen Theile desselben, ausgeführt worden sind. Man hat fünf Flüsse entdeckt und erforscht, die geographische Lage einer Menge von Buchten und Vorgebirgen berichtigt, die Meerestiefen, Strömungen, etc. sorgfältig untersucht. Eben so ist die Naturgeschichte und Völkerkunde ansehnlich bereichert worden und man hat selbst die benachbarten Meeresgegenden des Indischen Meeres in den Kreis der gemachten Forschungen gezogen*). Merkwürdig ist, dass bei Gelegenheit dieser Mittheilungen die Hypothese

*) Discoveries in *Australia*, with an Account of the *Coast* and the *Rivers* explored and surveyed during the Voyage of H. M. Ship *Beagle*, by command of the Lords Commissioners of the Admiralty. By *L. Stokes*, commander R. N. — London, 1846, 2 Voll.

über einen grossen Binnensee in Australien, welche man durch *Eyre's* Reisen im südlichen Theile des Continents beseitigt glaubte, die aber *Stokes* und *Sturt* aufrecht zu erhalten suchen, wieder an Interesse gewonnen hat. Die Eingebornen, nicht nur an der Nordküste, sondern selbst weiter südöstlich, an den Ufern des Darling, behaupten das Vorhandenseyn eines Binnenmeeres. Diejenigen, welche *Stokes* deshalb befragte, versicherten ihn, was freilich höchst übertrieben klingt, dass wenn man als Kind anfinge, dieses Meer zu umkreisen, man ein Greis werden könne, ehe man damit fertig werde*). Ueber die (S. XLII des vorigen Jahrg.) gemeldete Expedition, welche von *Singapur* aus ins Innere von Australien, mittelst Kameelen unternommen werden sollte, verlautet nichts Näheres.

Auch auf andern Punkten des Continents ist man thätig gewesen. Der Ober-

*) *Annales d. V.*, 1846, Juni, S. 270.

Ingenieur *Hoddle* der Colonie Port Philipp, an der südlichen Seite von Australien, hat vom November 1844 bis April 1845 den Fluss *Melbourne*, welchen die Eingebornen *Yarra-Yarra* nennen, bis zu seiner Quelle untersucht. Letztere befindet sich unter 37° 46′ Br. und 146° 17′ 30″ östl. L. (von Greenwich). Die Mündung ist an der nordwestlichen Seite der Bass-Strasse. In den Meeresgegenden südlich von Australien hat ein Walfischfänger eine bis jetzt unbekannt gebliebene Insel entdeckt und *Schwester-Insel (Sister-Island)* genannt. Sie liegt 17 Seemeilen südlich von den Inseln *Greenley* der Karte von Flinders. Obschon an sich selbst, da sie nur 3 Meilen lang ist, nicht von Bedeutung, kann sie doch für die Ansiedelung *Süd-Australien* dadurch wichtig werden, dass der Walfischfang an den hiesigen Küsten eine grosse Entwickelung zu erhalten verspricht*).

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1846, März, S. 274.

Aus England meldete eine Zeitschrift, dass im Sommer 1846 das Schiff *Rattlesnake*, unter dem Befehl des Capitän *Stanley*, ausgeschickt werden solle, um den Theil der Küste der grossen Insel Neu-*Guinea*, welcher von Australien durch die Endeavour-Strasse getrennt wird, genauer zu untersuchen. Man versprach sich grossen Gewinn von dieser Expedition*). — Die *Torres-Strasse*, zwischen Australien und Neu-Guinea, ist in derselben Zeit, wo *Stokes* seine grosse Arbeit an den australischen Küsten ausführte, von dem brittischen Capitän *Blackwood* durchforscht worden. Dieser hatte hauptsächlich die Aufnahme der einzelnen unzählbaren *Korallenklippen* zu vollbringen, welche wie eine ungeheure Mauer aus dem Meeresgrunde emporsteigen und seit *Cooks* Zeiten das Schrecken aller Seefahrer gewesen sind. Mit Hilfe zuverlässiger Karten wird

*) *Ebendas.*, S. 390; *Lacroix Annuaire des Voyages et de la Géographie*, pour 1847. Paris, S. 45.

nun dieser furchtbare Seeweg in Zukunft gefahrloser als bisher zurückgelegt werden können. England widmet mit Recht die grösste Aufmerksamkeit den grossen hydrographischen Arbeiten dieser Art, da jene Meeresgegend von jetzt an dazu dienen soll, die kürzeste Verbindung zwischen dem Ostindischen Archipel und dem östlichen Australien herzustellen *).

In *Afrika* ist ein Engländer, *James Richardson*, in den Jahren 1845 und 1846 von Norden her, aus *Tripoli*, in das Innere des Erdtheils eingedrungen und hat, ganz allein reisend, in maurischem Costum, ohne Ferman oder sonstige Empfehlung von Consuln oder Regierungen, selbst ohne Waffen, mit welchen er sich hätte vertheidigen, und ohne Geschenke, die er den eingebornen Häuptlingen hätte bieten können, jedoch des Arabischen hinlänglich mächtig, auf einem noch nie von Europäern betretenen Wege eine Reise

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1847, Jänner u. Febr. Heft, S. 17 u. ff.

durch verschiedene Theile der nördlichen *Sahara* gemacht, von welcher er im Oktober 1846 über Malta, Algerien und Marseille nach England zurückgekehrt ist, wo er sich mit der Beschreibung dieser Reise beschäftigt, nach deren Vollendung er noch in diesem Jahre (1847) eine *neue Reise* nach Afrika antreten will. Sein (angeblicher) Hauptzweck war, genaue statistische Nachrichten über den *Sklavenhandel* einzuziehen, und er soll diesen auch möglichst vollkommen erreicht haben *). Er ging im August 1845 von Tripoli zunächst nach der 12 bis 15 Tagreisen südlich entfernten Oase *Ghadames*, wo er drei Monate verweilte, um Erkundigungen einzuziehen. Hierauf begab er sich südöstlich nach der 25 Tagreisen entfernten Oase *Ghat* und erhielt hier durch einen maurischen Handelsmann genaue Nachrichten über die gerade westlich davon

*) *Ebendas.*, 1846, Mai, S. 140, Oktober, S. 124, und 1847, April, S. 14.

gelegene Oase *Tauat (Taouat)*, welche 40 gewöhnliche Karawanen-Tagreisen entfernt ist, bei beschleunigtem Marsche aber auch in 30 Tagen erreicht werden kann. Die Reise von *Ghat*, wo er zwei Monate blieb, nach *Fezzan*, der Aufenthalt daselbst und die Rückkehr nach *Tripoli* nahmen gleichfalls zwei Monate weg, so dass *Richardson* in neun (?sieben?) Monaten ungefähr 1900 (engl.) geographische Meilen zurücklegte. Die Oase *Ghat* enthält die gleichnamige Stadt von 5000 Einwohnern, aus Mauren, Negern, Mischlingen und Tuariks bestehend. Das Oberhaupt ist ein maurischer Marabut, der den Titel Sultan führt. Die Araber nennen die Stadt *Blad-Suk*, d. h. Land der Kaufleute, weil hier jährlich, im Sommer und Winter, zwei grosse Märkte Statt finden. Die Stadt hat niedrige, aus Lehm und Steinen gebaute Häuser, enge und schmutzige Gassen und eine schwache Ringmauer. In den Vorstädten sind Küchengärten und mit Palmzweigen gedeckte Hütten. Der maurische

Palast des Sultans liegt ganz ausserhalb der Stadt. Der Sultan behauptet, dass die Stadt unter dem Schutze des Kaisers von *Marokko* stehe, was aber die Tuariks läugnen, indem sie ihren eignen Scheich Kebir, Namens *Schafu*, für den Oberherrn der ganzen grossen Wüste erklären*).

Ueber ein noch grösstentheils unbekanntes Land im Innern von Afrika, *Darfur*, von dem seit 1797, wo der Engländer *Browne* es besuchte, nichts wieder vernommen worden, ist im Jahr 1845 zu Paris die Beschreibung einer Reise erschienen, die ein aus Tunis gebürtiger Araber, Scheich *Mohammed-Ebn-Omar*, gegenwärtig Ober-Aufseher der Medicinischen Schule in Kairo, in den Jahren 1803 u. ff. durch dieses Land gemacht hat. Der Direktor derselben Anstalt in Kairo, Dr. *Perron*, übersetzte das vom Verfasser arabisch geschriebene Werk ins Französische und der als Geograph ruhm-

*) *Ausland*, 1846, Desbr., Nr. 335 und 336; aus dem *Journal des Oesterr. Lloyd*, 1846, Nr. 166.

voll bekannte Akademiker zu Paris, *Jomard*, versah es mit erläuternden Anmerkungen, 2 Karten und 4 Kupfertafeln, und besorgte die Herausgabe. Der arabische Verfasser verräth überall tüchtige, vorurtheilsfreie Beobachtungsgabe und gesunden Verstand. Was seinem Berichte an wissenschaftlicher Genauigkeit und Form abgehen dürfte, wird reichlich durch die Vortheile seiner Stellung ersetzt, welche er als Araber und Muselman mitten unter einer mohammedanischen Bevölkerung einnahm. Ein künftiger europäischer Reisender wird wahrscheinlich über die Geographie des Landes vollständigere Auskünfte mittheilen, schwerlich aber genauere und umfassendere Daten in Betreff der Sitten und Gebräuche der Eingebornen sammeln können. Die von *Jomard* beigefügte Karte von Darfur ist ganz nach den vom Verfasser gelieferten Mittheilungen gezeichnet *).

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Jänner, S. 25 und (vollständiger) September, S. 346 bis 356.

Der französische Gelehrte *Rochet d'Héricourt*, welcher bereits in den Jahren 1839 und 1840 den südlichen Theil von *Abyssinien* bereist*) und im Jahre 1846 die Beschreibung einer zweiten 1842 bis 1845 ausgeführten Reise nach beiden Ufern des *Rothen Meeres*, in das Land *Adel* und das Reich *Schoa* veröffentlicht hat, wird im Verlauf dieses Jahres (1847) abermals wie früher mit Unterstützung der französischen Regierung, eine *dritte Reise* nach *Abyssinien* unternehmen und hauptsächlich das Königreich *Gondar* besuchen**). Der in der französischen Akademie der Wissenschaften am 18. Mai 1846 über die *zweite* Reise von der dazu ernannten Commission erstattete Bericht verbreitet sich über den Inhalt des Werkes, in Hinsicht der Geographie, Meteorologie, der magnetischen Beobachtungen, der Geologie, Botanik und Zoologie, und äussert

*) S. den XXI. Jahrgang (1843), S. XXXIX.

**) *Ausland*, 1847, Febr., Nr. 34.

sich in allen diesen Beziehungen sehr vortheilhaft*). Eine Uebersicht des Wesentlichsten haben die *Annales d. V.*, 1847 im Jänner- und Febr. Heft, S. 185 u. ff. mitzutheilen begonnen.

Der englische Reisende Dr. *Beke*, von dessen Forschungen in Abyssinien die Jahrgänge unsers Taschenbuchs 1844 und 1845 mehre Nachrichten gegeben haben, soll sich in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit durch, nicht näher angedeutete, „mysteriöse Einflüsse" gehemmt sehen**). Von den schätzbaren Materialien für die abyssinische Länder- und Völkerkunde hat bis jetzt nur der kleinste Theil in Zeitschriften gedruckt erscheinen können. Im vorigen Jahre gaben ihm die Versammlungen der Londoner Geographischen Gesellschaft Gelegenheit, seine fernern Forschungen über die physische Geographie des obern Nil-Landes bekannt zu machen.

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Mai, S. 163 bis 192.

**) *Ebendas.*, Oktober, S. 6.

Der Aufsatz darüber wurde in den Sitzungen der genannten Gesellschaft vom 28. Dez. 1846 und 11. Jänner 1847 vorgelesen. Das Hauptergebniss seiner Untersuchungen bestätigt die Resultate der neuen Forschungen von Abbadie etc., dass nämlich der *Bahr el Abiad* oder *Weisse Nil* als der Hauptstrom, und der *Bahr el Azrek* oder *Blaue Nil* (in Abyssinien selbst der *Abaï* genannt) nur als Nebenfluss zu betrachten sei*).

Eine andere Abhandlung desselben Dr. *Beke* bespricht den physischen Charakter des *Abyssinischen Tafellandes*. Man hat dieses Tafelland sonst für eine Reihe von Terrassen gehalten, die sich stufenweise vom Rothen Meere bis Enarea erhöben. Aber schon Dr. *Rüppell* hat gezeigt, dass das höchste Land die Küstengegend ist und dass das Plateau von hier aus allmählich gegen das Innere abfällt. Dieses wird von Dr. *Beke* bestätigt. Unter dem

*) *Literary Gazette*, 1847, Jänner, Nr. 1563 und 1565.

15. Breitenkreise beiläufig verhält sich der östliche Abfall des Plateaus gegen das Meer, zu dem westlichen gegen den Nil wie 20 zu 1. Die Gleichförmigkeit der Oberfläche wird bloss durch einzelne Berge unterbrochen, welche 3000 bis 5000 Metres Seehöhe haben. Bemerkenswerth ist der obere Lauf vieler hier entspringenden Flüsse, welche einen Bogen um die höchsten Berge beschreiben, so dass sie fast wieder zur Quelle zurückzukehren scheinen. Einer dieser Flüsse, der *Godschob*, von dem *Beke* die ersten Nachrichten gegeben hat, ist nicht der Anfang des *Dschob* oder *Gowind**), sondern einer der vornehmsten Quellenflüsse des eigentlichen (Weissen) *Nil*. Ueberhaupt meint der Verf., dass, so weit die Wasserscheide nach Süden fortzieht, das meiste Wasser der tropischen Regen dem Meere durch Flüsse zugeführt werde, die an der Westküste von Afrika ihre Mündung haben**).

*) Vergl. den XXIV. Jahrg. (1846) S. IX.

**) *Nouv. Ann. d. Voy.*. 1846, Oktober, S. 7 und 8.

Das Neueste, was über die Zustände *Abyssiniens* in der letzten Zeit bekannt geworden, dürfte der Bericht des Engländers *J. G. Bell* über einen Ausflug zu den Quellen des *Blauen Nils* oder *Abaï* seyn. Das Tagebuch des Reisenden, aus welchem dieser Bericht genommen ist, umfasst die Jahre 1840, 1841 und 1842. „Der Verfasser" — heisst es *) — „lässt uns in seiner schmucklosen Schilderung Abyssinien als ganz im Zustande des (europäischen) Mittelalters erkennen. Feudale Zustände, mit Blutrache, bürgerlichen Kriegen und dem finstersten Aberglauben verschwistert, treten uns entgegen mit allen ihren dunkeln Schattenseiten für das Wohl des Ganzen; aber sie zeigen sich uns, was das Daseyn des Einzelnen betrifft, durchglüht von dem Farbenreichthum zahlloser poetischer Erlebnisse. Aus den flüchtigen Strichen, mit welchen er die Landschaft skizzirt, ahnen wir die unbe-

*) *Frorieps Fortschritte der Geographie* etc. 1847, Nr. 23.

schreiblichen Reize eines Alpenlandes unter dem Tropenhimmel, und gern durchschweifen wir mit dem reiselustigen Britten zu Ross, von einem dunkelfarbigen Dienertrupp begleitet, die labyrinthisch sich kreuzenden Gebirgsketten und Plateaux des wasser- und pflanzenreichen Landes voller Waldungen und Seen, auf deren Inseln das Flusspferd sich sonnt. Aus den Brücken, gleich Römerwerken über reissende Ströme geschlagen, aus den Trümmern verfallner Burgen, tönt die Stimme der Geschichte, mahnend an die gesunkene Grösse ihrer portugiesischen Erbauer.“*)...

Ueber das Schicksal der in den vorigen Jahrgängen mehrmals erwähnten französischen Reisenden in Abyssinien, *Antoine* und *Arnaud d'Abbadie*, schwebte man im Sommer vorigen Jahres in Besorgniss. Man hatte seit dem Dezember 1844 keine Nachricht von ihnen erhalten.

---

*) Auch die *Nouv. Ann. d. Voy.*, enthalten (1846, Nov., S. 136 u. ff.) einen grössern Artikel über *Bells* Aufenthalt in Abyssinien.

Indessen waren im März 1847 auf zwei verschiedenen Wegen, über *Dschedda* und *Massauah*, Berichte in *Alexandrien* eingegangen, welchen zufolge beide Brüder beim Könige der *Gallas* zurückgehalten wurden, der ihnen zwar alle möglichen Beweise von Freundschaft gab, sich aber hartnäckig ihrer Abreise widersetzte *).

Von den Erfolgen des teutschen (protestantischen) Missionärs *Krapf*, welcher **) im Jahre 1844 längs dem Strome *Juba (Dschob)* in das Land der *Gallas* eindringen wollte, ist noch nichts bekannt geworden.

Gänzlich getäuscht worden sind die Erwartungen, welche man von der Reise eines jungen französischen Offiziers, Namens *Maizan*, hegte, der im Jahre 1845 von Zanzibar aus nach dem *Festlande* von *Afrika* zu gehen und bis über den grossen Binnensee *Marawi* hinaus seine Forschun-

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1846, Juli, S. 12, und 1847, April, S. 49.
**) S. unsern Jahrgang 1846, S. IX u. ff.

gen auszudehnen beschlossen hatte. Er verliess Zanzibar am 21. April und liess sich in einem Boote nach dem Festlande bringen. Der Sultan hatte ihm zwar einen Ferman für die vornehmsten Häuptlinge der Eingebornen ertheilt; es zeigte sich aber, dass diese vollkommen unabhängig waren. Auf die Nachricht, dass ein Häuptling, Namens *Pazzy*, feindselig gegen ihn gestimmt sei, beschloss er, um dessen Gebiet zu vermeiden, einen Umweg zu machen. Nach 20 Tagreisen wollte er in einem Dorfe ein wenig ausruhen und sein Gepäck erwarten, das er einem arabischen Diener anvertraut hatte. Dieser scheint mit *Pazzy* einverstanden gewesen zu seyn und ihn von dem Wege, den *Maizan* eingeschlagen hatte, unterrichtet zu haben. *Pazzy* überfiel mit einigen Leuten seines Stammes gegen Ende Juli das Dorf, liess die Hütte, worin sich der Reisende befand, umzingeln und diesen herausschleppen. Nachdem man ihn geknebelt und an einen Pfahl gebunden hatte, wurde er auf die

grausamste Weise gemartert und getödtet. Die Nachricht von dieser Gräuelthat gelangte durch einen andern Diener des Reisenden, einen jungen Madecassen, an den französischen Consul in Zanzibar, durch dessen und des Sultans Bemühung auch ein Theil des Gepäckes, namentlich die astronomischen etc. Instrumente, die die Regierung zu seiner Verfügung gestellt hatte, zurückgekommen sind*). Es leidet keinen Zweifel, dass die Furcht der Eingebornen, durch dergleichen Forschungen europäischer Reisenden den Sklavenhandel beeinträchtigt zu sehen, diese feindselige Stimmung gegen dieselben hervorruft.

Ueber den Theil von *Süd-Afrika*, welcher nördlich von der brittischen Cap-Colonie sich ausbreitet, scheinen die französischen und schweizerischen protestantischen *Missionäre* einiges Licht verbreiten zu wollen. Einer der ältesten Arbeiter auf diesem Gebiete, der Missionär *Lemue*,

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Mai, S. 139 u. f.

hat in dem zu Paris erscheinenden *Journal des Missions évangéliques* treffliche Nachrichten über das Land *Kalagari* geliefert, welches sich von 21 bis 27° südl. Br. und von 20° bis 26° östl. Länge (von Paris) ausbreitet, und in Westen von dem Lande der Namaquas, in Osten von dem der Bitschuanas, in Süden aber von der Kette der Langen Berge begränzt wird, also wenigstens ein Viertel von der Grösse Frankreichs hat. Kein Europäer ist vor *Lemue* in dieses Land gekommen. Er giebt sehr interessante Einzelheiten über die Naturbeschaffenheit, die Erzeugnisse und die Eingebornen, welche zur Rasse der Bitschuanas gehören*).

An der *Westküste* Afrikas sind über die Besitzungen der *Portugiesen* durch einen teutschen Arzt, Dr. *Tams*, instructive Mittheilungen in der von ihm herausgegebenen Beschreibung einer Reise bekannt gemacht worden, welche derselbe

*) *Ebendas.*, 1847, S. 20 u. f.

im Jahre 1841 von Altona aus angetreten hatte. Der portugiesische Consul *Ribeira Dos Santos*, in Altona, hatte auf seine Kosten eine Handelsunternehmung nach *Angola* und *Benguela* veranstaltet, wünschte aber, dass auch die Wissenschaften Nutzen davon ziehen möchten. Zu dem Ende wurden ausser dem erwähnten Dr. *Tams*, der als Naturforscher und Geograph das Ganze leitete, auch ein junger portugiesischer Sprachforscher, als Dolmetsch, und zwei junge teutsche Gelehrte der Expedition beigegeben. Die drei letzten Männer unterlagen den Einflüssen des ungesunden Klimas*).

Das Königreich *Angola* wird gegenwärtig auch von einem englischen Arzte, Dr. *Daniell* bereist, welcher im Dienste einiger Kaufleute in Liverpool steht und zu verschiedenen Malen mehre Jahre lang die Westküste von Afrika besucht hat, wo er namentlich sehr glücklich in der Er-

*) *Ebendas.*, 1846, Febr., S. 132 u. f.

haltung der Gesundheit seiner Schiffsmannschaft gewesen ist. Ein Brief von ihm aus Angola, vom 1. Mai 1846, welcher der Londoner Geographischen Gesellschaft am 9. Nov. vorgelesen wurde, enthält unter Anderm: ... „Ich war in *Ambriz* und ging von da nach *Loando*, wo ich erstaunt war, tüchtige Batterien, grosse Granit- und andere Häuser und eine starke portugiesische Besatzung zu finden. Wahrscheinlich werde ich mich nun ins Innere von *Benguela* begeben, obschon ich auch nicht minder gern die Länder nordwärts von *Kongo* sehen möchte.... Die hiesige Küste ist äusserst ungesund und für die Weissen verderblich. Ich traf mit einem Portugiesen zusammen, der mit einer *Kabukah* (Handels-Karawane) von Loando nach Mozambique gereist war und mir sagte, dass wenn man einmal eine Strecke landeinwärts gekommen, keine Gefahr mehr zu besorgen sei. Auf seiner letzten Reise, die ihn weit nordwärts geführt, hatte er von einem weissen Manne sprechen hören,

der in dieser Richtung noch weiter gekommen war. Wer diess gewesen seyn mag, ist mir unbekannt“ *).

Wir meldeten im vorigen Jahrgange, S. LV, das Missglücken der von der brittischen Regierung veranstalteten *Niger-Expedition*, welche 1844 auf dem Dampfschiffe *Ethiop*, unter Anführung des Cap. *Becroft*, unternommen worden war. Ein neuer Versuch dieser Art, im Jahre 1846, ist ebenfalls fehlgeschlagen und zwar weil die Dampfkessel Risse bekamen, so dass es gefährlich war, weiter zu gehen. Die Expedition war von einem Kaufmann Namens *Jamieson*, mit Hilfe einiger Freunde, veranstaltet worden **).

Der Franzose *Raffenel*, welcher im Jahre 1846 vom *Senegal* aus durch das Innere von Afrika bis zum *Nil* vordringen wollte ***), hat im April 1847 Nachrichten von sich gegeben. Er befand sich am

*) *Lit. Gaz.*, 1846, Nov., Nr. 1557.

**) *Ausland*, 1846, Dez., Nr. 385.

***) S. unsern vorigen Jahrgang, S. LIX.

obern Senegal und war im Begriff, den *Falémé* hinaufzufahren, um von dort über die Gebirge nach *Sego* zu gehen, von wo er *Timbuktu* zu erreichen hoffte *).

Ein ehemaliger Offizier der französischen Marine, Namens *Prax*, hat im Auftrage der Regierung eine Reise nach der nördlichen *Sahara* angetreten und für dieselbe von einer Commission der Akademie Instructionen empfangen. Der Hauptzweck dieser Reise ist, einen Theil der nördlichen Sahara von Osten nach Westen zu durchforschen. Er wird dabei wo möglich auch im Innern der drei Regentschaften (Tripoli, Tunis und Algerien) oder an deren Gränzen, theils die gefundenen etwanigen Inschriften, theils Zeichnungen und Pläne alterthümlicher Bauwerke, theils geographische Notizen sammeln. Endlich hat seine Reise auch zum Zweck, sich über die Handelsverbindungen zu unterrichten, welche zwischen Algerien und

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1847, April, S. 48.

Central-Afrika herzustellen wären. Die Instructionen der akademischen Commission beziehen sich hauptsächlich auf Inschriften und andere Reste des Alterthums, auf vergleichende Geographie, die in der nördlichen Sahara gebräuchlichen Mundarten und die Karawanen-Strassen *).

Die bisher nur auf der Karte als ein natürliches Band zwischen *Afrika* und *Asien* figurirende *Erdenge von Suez* soll jetzt, mittelst entweder eines dieselbe durchschneidenden *Kanals* oder auch einer *Eisenbahn*, in eine wirkliche Verbindungsstrasse zwischen Europa und Ost-Indien, China und Australien, verwandelt werden. Zu diesem Zweck haben sich in letzter Zeit die Regierungen von *Oesterreich*, *England* und *Frankreich* vereinigt. Auch der Vicekönig *Mehemed Ali* will sich dabei betheiligen. Eine Commission österreichischer Ingenieurs ist im Frühling 1847 nach Aegypten gegangen, um die Vorar-

*) *Ebendas.*, März, S. 341 u. ff.

beiten der Engländer und Franzosen aufzunehmen und zu erledigen. Unter die wichtigsten derselben gehören die Untersuchungen des in Diensten des Vicekönigs stehenden Franzosen *Linant*. Er erklärt sich für den *Durchstich* der Landenge und für die Wiederaufnahme des Planes, welcher schon 1799, bei Gelegenheit der französischen Besetzung Aegyptens unter Bonaparte, entworfen wurde. Von der Verschiedenheit des Wasserspiegels beider Meere, von welchen bekanntlich das Rothe Meer an der Küste der Landenge 30 Pariser Fuss höher steht als das Mittelländische, erwartet er den Vortheil einer starken Strömung, während eine Eisenbahn durch Versandung zu Grunde gehen würde *). Dem *Portofoglio Màltese* zufolge haben die drei obengenannten Staatsregierungen sich gleichfalls für einen *Kanal* entschieden, in der Art, dass dieser mit dem alten *Damiette* in Verbindung ge-

*) *Froriep's Fortschritte* etc., 1847, Nr. 27.

bracht und der östliche Hauptarm des *Nils* bis dahin schiffbar gemacht werden soll*).

Ueber die Reise eines Teutschen, Dr. *Tobler*, von *Jerusalem* nach *Beirut* und *Smyrna*, so wie von Triest über Aegypten nach *Jaffa*, in Syrien, giebt die Zeitschrift *Ausland***) sehr vollständige Berichte, aus Toblers Feder selbst.

Klein-Asien wird seit längerer Zeit von mehren Reisenden durchforscht. Im Jahre 1847 ist zu London der Bericht über die wissenschaftlichen Arbeiten erschienen, welche seit 1840 durch die Engländer Dr. *Daniell*, Marine-Lieutenant *Spratt* und Professor *Forbes* in *Lycien* ausgeführt worden sind. Alle drei kamen mit dem Schiffe *Beacon* nach Klein-Asien, welches zur Aufnahme der Küsten bestimmt war. Lieut. *Spratt* gehörte zur Aufnahme-Commission; Prof. *Forbes* war dieser Letztern schon 1841 als Naturforscher beige-

*) *Ausland*, 1847, Mai, Nr. 111.

**) 1846, Oktober, Nr. 286 — 301, und 1847, Juni, Nr. 130 — 133.

sellt worden und Dr. *Daniell* hatte sich als Alterthumsforscher freiwillig angeschlossen. Ein sehr ins Einzelne gehender Bericht über diese Expedition wird in *Frorieps* Zeitschrift *Fortschritte* zur *Geographie und Naturgeschichte* etc., 1847, Nr. 18, 19 und 20 mitgetheilt.

Von dem französischen Gelehrten *Le Bas*, welchen 1843 eine archäologische Mission nach dem alten *Mysien* und andern Küstengegenden der Halbinsel geführt hatte, ist erst ein Theil der von ihm an den französischen Minister des öffentlichen Unterrichts erstatteten Berichte ins Publikum gekommen *).

Der durch seine Reise im Altai-Gebirge bekannte russische Naturforscher *von Tschihatschew* war im Juli 1846 zu Konstantinopel angekommen, um sich hier die

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Jänner, S. 30. Der Sekretär der Pariser Geogr. Ges., *Vivien de St. Martin*, führt bittere Klagen darüber, dass so viele Berichte französischer Reisenden seit Jahren in den Bureaux der Ministerien liegen bleiben, ohne der Gesellschaft mitgetheilt oder sonst bekannt gemacht zu werden.

nöthigen Fermans von Seiten der Regierung zum Behuf einer *geologischen* Reise in *Klein-Asien* zu verschaffen, welche er in Kurzem anzutreten im Begriff war*).

Um dieselbe Zeit war der Franzose *Lottin de Laval*, welcher als Archäolog und Geograph seit 1842 das ganze *westliche Asien*, so wie auch einen Theil von Aegypten, durchwandert hatte, nach Paris zurückgekommen. Er war zu dieser Reise mit einem speciellen Auftrage vom Minister des Innern versehen gewesen und hatte auch Instructionen von der Akademie der Inschriften erhalten. Nach der Durchforschung von Klein-Asien hatte er sich nach *Trebisond* und *Armenien* gewendet, war dann aus der Umgebung des *Ararat* nach dem obern Thale des *Kur* und nach *Ober-Lazistan* gegangen, und später in *Kurdistan* eingedrungen. Im Winter 1844 hatte er den *Wan*-See umkreist und hierauf seinen Weg durch das alte *Medien Atro-*

*) *Ebendas.*, 1846, August, S. 129 u. 130.

patene und die Hochebenen von *Assyrien* nach *Mossul* genommen, um hier den wichtigen Entdeckungen *Botta's* beizuwohnen. Von da nach *Bagdad* gehend, machte er im alten Babylonien zahlreiche Entdeckungen, und begab sich durch die Wüsten nach *Bassora*, wo er sich auf einem Fahrzeuge von *Maskat* einschiffte, den *Persischen Meerbusen* und ganz *Persien* vom Indischen Meere bis zum Kaspischen durchzog. Durch das *persische Kurdistan*, *Kirmanschah* etc. ging er abermals nach *Bagdad*, besuchte dann das klassische Schlachtfeld von *Arbela* (wo *Alexander* den *Darius* schlug), so wie *Assyrien* und das obere *Mesopotamien*, hielt sich längere Zeit im *arabischen Kurdistan* auf, überschritt den *Taurus*, und trat über *Syrien* und *Aegypten* die Rückreise an. Eine so umfassende und gefahrvolle Reise muss reich an wichtigen Entdeckungen für Kunst, Sprachwissenschaft, Geschichte, Länder- und Völkerkunde gewesen seyn, um so mehr, da *Laval* zugleich Gelehrter

und Künstler ist. Er hat über tausend Abbildungen, Zeichnungen und Skizzen aus den berühmten Gegenden mitgebracht; was aber die grösste Wichtigkeit für die Wissenschaften und Künste hat, ist ein von ihm erfundenes Verfahren der Abformung *(moulage)*, mittelst dessen er in Paris mehr als 500 babylonische, assyrische, arsacidische und persepolitanische Inschriften, nebst Basreliefs und zahlreichen Bildwerken darstellen wird. Es ist zu wünschen, dass die Verwirklichung dieser Versprechungen und überhaupt der vollständige Bericht über die ganze Reise nicht, wie gewöhnlich, mehre Jahre lang auf sich warten lasse*).

Prof. *Koch* aus Jena und *Gustav Rose* aus Berlin sind 1844 von einer Reise nach *Armenien* zurückgekommen, welche die geologische Beschaffenheit und die Naturerzeugnisse der obern Thalgegenden, wo der Araxes und die Hauptzuflüsse des

*) *Ebendas.*, S. 133 — 135.

Euphrat entspringen, zum Gegenstande gehabt hat*).

Der teutsche Geologe, Prof. *Abich*, giebt in einem Schreiben an *Leop. v. Buch* Nachricht über verschiedene von ihm am *Ararat* gemachte geognostische Beobachtungen. Er wollte die ganze Gegend vom obern *Akmangan* und dem See *Gortscha* bis *Nachitschewan* durchwandern und über die *Maku*-Berge nach dem *Ararat* zurückkehren **).

Die wichtigen Entdeckungen des französischen Consuls *Botta* in *Mossul*, deren wir im XXIV. Jahrg. (1846), S. XLIII u. ff. gedacht haben, scheinen nur der erste Schritt zu einer langen Reihe weiterer Entdeckungen gewesen zu seyn. Von den assyrischen Alterthümern, welche Hr. *Rouet*, Botta's Nachfolger im Consulat zu Mossul, gefunden hat, gaben wir schon im vorigen Jahrgange (1847) S. XIX eine vorläufige

*) *Ebendas.*, 1846, Jänner, S. 32.

**) *Ebendas.*, April, S. 106 u. f.

Notiz. Aber noch vor ihm hat ein Engländer, Namens *Layrad*, in der Nachbarschaft von Chorsabad, bei einem *Nimrud* genannten Dorfe unter einem Erdhügel ein Gebäude entdeckt, welches wie der Palast von Chorsabad durch Feuer zerstört worden zu seyn scheint. *Layard* hatte im Herbste 1845 bereits 15 Gemächer blossgelegt und aus denselben 250 Basreliefs zu Tage gefördert. Wahrscheinlich, sagt man, hat an dieser Stelle die von *Xenophon* in seiner Beschreibung des Rückzuges der 10000 Griechen erwähnte medische Stadt *Larissa* gestanden; nur passt zu dieser Hypothese der Umstand nicht, dass der Tigris, an welchem diese Stadt lag, jetzt $1\,^1/_2$ engl. Meile von *Nimrud* entfernt ist. Der brittische Consul in Bagdad, Major *Rawlinson*, erklärt dagegen Nimrud für das alte *Ninive* und stützt seine Behauptung auf die zahlreichen aus keilförmigen Charakteren bestehenden Inschriften, in deren Entzifferung er bekanntlich schon früher grosse Fortschritte gemacht

hat. Ausser dem obigen Gebäude hat *Layard* am rechten Ufer des Tigris bei *Kalahi Scherkat* einen schon von *Ross* und *Ainsworth* aufgefundenen Trümmerhügel näher untersucht, welcher zehn Mal grösser als der von *Nimrud* seyn soll*). *Layards* Ausgrabungen werden auf demselben Wege, über Bagdad und Bassora, dann durchs Indische Meer etc., nach *London* ins Brittische Museum gelangen, auf welchem die *Botta'schen* Sammlungen im Verlauf der letzten Monate nach *Paris* gekommen sind.

Der französische Consul *Rouet* in *Mossul* hat die S. XIX u. f. des vorigen Jahrganges erwähnten Untersuchungen der von ihm entdeckten Alterthümer fortgesetzt. Der steile Berg, auf dem er sie fand, heisst *Schenduk* und gehört zu einer in nordöstlicher Richtung verlaufenden Kette. Die von derselben beherrschte Ebene wird von mehren hier entspringenden Bächen durch-

*) *Froriep's Fortschritte* etc. 1847, Nr. 19 und 26; *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, August. S. 230, und Oktober, S. 9.

flossen, deren mit frischem Pflanzenwuchs geschmückte Ufer wunderbar gegen die allgemeine Unfruchtbarkeit des Landes abstechen. *Rouet* schliesst aus dem Anblick dieser Art von Oase, dass ehemals eine Stadt hier gestanden habe, was auch ansehnliche, nicht weit davon entfernte Ruinen wahrscheinlich machen. Heut zu Tage giebt es hier nur ein Dorf, dessen chaldäischer Name *Maalthaï* sowohl *Eingang* als auch *Ausgang* bedeutet, und von einer Bergschlucht herrührt, die man, um nach Mossul zu kommen, passiren muss. Dieses mitten unter den alten Ruinen errichtete Dorf zählt 20 elende Hütten mit chaldäisch-christlichen Einwohnern. Die Ruinen scheinen aber keineswegs so alt zu seyn, wie die entdeckten Basreliefs; denn es befinden sich darunter sechs chaldäische Kirchen. Die Basreliefs haben keine Aehnlichkeit mit denen von *Persepolis*, *Murghab*, *Bostan* etc., sondern tragen ein Gepräge, das sie ins höchste Alterthum versetzt. Der Berg *Schenduk* liegt eine halbe

Lieue von *Dhoheq*, dem Hauptorte eines Bezirks der Provinz Mossul. Es ist schwerlich blosser Zufall, dass der Ort den Namen eines Königs trägt, welcher in den Volksgeschichten des mohammedanischen und parsischen Alterthums so häufig vorkommt *).

Ein junger französischer Gelehrter, *de Mas Latrie*, der sich als Alterthumsforscher ausgezeichnet und eine „Geschichte der *Insel Cypern* unter der Regierung der Fürsten aus dem Hause *Lusignan*„ unter der Feder hat, wollte vor der Vollendung dieser Arbeit den Schauplatz der merkwürdigen Begebenheiten, die er darzustellen sich vorgenommen, mit eignen Augen untersuchen. Er begab sich daher im Jahre 1845 nach dieser Insel und hat, wie er in einem Berichte an den Minister des öffentlichen Unterrichts meldet, überall im Lande, nicht bloss in der Bauart der Ortschaften, sondern auch in

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, April, S. 9—12; *Lacroix*: *Annuaire*, 1847, S. 21.

den Sitten der Einwohner und selbst in der Sprache Spuren von dem langen Aufenthalte der Franzosen während des Mittelalters angetroffen. Die von ihm gemachten Sammlungen betreffen Inschriften, militärische und geistliche Gebäude, Schlösser, Kirchen und Klöster. Besonders merkwürdig ist das Schloss *St. Hilarion*. Die zu Moscheen umgeschaffenen Kirchen in *Nikosia* und *Famagosta* können, was Baustyl betrifft, den schönsten gothischen Gebäuden in Frankreich, aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, an die Seite gestellt werden. Mehre neuere Reisende, welche nur die Küstenbezirke um *Larnaka* gesehen hatten, glaubten, dass die Insel Cypern heut zu Tage kaum noch ein Zwanzigstel der Städte und Dörfer enthalte, welche auf den venetianischen Karten des XVI. Jahrhunderts zu finden sind. *Mas Latrie* erwartete also ein verödetes Land zu finden. Es kam aber anders. Ein von ihm copirtes Verzeichniss aller Dörfer der Insel, welches 1841 auf Befehl des

Pascha entworfen worden, besagt, dass es gegenwärtig wenigstens 400 Dörfer giebt, die grösstentheils von Griechen und nur wenigen Türken bewohnt werden, während man 84 rein türkische Dörfer zählt. Die gesammte Bevölkerung ist wahrscheinlich 120000 Seelen stark. Nach den von ihm gemachten Untersuchungen, Aufnahmen und Messungen, hat er auch eine *Karte* von der Insel gezeichnet, welche alle bisherigen an Genauigkeit und Vollständigkeit übertrifft. Die Herausgabe dieser Karte soll von einem ins Einzelnste gehenden Texte begleitet werden *).

Von einem französischen Arzte, Dr. *Cloquet*, welcher 1846 nach *Persien*, wo er als Leibarzt beim Schah angestellt ist, abgereist war, hegt man grosse Hoffnungen für die Kunde der neuesten Zustände

*) *Lacroix*: *Annuaire*, 1847, S. 6 u. ff.; — *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Mai, S. 142 u. ff.; *Froriep*: *Fortschritte* etc., 1847, Nr. 26.

Persiens. Einstweilen hat man ein Schreiben von ihm aus der Hauptstadt *Teheran*, vom 25. Mai, erhalten, welches bloss einige Einzelheiten über die Lebensweise des Reisenden, insofern er sich den Landesgewohnheiten anbequemen musste, mittheilt. Er trägt zwar europäische Kleidung, aber den Kopf bedeckt die hohe spitzige National-Mütze von bocharischem Lammfell, ein übrigens gar nicht wohlfeiler Hauptschmuck, indem eine 60 Franken kostet und nur vier Monate brauchbar ist. Auch den Kinn- und Lippenbart muss er sich schwarz färben lassen, wenn er für einen Modemann angesehen und in guten Gesellschaften zugelassen seyn will. Die Färbung muss alle 20 Tage frisch wiederholt werden. Die Dienerschaft des Reisenden besteht, seiner Stellung am Hofe angemessen, aus einem Sekretär, einem Haushofmeister, einem Koch, einem Kammerdiener, einem Pfeifenbesorger (der für das *Narghileh* oder die persische Tabakspfeife mit Wasserrohr zu sorgen hat), einem

Pfeifenträger (der dem Herrn beim Ausgehen die Pfeife nachträgt), einem Diener für Kaffeh und Thee, einem Stallmeister, einem Reitknecht, einem *Ferrasch Baschi* oder Leibwach-Capitän und drei unter dessen Befehl stehenden Gardisten. „Wenn ich so mit diesem Gefolge durch die Stadt reite, wobei mich noch der Dolmetsch und zwei Bediente begleiten, so komme ich mir vor wie ein grosser Herr aus altfranzösischer Zeit, etwa unter Heinrich III.“... Was die Fortschritte der s. g. Civilisation im Orient beweist, ist die Wahrnehmung, dass die vornehmen Perser, dem Koran zum Trotz, Champagner, Bordeaux und Burgunder trinken, auch schon Gansleber-Pasteten à la Strassburg zu essen gelernt haben. „Vor der Hand bin ich mit den Menschen zufrieden; das Land selbst finde ich sehr wohnlich. Die grosse Hitze hat bereits begonnen und wir werden in einigen Tagen dem Schah ins Gebirge folgen“ *).

*) *Nouv. Annales d. Voy.*, 1846, Aug., S. 181 u. ff.

Eine reiche Aerndte von neuen Kenntnissen verspricht auch die im Sommer 1846 angetretene asiatische Reise des französischen Gelehrten *Hommaire de Hell.* Er begab sich zunächst nach *Konstantinopel,* wo er seine Studien über den Bosphorus und das Schwarze Meer zu vervollständigen gedachte. Dann wollte er sich nach *Armenien* wenden, die *Südküste* des *Kaspischen Meeres* und einen Theil von *Persien* bereisen, hierauf nach *Charesm* gehen, um das Becken des *Aral-Sees* zu untersuchen, und seine wissenschaftlichen Wanderungen wo möglich mit den *östlichen Küstengegenden* des Kaspischen Meeres beschliessen *).

In *St. Petersburg* hat sich im Jahre 1845 eine *Geographische Gesellschaft* gebildet **), welche zwar zunächst die Erforschung des ungeheuern *Russischen Reiches* zum Zwecke hat, aber auch die geo-

*) *Lacroix*: *Annuaire pour* 1847, S. 15.

**) S. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches, S. XXXIII.

graphische Kenntniss anderer Länder fördern will. Der Kaiser hat ihr eine jährliche Unterstützung von 10000 Silberrubeln bewilligt. In der Sitzung am 29. Nov. 1846 wurde unter andern Verhandlungen der von der Gesellschaft entworfene Plan einer grossen Expedition nach dem *Ural-Gebirge von 60° Breite bis zum Eismeere* vorgelegt. Oberst *Hofmann*, welcher früher den Obersten *Helmersen* auf seinen Reisen in Sibirien begleitet hat, steht an der Spitze dieser Expedition und befand sich im April 1847 bereits auf dem Wege nach *Perm*, wohin ihn auch als Astronom Prof. *Kowalski* begleitete. In *Perm* wollte sich, als zweiter Befehlshaber der Expedition, Hr. *Strajewski* anschliessen, welcher schon früher den Theil der Kette nördlich von *Bogoslowsk* bereist hat. *Brandt*, der treue Gefährte v. *Middendorfs* auf dessen sibirischer Reise*), ist der Naturforscher

*) S. die *Allgemeinen Uebersichten* der Jahrgänge 1845 bis 1847 unsers Taschenbuches.

der Expedition, während zwei Topographen vom Generalstab als Kartenzeichner mitgehen. Wahrscheinlich wird sich die Expedition in zwei Abtheilungen trennen. Die eine wird zu Schiffe von *Tscherdin* aus die Kama-Kanäle (auf der europäischen Seite der Ural-Kette) hinauf- und dann auf der *Petschora* zum Eismeere hinabfahren, bei dieser Fahrt aber auch so oft als möglich die kleinern vom Gebirge kommenden Seitengewässer untersuchen. Die andere Abtheilung wird längs dem Kamme der Kette, welcher durchaus gangbar seyn soll, fortziehen, zu gleicher Zeit aber auch die Gewässer des östlichen Abhanges nicht vernachlässigen. Im heurigen Sommer wird man vermuthlich nicht über 65° Br. hinauskommen, welches derselbe Breitenkreis ist, den *Strajewski* früher schon auf der asiatischen Seite erreicht hat. Während der folgenden Monate hofft man bis ans Eismeer zu gelangen *).

*) *Lit. Gaz.*, 1847, April, Nr. 1578. — *Froriep*: *Fortschritte* etc., 1847, Nr. 16 und 17.

Der ungarische Gelehrte *Reguly*, welcher, wie unser Taschenbuch Jahrgang XXIV (1846), S. LVII, meldete, sich 1843 von St. Petersburg aus nach dem *Ural-Gebirge* begeben hatte, um die *finnischen Sprachen* und ihre Verwandtschaft mit der *ungarischen* genau kennen zu lernen, ist im August 1846 nach Petersburg zurückgekommen und wollte von da nach seinem Vaterlande zurückkehren *).

Von dem finnländischen Gelehrten *Castren*, welcher als Sprachforscher *Sibirien* bereist **), waren im Herbste 1846 abermals Nachrichten in St. Petersburg eingelaufen. Sie betreffen seine Fahrt auf dem *Ob*, welche im Oktober 1845 angetreten wurde. „Mit europäischen Augen angesehen" — heisst es in dem Berichte — „ist der *Ob* ein wilder und einförmiger Fluss, der kaum andere Gefühle als die der Sehnsucht und der Wehmuth zu erwecken ver-

*) *Ausland*, 1846, Nov., Nr. 315.

**) S. den vorigen Jahrg. d. Taschenb., S. XXIX u. ff.

mag. Frage aber den eingebornen Russen, mit welchen Augen er den Fluss ansieht, und die kurze aber inhaltschwere Antwort lautet: Ob ist unsere Mutter. Oder richte dieselbe Frage an den greisen Ostjaken, welcher am Steuer sitzt und ohne Zweifel noch den Glauben und die Sitten seiner Väter achtet. Ist der Mann aufrichtig, so wird er ungefähr antworten: Ob ist der Gott, den wir über alle unsere Götter ehren, den wir mit den inbrünstigsten Gebeten verehren und dem wir die reichsten Opfer bringen. Den Einwohnern des Landes ist der *Ob* der Geber alles Guten, und ohne ihn hätte gewiss kein Mensch dieses elende Land betreten."... Einer der mächtigsten Nebenflüsse des Ob ist der *Wach*. Seinen Ursprung weit in der Statthalterschaft Jenissei nehmend, vollendet er in beständigen Krümmungen eine Bahn, die wenigstens 700, nach Angabe der Einwohner aber 1000 Werst beträgt. Der grösste Theil seines Gebietes besteht aus sumpfigen, menschenleeren Gegenden. In seinem un-

tern Laufe ist der Wach überall schiffbar. Die Anwohner im Gouvernement Tobolsk sind *Ostjaken*. Von der Mündung des Wach an ging die Weiterfahrt auf dem Ob stets durch unbewohnte Gegenden. Nur selten stiess man auf ostjakische Sommerjurten, deren drei bis sechs ein elendes Dorf bildeten. Eines dieser Art war *Unter-Lumpokolsk*, welches aus einer einstürzenden Kirche, drei baufälligen russischen Häusern und drei Ostjaken-Jurten bestand. Die steuerzahlenden Einwohner beliefen sich auf drei Russen und vier Ostjaken. Letztere hatten ihre Jurten etwas entfernt von den Russen gebaut und besassen auch einen besondern Begräbnissplatz, der in einem schönen Haine lag, während der russische sich am öden Ufer befand, wo die Fluthen die Gräber aufwühlten. Die Oekonomie der Einwohner war im grössten Verfall, angeblich weil die Fischerei in der letzten Zeit schlecht ausgefallen war, die Jagd alle Jahre immer mehr abnimmt und das Vieh zehn Monate lang (bis in

den Juli) mit Heu vom vorigen Jahre gefüttert werden muss. In dem Masse als sich *Castren* der *Tomskischen* Gränze näherte, überzeugte er sich, dass die Bildung des Volkes zunahm. Ehe er dieses Gouvernement betritt, wirft er einen Gesammtblick auf den Ostjakischen Volkstamm, der unter den Eingebornen der *Tobolskischen* Statthalterschaft der zahlreichste ist. Nach amtlichen Berichten beläuft er sich auf 18657 Seelen. Die Zahl der in demselben Gouvernement wohnenden *Wogulen* beträgt nur 4325 Personen und die *Samojedische* Bevölkerung zählt 3977 Seelen. Die *Ostjaken* wohnen grösstentheils im *Beresowschen* Kreise und erstrecken sich von der Tomskischen Gränze in Süden bis zum Obschen Meerbusen im Norden. Im Allgemeinen kann man die Flüsse *Djemjanka*, der in den Irtysch geht, und *Wasjugan*, welcher in den Ob fällt, als die südliche Gränze des ganzen Ostjaken-Stammes annehmen. Selbst die Barabinzer Steppe ist nördlich von dieser Gränze mit lauter

Ostjaken bevölkert; südlich davon wohnen *Tataren* und *Samojeden*. Am untern Laufe des *Ob* besitzen vorzugsweise die *Ostjaken* die Gewässer, während die *Samojeden* theils auf den weiten Sümpfen zwischen Ob und Tas, theils und insbesondere an der Küste des Eismeeres selbst nomadisiren.

Sehr scharfsinnig, aber zu weitläuftig, als dass wir sie hier mittheilen könnten, sind die Bemerkungen des Reisenden über die Sprache der *Ostjaken* und ihre verschiedenen Dialekte, namentlich in Bezug auf den Einfluss, den die *russische* Sprache darauf ausgeübt hat. Dieser Einfluss hat nur wenig zur Entwickelung und Vervollkommnung derselben beigetragen, und „die russische Bildung ist auch überhaupt bei den einzelnen Völkern Sibiriens niemals etwas Anderes als eine auswendig gelernte Lection geworden.“... Uebrigens „so wie die russische Herrschaft sich zuerst am *Irtysch* befestigte, und sich von hier allmählich nach Norden und Osten

ausbreitete, so ist es natürlich, dass auch die Ostjaken am *Irtysch* besser als ihre andern Stammverwandten sich der Früchte der russischen Bildung bemeistern konnten. Sie sind schon längst getauft und beobachten wenigstens die Gebräuche der griechischen Kirche.... Aber die am *Pym*, *Jugan* und andern Nebenflüssen des *Ob* wohnenden Ostjaken sollen noch sehr dem Heidenthume anhangen... In *sittlicher* Hinsicht wird der ganze Ostjakische Stamm wegen seiner Rechtschaffenheit, Gefälligkeit und Menschenliebe gepriesen. Die *Irtysch*-Ostjaken aber haben mit der steigenden Civilisation diese Tugenden abzulegen begonnen"... Was das *gesellschaftliche* Leben der Ostjaken betrifft, so sind sie in eine Menge kleiner Bezirke *(mir, mori)* vertheilt, haben eigene Oberhäupter, eigene Gerichtsbarkeit für kleinere Streitfälle, eigene von den Vätern ererbte Gesetze und Einrichtungen, neben gewissen von der russischen Regierung erhaltenen

Privilegien, z. B. geringe Steuer, Befreiung vom Kriegsdienste etc.

Castren schrieb diesen Bericht in *Makowskij*, einem kleinen Dorfe 90 Werst im Westen von Jenisseisk, und wollte im Frühling 1847 den *Jenissei* abwärts seine Reise fortsetzen. Alljährlich im Frühling segeln Kaufleute aus Jenisseisk mit Waaren nach *Tolstoi Nos* hinab und bei dieser Gelegenheit kommen die Eingebornen aus den tiefen Wäldern, wo sie an entlegenen Seen, kleinen Flussarmen etc. die meisten Monate des Jahres sich aufhalten und jeder Nachforschung fast unzugänglich sind, an die Ufer des Jenissei, um mit den Kaufleuten zu verkehren. *Castren* hofft von dieser günstigen Gelegenheit Nutzen für die Beförderung seiner Reisezwecke zu ziehen*).

Eine der wichtigsten Reisen für die Geographie ist die, welche die französi-

*) *Ausland*, 1847, März, Nr. 67 bis mit 73; aus dem *Bulletin de l'Académie impériale* etc.; *Lacroix*: *Annuaire*, 1847, S. 9 u. ff.

schen Lazaristen-Missionäre *Gabet* und *Huc* im Jahre 1846, freilich zum Theil wider ihren Willen, durch das *Innere des Chinesischen Reiches* gemacht haben. Schwerlich dürften die von ihnen durchwanderten Länder jemals von einem Europäer betreten worden seyn. *Gabet*, der sich seit 1844 in der *Chinesischen Mongolei* befand, war nebst seinem Gefährten *Huc* nach einer ungeheuer beschwerlichen Reise durch Wüsten und Schneegebirge, wo nur Gerippe von Menschen und Kameelen den Pfad bezeichneten, mit erfrornen Füssen nach *Tübet* gekommen, wo beide Geistliche in dem Hauptkloster der Lamas zu *Lassa* durch die frommen Bewohner desselben sehr gut empfangen wurden. Einer der vornehmsten Lamas versieht während der Minderjährigkeit des jetzigen Gross-Lama die Stelle eines Regenten des Landes. Der von Seiten des *chinesischen* Kaisers aufgestellte Commissär oder Resident zu Lassa sah jedoch mit Missfallen diese freundliche Aufnahme der Europäer und brachte es

dahin, dass sie ausgewiesen wurden. Auch schrieb er ihnen den zu nehmenden Weg vor; anstatt aber die Missionäre auf der kürzesten Strasse nach Hindustan und den ersten englischen Posten, welche höchstens 25 bis 30 Tagreisen entfernt waren, bringen zu lassen, mussten sie, *Tübet* und *China* der ganzen Länge nach durchschneidend, nach *Macao* gebracht werden. Auf diesem mehr als 700 Lieues betragenden Wege brachten sie acht Monate zu und wurden von den sie geleitenden Truppen so schlecht mit Lebensmitteln versehen, dass sie fast Hungers starben, hatten jedoch keine sonstigen Misshandlungen zu erdulden. Abbé *Gabet* reiste bald darauf nach *Europa* ab und ging am 7. Jänner 1847 von *Marseille* nach *Paris*, wo er sich mit der Beschreibung seiner Reise beschäftigt*).

Der erwähnte Missionär *Huc* sollte nach Gerüchten, die sich im vorigen Jahre

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Dez., S. 268 und 396.

verbreitet hatten, in der *Mongolei* ums Leben gekommen seyn, was jedoch durch ein Schreiben von ihm, aus *Canton* vom 1. November 1846, thatsächlich widerlegt wurde. Ein früheres Schreiben aus der *Mongolei*, vom 8. Jänner 1844, an seinen Bruder in Frankreich, enthält über seine Wirksamkeit als Missionär und über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der *Mongolen* sehr anziehende Einzelheiten. Er fand die Mongolen sehr empfänglich für das Christenthum *).

Ein französischer Gelehrter, Dr. *Robert*, ist seit einigen Jahren beschäftigt, im westlichen Theile des *Himalaya-Gebirges* und den angränzenden obern Gegenden die von dem verstorbenen *Jacquemont* begonnenen geographischen, ethnographischen und physikalischen Forschungen fortzusetzen, und war schon 1844 bis in die fast unzugänglichsten Thäler der *Chinesischen Tatarei* vorgedrungen.

*) *Ebendas.*, April, S. 29; *Lacroix Annuaire* 1847, S. 13 u. f.

Nach Berichten vom April 1845 hatte er sich vorgenommen, die Nordprovinzen von *China* zu bereisen; indessen trafen später, im Nov. dess. J., Nachrichten von ihm aus *Dehli* ein, von wo er sich nach *Butan* zu gehen anschickte. Was ihn an der Ausführung seines frühern Vorhabens gehindert, meldete er nicht *).

Ein französischer Missionär, Naméns *Grandjean*, hat in einem Schreiben aus *Bangkok*, der Hauptstadt des Reiches Siam, unterm 1. Juni 1844 Nachrichten über eine Reise nach der noch wenig bekannten Provinz *Laos* mitgetheilt. Die ziemlich gefahrvolle Reise ging in Begleitung eines andern Missionärs, *Vachal*, den grossen Strom *Menam* aufwärts, welcher in den höhern Gebirgen einen sehr reissenden Lauf hat und zu gewissen Jahreszeiten gar nicht zu befahren ist. Der Strom fliesst durch undurchdringliche Wälder

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Jänner, S. 37; Febr., S. 136; — *Lacroix*, 1847, S. 18.

und seine Ufer sind fast ganz unbewohnt. Die Reisenden mussten weiter aufwärts ihre Fahrzeuge verlassen und ihren Weg über die Gebirge auf Elephanten fortsetzen, bis sie am 18. Jänner 1844 in *Xieng-Maï* anlangten, wo *Grandjean* sich als Missionär fest niederzulassen beschlossen hatte, bald aber fand, dass hier keine Aussichten für sein Bekehrungsgeschäft waren und daher in benachbarte Landestheile vorwärts ging. Aber auch hier wartete seiner ein ungünstiger Empfang und beide Missionäre sahen sich genöthigt, auf einem andern Flusse nach *Bangkok* zurückzukehren. Der Bericht enthält viel Neues über das Land und seine Bewohner. Letztere theilen sich, nach der Art ihrer Tätuirung, in die *Weissen Bäuche* und die *Schwarzen Bäuche.* Jene bewohnen die östlichen, diese die westlichen Gegenden von Laos. Die Provinz selbst gränzt nördlich an China, östlich an Cochinchina, südlich an Siam, und westlich

an Birma. *Xieng-Maï* ist die Hauptstadt und zählt an 20000 Einwohner *).

Ueber den grossen chinesischen Fluss *Yangtsekiang* wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 22. März 1847 eine Mittheilung des brittischen Marine-Capitäns *Collinson* vorgelesen. Dieser Offizier hatte im letzten chinesischen Kriege eines der Schiffe befehligt, welche unter dem Admiral *Sir W. Parker* den genannten Strom bis *Nanking* hinaufgeschickt wurden, um zu untersuchen, inwiefern derselbe geeignet sei, den Krieg mittelst einer Flotte ins Herz des Reiches zu spielen. Vor der Besetzung der Insel Tschusan (1840) war über seinen Lauf abwärts von *Nanking* bis ins Meer wenig oder nichts bekannt gewesen. Gleichwohl erklärt der Verf. den *Yangtsekiang* für einen Fluss, dem an Handelswichtig-

*) *Lacroix Annuaire*, 1847, S. 16 u. ff. — Vollständig enthält den Bericht das Maiheft der *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1847, S. 226 — 247.

keit und leichter Schiffbarkeit kein anderer des Erdbodens gleichkomme. Die Mündung ist nicht ganz 60 (engl.) Meilen breit und wird durch die Insel *Tsung Ming* in zwei gleiche Arme getheilt. Diese 30 Meilen lange und 9 Meilen breite, aus aufgeschwemmtem Lande bestehende, flache Insel diente ehemals als Verbannungsort für Verbrecher, welche sie eindeichten und in fruchtbares Ackerland verwandelten. Mehre andere kleinere Inseln liegen ebenfalls in der Nähe. Der *Buschinsel* gegenüber ergiesst sich der *Huangpu (Whangpoo)* in den Hauptstrom; etwa $2^1/_2$ Meilen weiter aufwärts liegt das elende Dorf *Wusung*, welches aber als Zollstätte für alle nach Siam, Cochinchina, Singapur etc. gehenden und von dort ankommenden chinesischen Schiffe von Wichtigkeit ist. *Schanghai* (einer der jetzt den Engländern geöffneten fünf Häfen) liegt 13 Meilen höher hinauf am Huangpu und steht durch den grossen *Kaiser-Kanal* mit den nördlichen Provinzen des Reiches in

Verbindung. Zwischen den Mündungen des *Yangtsekiang* und des *Huangho* (oder Gelben Flusses) giebt es mehre für kleine Fahrzeuge taugliche Häfen, aber der Huangho selbst ist wegen der starken Fluth und des Triebsandes unbrauchbar. Der *Liuho* ergiesst sich 17 Meilen oberhalb des Huangpu in den Yangtsekiang. Seine Mündung erschien so bedeutend, dass die Chinesen sie mittelst versenkten Dschonken verstopft hatten und die Engländer sie durch ein eignes Schiff blockiren liessen. Die Flotte gelangte aufwärts bis *Fuschan*, wo ebenfalls eine Versenkung von Dschonken die Weiterfahrt hemmte. Der *Kaiser-Kanal* durchschneidet hier den Hauptstrom und geht auf das nördliche Ufer desselben über. Die Chinesen hatten an mehren Punkten Kanonen aufgestellt, liessen sie aber im Stiche, als die Engländer näher kamen. Die ganze Untersuchungsfahrt betrug 225 Meilen, von welchen 150 bisher ganz unbekannt gewesen waren*).

*) *Lit. Gaz.*, 1847, April, Nr. 1577.

Versuche von Seiten der *Franzosen* und *Nordamerikaner*, im Jahre 1845, Verbindungen mit *Japan* anzuknüpfen, sind, wie zu erwarten war, vollständig gescheitert. Der Admiral *Cécille* der in den chinesischen Gewässern unter seine Befehle gestellten Schiffe begab sich mit einer Fregatte und zwei Corvetten im Juni nach der Insel *Lieu-Tscheu* und von da im Juli nach *Nagasaki*, bekanntlich dem einzigen Hafen, wo die japanische Regierung den Europäern, d. h. den Holländern, Zutritt gestattet*). Er sah sich bald von zahlreichen Booten der Eingebornen umgeben, welche Lebensmittel, Geflügel, Gemüse und verschiedene andere Gegenstände zum Verkauf anboten; aber auch ein grösseres Fahrzeug stellte sich ein mit Regierungsbeamten, welche an Bord der Fregatte kamen und den Admiral im Namen der Gesetze und im Interesse ihres eignen Lebens ersuchten, keinen Versuch

*) S. den XXII. Jahrgang (1841) unsers Taschenbuches, S. 1 u. ff.

zu einer Landung zu machen. Uebrigens waren diese Offiziere äusserst höflich, boten den Franzosen alle möglichen Gefälligkeiten an, bezeigten kein Misstrauen, liessen sich im Schiffe herumführen, machten schriftliche Notaten, und schlugen sogar eine Einladung zum Mittagessen nicht aus. Zugleich bemerkte man am Lande, in den mit Kanonen besetzten Festungswerken von Nagasaki, die lebhafteste Aufregung. Der Admiral liess am andern Morgen, nachdem er sich mit frischen Vorräthen versorgt hatte, die Flotte wieder zurückkehren. Die amtlichen Berichte der französischen Regierung versichern übrigens, dass *Cécille* durchaus nicht im Auftrag der Regierung gehandelt habe, sondern aus eignem Antrieb nach *Japan* gegangen sei, theils um seine Schiffe zu beschäftigen, theils auch um den Japanern einen Begriff von der französischen Marine beizubringen. Merkwürdig war, dass die ganze Zeit über die Holländer in ihrer Factorei *Desima*, wo ihre Flagge wehte, versteckt

waren, obschon zu vermuthen ist, dass sie als Dolmetsche der französischen Anträge gedient haben *).

Während der *französische* Admiral diesen Besuch im Hafen von Nagasaki abstattete, that der *amerikanische* Commodore *Biddle*, mit einer Fregatte von 80, und einer Corvette von 24 Kanonen, einen weit wichtigern Schritt. Als Ueberbringer eines Schreibens des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser von Japan versuchte er unmittelbar mit der Regierung in Verbindung zu treten und segelte geradeswegs in den Meerbusen von *Yeddo* ein, in dessen Hintergrunde unweit von einem kleinen Flusse die Hauptstadt *Yeddo* liegt. Aber auch dieses Unternehmen schlug fehl. Gleich beim Eintritt in den Golf sah sich *Biddle* von einer Menge bewaffneter Fahrzeuge umringt, die ihm bis zum Ankerplatze folgten und ihm bedeu-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* 1846, Dzbr., S. 351 u. ff.; nach einem Artikel des *Journal des Débats*.

teten, dass ihm alle Verbindung mit dem Lande aufs strengste untersagt sei. Das Schreiben des Präsidenten und der beigelegte Entwurf zu einem Handelsvertrag wurde zwar an den Hof von *Yeddo* geschickt, aber dieser sandte es schleunigst mit der Erklärung zurück, dass der Kaiser von keinem Vorschlage dieser Art etwas hören wolle. Man erzählt sogar, dass der Commodore von den japanischen Offizieren persönlich beleidigt worden sei. Es blieb ihm nach einem Aufenthalt von zehn Tagen nichts übrig, als wieder abzusegeln *).

Auch die *englischen* Kaufleute auf der chinesischen Insel *Hongkong*, welche mit der Niederlassung daselbst höchst unzufrieden sind, haben ihre Blicke nach *Japan* zu richten begonnen und wünschen, dass von Seiten ihrer Regierung etwas geschehen möge, wodurch eine Verbindung mit diesem Reiche hergestellt werden könnte **).

*) *Ebendas.*, S. 356 u. ff.; nach demselben Journal.

**) *Ebendas.*, 1847, April, S. 46 u. f.

Graf *Castelnau*, über dessen Reise in *Süd-Amerika* die letztjährigen Jahrgänge unsers Taschenbuches berichtet haben, war, wie wir in der Allgemeinen Uebersicht zum vorigen Jahrgange, S. LXXXVII, meldeten, entschlossen, von *Lima* in Peru aus über *Cuzco* nach dem *Apurimak* zu gehen, um auf diesem Flusse und dem *Ucayale* in den *Amazonen-Strom* und diesen abwärts bis zu seiner Mündung zu fahren. Nach Berichten aus *Havre* soll er in den ersten Monaten dieses Jahres (1847) glücklich in *Para* angekommen seyn und man hoffte ihn baldigst mit den Früchten seiner Reise in Frankreich eintreffen zu sehen*). Leider musste er sich schon im Anfange dieser Rückreise, als er von *Cuzco* aus den *Apurimak* beschiffen wollte, von seinem Gefährten, Hrn. v. *Osery* trennen, um später zu erfahren, dass derselbe ermordet worden sei. Man war nämlich, als man den *Apurimak* erreichte, der kaum

*) *Ebendas.*, S. 49.

die kleinsten Flösse tragen konnte, genöthigt, die beträchtlichen Kisten, welche die zuletzt gesammelten Gegenstände enthielten, so wie die kostbaren mathematischen und physikalischen Instrumente nach *Lima* zurückzuschicken, wohin sie Hr. v. *Osery* begleiten sollte, um von dort die Absendung der Sammlungen nach Europa besorgen zu können. Er sollte dann den *Marañon* abwärts gehen, um an dem Vereinigungspunkte dieses Flusses mit dem *Ucayale* wieder mit dem Grafen *Castelnau* zusammen zu treffen. Hr. v. *Osery* kam im Oktober 1846 nach Lima, und reiste Anfangs November wieder ab, um den Marañon zu erreichen; aber von diesem Augenblicke an hatte man keine Nachricht von ihm, bis ein Schreiben aus *Jaën (de Bracamoros)*, welches 200 Lieues nördlich von Lima liegt, berichtete, dass der Reisende in dieser Stadt vier Ruderer gemiethet und mit diesen, ohne irgend weitere Begleitung, im Hafen von *Bellavista* ein Floss bestiegen habe, aber schon am fol-

samoro, von den Ruderern ermordet worden sei. Eine Militär-Abtheilung habe Befehl erhalten, sich dahin zu verfügen, um die Reise-Effekten des Ermordeten zu holen und seinen Leichnam nach *Jaën* zu bringen*).

In Paris machte der Minister des öffentlichen Unterrichts im August 1846 der Akademie der Wissenschaften bekannt, dass nächstens durch den Schiffslieutenant *Tardy de Montravel*, welcher das Dampfschiff *Alecton* und die Corvette *Astrolabe* befehligen wird, eine Erforschungsreise auf dem ganzen schiffbaren Laufe des *Amazonen-Stromes* und seiner vornehmsten Zuflüsse unternommen werden soll**). Bis jetzt ist nichts Näheres darüber bekannt geworden.

Ein zweites Unternehmen dieser Art will ein reicher Engländer, *Lord Ranelagh*, auf eigne Kosten ausführen. Der Plan

---

*) *Froriep: Fortschritte* etc., 1847, Nr. 26.

**) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, August, S. 130 u. f.

dazu wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 9. Nov. 1846 vorgelegt. Lord *Ranelagh* will, von einer Anzahl Gelehrten begleitet, zuvörderst auf einem der grossen Zuflüsse des *Maraňon* in das Innere von *Bolivia* eindringen, zu welchem Ende ein zerlegbares Dampfboot mitgenommen werden soll. Von hier nach dem *Maraňon* zurückkehrend soll die Expedition diesen Fluss bis zu seinen Quellen (in der Westlichen Cordillere in Peru) verfolgen, und auf dieser Fahrt die Entfernung des *Stillen Meeres* vom Becken des *Maraňon*, so wie die Verbindungswege zwischen Beiden, genau untersuchen. Alle besuchten Punkte sollen astronomisch bestimmt und verzeichnet werden, und man hofft überhaupt durch möglichst sorgfältig angestellte Beobachtungen und eingezogene Erkundigungen zur Beförderung des Handels und Erweiterung geographischer Kenntnisse durch diese Expedition wesentlich beizutragen*).

*) *Lit. Gaz.*, 1846, Nov., Nr. 1557.

Im September 1846 ist der in frühern Jahrgängen unsers Taschenbuches mehrmals erwähnte Künstler *Moritz von Rugendas* von einer mehrjährigen Reise, die er durch *Mexico*, *Mittel-Amerika*, *Venezuela*, *Peru*, *Chili* und die *Pampas* gemacht hat, nach Paris zurückgekommen und wird die zahlreichen und schätzbaren Blätter seiner Mappe nächstens zur Veröffentlichung bringen *).

Die Länder an der *Nordwest-Seite von Amerika* sind in der neuesten Zeit, wo die Vereinigten Staaten ihre Eroberungen bis dahin ausgedehnt haben, von mehren Reisenden besucht und beschrieben worden. Wir haben nachträglich zu dem, was unser Taschenbuch im XXIV. Jahrgange (1846) mitgetheilt hat, noch der Reisen des amerikanischen Capitäns *Fremont* zu erwähnen, welcher, nachdem er schon 1842 das *Felsengebirge (Rocky Mountains)* besucht hatte, in den Jahren

*) *Nouv. Ann. d. V.*, 1846, September, S. 260 u. f.

1843 und 1844 seine Forschungen bis an die *westliche* Seite derselben, nach den Gebieten von *Oregon* und *Ober-Californien* ausdehnte. Sein Bericht über beide Reisen*) erhält durch die zahlreichen astronomischen Beobachtungen, naturhistorischen und ethnographischen Schilderungen, einen hohen Grad von Wichtigkeit**).

Das *Russische Amerika* ist in den letzten Jahren von einem Naturforscher, Namens *Wosnessenski* (wahrscheinlich aus Petersburg) bereist worden, welcher hauptsächlich das Feld der Zoologie zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hat. Aus dem Hafen *Petropawlowsk*, in Kamtschatka, begab er sich im Sommer 1845 über die Berings-Inseln etc. nach dem Festlande. In *Neu-Archangelsk* verschaffte ihm der Gouverneur Gelegenheit,

---

*) *Narrative of the Exploring Expedition to the Rocky Mountains*, in the year 1842, *and to Oregon and North California* in the years 1843 — 44; by Ordre of the United States Government etc. London, 1843. Mit 1 Karte.

**) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1846, Febr. S. 145.

das Land der *Kaluschen* (Koloschen) zu besuchen, von wo er 1846 nach Ochotsk und Kamtschatka zurückkehren wollte. Als Früchte seiner Reise waren schon 42 Kisten mit Naturalien, auf dem Seewege über London, in *Petersburg* angekommen *).

Einer Mittheilung in der Sitzung der Londoner Geogr. Ges. vom 9. Nov. 1846 zufolge hatte die *brittische Hudsonsbay-Gesellschaft* eine Expedition ausgerüstet, welche den noch unerforschten Theil der Küste an der *nordöstlichen Ecke* des amerikanischen Festlandes, nördlich von Labrador, bereisen und aufnehmen soll. Diese Expedition besteht zusammen aus 13 Personen, worunter zwei Eskimohs als Führer, und ist unter den Befehl des Hrn. *John Roe*, eines Beamten der Hudsons-Bay-Compagnie, gestellt. Sie war, da das Meer längs den Küsten der Bay im Sommer 1846 früher als gewöhnlich eisfrei ge-

*) *Ebendas.*, Mai, S. 250.

worden, bereits am 5. Juli in zwei Booten aufgebrochen*).

Ueber das Schicksal der 1845 von England aus unter Segel gegangenen *Nordpol-Expedition***) sind bis jetzt noch keine Nachrichten eingegangen. Wenn die s. g. Nordwestliche Durchfahrt gelungen wäre, so hätte *Sir John Franklin* wahrscheinlich seinen Rückweg über *Kamtschatka* zu Lande nach *St. Petersburg* eingeschlagen, und in diesem Falle hätte man schon vor längerer Zeit, entweder von den Sandwichs-Inseln oder auf dem Wege über Panama, etwas von ihm hören können. Letzteres ist aber nicht der Fall gewesen. Die Hoffnung, dass ihm sein Unternehmen gelungen sei, beruhte auf einem in England verbreiteten Gerüchte, dass die Expedition im Sommer 1846 in den *Mackenzie-Fluss* eingelaufen sei und *Sir John* sich auf dem Wege nach dem

*) *Lit. Gaz.*, 1846, Nov., Nr. 1557.

**) S. die Jahrgänge 1846, S. LXV, und 1847, S. XCVII.

Gebiete der Hudsonsbay-Gesellschaft befinde; aber dieses Gerücht hat sich als grundlos bewiesen. Wenn die Expedition nicht zu Grunde gegangen ist, so hat sie jedenfalls einen zweiten Winter im Eismeere aushalten müssen. Sollte jedoch auch diesen Herbst (1847) und Winter keine sichere Kunde von den Reisenden eintreffen, so wird die *Hudsonsbay-Gesellschaft* eine eigne Expedition abschicken, welche zu Lande nordwärts gehen und Erkundigungen einziehen soll. Am 4. Juni d. J. hatte sich bereits in *England* eine Abtheilung königlicher Sappeurs und Mineurs (?) eingeschifft, welche an dieser Expedition Theil nehmen sollen *). Es ist nicht klar, ob mit letzterm Zeitungs-Artikel eine andere Nachricht in Verbindung steht, welcher zufolge der als früherer Begleiter Sir J. Franklins auf dessen zweiter Landreise nach der Nordküste von Amerika **) bekannte *Dr. Richardson* der

*) *Augsb. Allg. Zeitung*, 1847, Nr. 159, (8. Juni).

**) S. den VI. Jahrg. (1828), S. XIX u. ff.

brittischen Regierung den Plan zu einer *neuen Nordpol-Expedition* vorgelegt hat, welcher auch genehmigt worden ist. Diese neue Expedition soll zunächst ebenfalls den Zweck haben, Nachrichten über *Sir John Franklin* einzuziehen, wird aber nicht eher als im Frühling 1848 aufbrechen, weil man bis dahin etwas Sicheres von diesem zu erfahren hofft. Die brittische Regierung hat einstweilen dafür gesorgt, dass unter der Leitung der Hudsonsbay-Compagnie Vorräthe von Lebensmitteln sowohl auf dem *Mackenzie-* als dem *Kupferminen-Flusse* nach den Eismeer-Küsten geschafft werden. Da Franklin bis zum Herbste 1848 verproviantirt ist, so hat man noch immer Hoffnung, ihn seine Reise glücklich vollbringen zu sehen*).

Geschlossen am 3. Juli 1847.

Der Herausgeber.

*) *Lit. Gas.*, 1847, Mai, Nr. 1581 und 1584.

NACHTRÄGE
zur Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen.

Dr. *Leichardt* war bereits am 21. Dez. 1846 von *Sydney* nach der *Moreton-Bay* abgereist, um von dort aus seine neue Reise durch das nördliche *Australien*, in der Richtung von Ost nach West, anzutreten. Die Expedition besteht aus acht Personen und ist reichlich nicht nur mit Lastthieren (Pferden und Maulthieren) zum Transport der Menschen und Lebensmittel (auf zwei Jahre), sondern auch mit einer grossen Anzahl Ochsen und Kühe, um frisches Fleisch und Milch zu liefern, versehen. Auch ist die Expedition, zum Behuf wissenschaftlicher Beobachtungen, in Besitz aller erforderlichen physikalischen und mathematischen Instrumente.

Gleichzeitig mit dieser Meldung aus Sydney sind in London auch Nachrichten über eine andere Expedition von geographischer Wichtigkeit eingelaufen. *Sir Thomas Mitchell,* Ober-Ingenieur *(Surveyor general)* der Colonie Neu-Südwales, schon durch frühere Reisen, namentlich 1831 bis 1836, vortheilhaft bekannt*), erhielt Anfang 1846 den Auftrag, das Land im Innern, welches sich in gerader Linie von *Sydney* nach *Port Essington* erstreckt, in Hinsicht auf Colonisirbarkeit und Verbindungsmittel, zu untersuchen. Zwei Berichte an den Gouverneur, vom 9. Sept. und 19. Nov. 1846, geben eine summarische Uebersicht von seinen Arbeiten. Er war damals schon bis 21° 30′ Breite gekommen, indem er sich stets westlich von der Wasserscheide gehalten hatte, die 250 bis 300 Meilen vom Meere zwischen der Ostküste und dem Innern fortzieht.

*) S. die Jahrgänge 1838, S. CXXIV und 1839, S. CL unsers Taschenbuches.

Unter 24° 50′ 17″ Br. und 147° 25′ 40″ östl. L. (von Greenwich) kam er an einen ansehnlichen Fluss, dessen Richtung er 10 Tage lang nach Westen bis 24° 14′ Br. und 144° 34′ L. verfolgte, wo derselbe sich nach Norden wandte, um wahrscheinlich in den Carpentaria-Busen zu fallen. *Mitchell* gab ihm, der Königinn von England zu Ehren, den Namen *Victoria*. Das durchreiste Land war, besonders zu beiden Seiten des Flusses, fruchtbar, im Allgemeinen aber sehr schwach bevölkert *).

Dr. *King*, welcher als Arzt unter dem Cap. *Back* die Expedition begleitete, die in den Jahren 1833 bis 1835 zu Lande den damals vermissten Nordpolfahrer *Sir John Ross* aufsuchte, hat an den Colonial-Minister Grafen *Grey* ein Schreiben gerichtet, worin er seine Dienste zur Aufsuchung des seit 1845 verschollenen *Sir John Franklin* anbietet. Er behauptet,

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1847, Mai, S. 130 u. ff.

dass es unausführbar sei, der aus 126 Mann bestehenden Franklinschen Reisegesellschaft Lebensmittel auf dem Landwege zuführen zu wollen, und beruft sich auf das Misslingen desselben Versuches, welcher in Bezug auf *Ross* gemacht wurde, ungeachtet dessen Expedition nur 23 Mann stark war. Auch ist das Land, welches durchwandert werden müsste, so arm, dass die den Lebensmittel-Transport führenden Reisenden auf dem ganzen Wege sich nur mit Hilfe der Jagd würden erhalten können, eine Verzögerung, die auf jeden Fall dem *Sir J. Franklin* höchst nachtheilig seyn müsste. Dr. *King* schlägt daher vor, im Frühling (wahrscheinlich ist 1847 gemeint) einige mit Lebensmitteln beladene Schiffe nach dem westlichen Lande von *Nord-Somerset* zu schicken, wo er glaubt, dass *Franklin* überwintert habe. Vorher müsse aber die Hudsonsbay-Gesellschaft ersucht werden, Vorräthe am *Grossen Sklaven-See* und *Mackenzie-Flusse* niederzulegen. Zu gleicher Zeit müsse

diese Gesellschaft zu Lande einige von ihren Leuten abschicken, um *Franklin* von den getroffenen Massregeln in Kenntniss zu setzen. Dr. *King* erbietet sich die Expedition anzuführen (?) und macht dem Minister bemerklich, dass er durch Verwerfung seines Vorschlages eine schwere Verantwortung auf sich laden würde, indem *Sir J. Franklin* nur auf diese Weise gerettet werden könne *).

Der jüngste der Brüder *Abbadie* will von *Kairo* über *Suez* und *Aden* nach *Abyssinien* reisen, um dort seine beiden Brüder, die von dem Könige der *Gallas* zurückgehalten werden, aufzusuchen **).

Die russische *Ural-Expedition* war zu Anfang des Mai d. J. in *Perm* angekommen und schickte sich an, ihre Reise nach Norden fortzusetzen ***).

---

*) *Lit. Gas.*, 1847, Juni, Nr. 1586.

**) *Froriep: Fortschritte* etc., 1847, Nr. 30.

***) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1847, Nr. 185. (4. Juli.)

I.

ZUR KENNTNISS DER SULU-INSELN.

Nach Wilkes*).

Es war am 2. Febr. 1842, als Cap. *Wilkes*, der Hauptbefehlshaber der Nordamerikanischen Erforschungs-Expedition, mit dem Schiffe Vincennes zunächst von den Philippinen kommend, bei der

*) *Narrative of the United States Exploring Expedition*, during the Years 1838 — 1842. By *Charles Wilkes, U. S. N.*, Commander of the Expedition. Philadelphia, 1845. Vol. V. S. 331 u. ff. — Bei der politischen Wichtigkeit, welche in neuester Zeit die Gegenden des *Ostindischen Archipels* erhalten haben, wird obiges Bruchstück aus der, übrigens auch in anderer Hinsicht bemerkenswerthen, Beschreibung der letzten nordamerikanischen Entdeckungsreise, den Lesern dieses Taschenbuches nicht unwillkommen seyn.

Insel *Sulu* anlangte. Er fand in dem Masse, als er der Insel immer näher kam, dass er auf seiner ganzen bisherigen Fahrt nichts gesehen hatte, was mit dem Anblicke dieser reizenden See-Landschaft verglichen werden konnte. Die Insel war gut angebaut, und fiel sanft gegen das Meer ab, während einzelne zerstreute Punkte eine Höhe von 1000 bis 2000 Fuss haben mochten, und andere noch höhere für Gebirge gelten konnten, die bis in die Wolken reichten. Obschon ein grosser Theil der Insel aus angebauten Fluren bestand, hatte sie doch im Ganzen das frische Ansehen einer Waldgegend. Zahlreiche von den Hügeln emporsteigende Rauchsäulen, grosse und kleine Gebäude, Hütten, Felder und Gärten, gaben in Verbindung mit den am Ufer beschäftigten Menschengruppen, und den Prahus, Kähnen und Fischerbooten auf dem Meere, dem Ganzen das Ansehen eines civilisirten Landes. Nur musste man, um in dem Genuss dieses Schauspiels nicht gestört zu werden, einstweilen vergessen, dass dieser reizende Archipel der Wohnsitz eines grausamen und wilden Seeräuber-Geschlechtes ist.

Die einbrechende Nacht gestattete keine Landung im Hafen von *Sung*, der Hauptstadt der Insel und der Residenz des Sultans, welche unter 6° 1′ nördl. Br. und 120° 55′ 51″ östl. Länge (von Greenwich) liegt. Erst am nächsten Morgen um acht Uhr konnte der Vincennes vor Anker gehen. Cap.

Wilkes schickte sogleich einen Offizier mit dem Dolmetscher an den *Datu Mulu* oder Gouverneur ab, um zu erfahren, wann er dem Sultan seine Aufwartung machen könne. Als man in die Stadt kam, lag noch Alles im tiefsten Schlafe. Nach vierstündigem Warten eröffnete der Datu Mulu dem Offizier, der Sultan werde wohl um drei Uhr aufstehen und dann zu sprechen seyn. Ein grosser Theil der Stadt ist auf Pfosten über dem Wasser gebaut und die Häuser stehen nur durch Brücken von Bambus mit dem Lande in Verbindung. Die Bauart ist wenig von der in den malayischen Städten verschieden. Die Häuser sind bloss etwas grösser und übertreffen die andern malayischen an Unsauberkeit.

Auf dem Wege nach dem Innern der Stadt sah Wilkes verschiedene abgetakelte Piraten-Prahus im Hafen liegen, worunter an 20 grosse von beiläufig 30 Tonnen, mit einer oder zwei Kanonen. Er begab sich zuerst zum *Datu*, dessen Haus wie die andern auf sechs Fuss hohen Pfählen stand und eben so gebaut und nur viel grösser war. Es enthielt ein einziges Zimmer, von welchem eine durch Vorhänge getrennte Abtheilung das Harem bildete. Etwa in der Mitte erhob sich eine Plattform von acht oder zehn Fuss ins Gevierte, unter welcher sich eine Menge Kisten und chinesische Koffer befanden. Oben lagen Matten und Polster

für die Schlafstelle und das Ganze war mit einer Art Baldachin bedeckt, von welchem feine Zitz- oder Musselin-Vorhänge herabfielen. Auf dieser Plattform sass der *Datu*, welcher die Eintretenden höflich empfing und sie zum Sitzen auf Stühlen nöthigte, die neben ihm bereit standen. Es war ein kleiner, hagerer Mann, mit lebhaftem Blick und von verständigem Aussehen. Alle seine Habseligkeiten waren, wie *Wilkes* späterhin erfuhr, in demselben Zimmer aufgestapelt, so dass sich kaum begreifen liess, wie so viele Dinge hier Platz finden konnten. *Wilkes* glaubte in einer Scheuer zu seyn, wo eine herumziehende Schauspieler-Truppe sich einquartiert hatte. Auf der einen Seite war eine Sammlung von allerlei buntfarbigen Kleidungsstücken, Trommeln und Glocken, auf der andern Schwerter, Laternen, Spiesse, Flinten, Schilde, Masken, Sägen, Bänder, Gürtel etc. aufgehängt. Hinter den Besuchenden stand eine Gruppe von Eingebornen, gleichsam als Zuschauer in Erwartung des aufzuführenden Lust- oder Trauerspieles. Sie schienen eben so bereitwillig, Handel mit den Fremden zu treiben, als ihnen die Taschen auszuleeren oder den Hals abzuschneiden, wie sich eben die Gelegenheit darbieten möchte. Auch das Harem schien nicht besonders ausgestattet zu seyn, obschon der Datu viel Rühmens davon machte und augenscheinlich seine Gemahlinn in hohen Ehren

hielt. Nicht minder stolz war er auf seine sechs Kinder, von welchen er das jüngste, einen Knaben, sammt der Wärterinn herbeiholen liess. Der Knabe trug, zum Zeichen seines Ranges, bereits einen schön gearbeiteten und reich verzierten Kris (Dolch) im Gürtel. Hinter dem Hause befand sich die Küche, die nur einen kleinen Raum einnahm, da es hier zu Lande wenig Speisen giebt, die einer künstlichen Zubereitung bedürfen. Das ganze Haus des Datu hatte überhaupt ein sehr unsauberes Ansehen.

Nach einigem Verweilen fragte der Datu, ob die Fremden bereit seien, ihn zum Sultan zu begleiten, erklärte aber zugleich, dass nur *Wilkes* und der Offizier (Cap. *Hudson*) die Erlaubniss hätten, das Angesicht des Sultans zu sehen. Als *Wilkes* einwilligte, machte der Datu ganz unbefangen in Gegenwart der Fremden seine Toilette, zog ein Paar seidene Hosen an und ein neues Camisol mit kugelförmigen Knöpfen besetzt, fuhr in die Pantoffeln und band eine seidene Schärpe um, in welche er den Kris steckte, nahm dann den Sonnenschirm und sagte, er sei nun fertig. Der Weg zum Palast des Sultans führte ausserhalb der Stadt, auf einer zehn Fuss breiten Strasse, zu deren beiden Seiten kleine Bäche flossen. Hinter dem Datu und Wilkes, die sich führten, kamen Cap. Hudson und der Dolmetsch, und sechs Sklaven bildeten

den Nachtrab. Der »Palast« des Sultans war im Grunde ein Haus wie die andern, nur beträchtlich grösser und stand auf höhern Pfosten. Anstatt der Treppe musste man auf einer gebrechlichen Leiter von Bambus hinaufsteigen, die so steil war, dass unsere Amerikaner die Hände zu Hilfe zu nehmen genöthigt wurden. Man sagte ihnen, dass diese Leiter jede Nacht, der Sicherheit wegen, hinaufgezogen würde. In Audienz-Saale war der ganze Divan versammelt. Die Herren sassen, den Sultan in der Mitte, in Armstühlen, rund um die Hälfte eines grossen, runden, mit einem weissen Baumwolltuche bedeckten Tisches, und ihnen gegenüber standen Stühle für die Fremden. Als diese eintraten, erhob sich der Sultan und der ganze Staatsrath und lud sie ein, Platz zu nehmen. Der Hintergrund des Saales war mit bewaffneten Männern angefüllt. Während der Stille, die einige Minuten lang herrschte, hatte *Wilkes* Zeit, den Saal genauer zu betrachten. Er war von ganz gemeiner Zimmermans-Arbeit und verrieth nirgends etwas von orientalischer Pracht. Oben hing ein grosses Stück gedrucktes Baumwollenzeug und bedeckte, fast wie ein Betthimmel, etwa die Hälfte des Saales. An den übrigen Stellen konnte man das Dach und die Dachsparren sehen. Ausserdem war das Innere des Hauses durch Wände von neun oder zehn Fuss Höhe in Abtheilungen gesondert,

welche das Schlafgemach des Sultans, die Wohngemächer seiner Gemahlinn und Dienstleute etc. bildeten.

Der Sultan war ein Mann von mittlerer Grösse und hagerer Leibesbeschaffenheit. Seine Kleidung bestand in einem weissbaumwollnen Hemd, weiten Beinkleidern von demselben Stoff, stellenweise mit blauer Seide gestickt, und Pantoffeln, welche die nackten Füsse bedeckten. Um den Kopf trug er ein turbanartig gewundenes Tuch. Seine stark mit Blut unterlaufenen Augen gaben ihm ein unheimliches wildes Ansehen und Alles verrieth, dass er ein starker Opiumraucher war. Die vom Betelkauen wie Ebenholz schwarzen Zähne waren in Verbindung mit den kirschrothen Lippen keineswegs geeignet, seine Reize zu erhöhen. Zu beiden Seiten des Sultans sassen seine Söhne und die Staatsräthe, hinter ihm standen der Betelträger und der Pfeifenträger, welcher Letztere geringeres Ansehen zu geniessen schien, als der Erstere. Die Betelbüchse war von feiner Silberarbeit, etwa so gross wie eine kleine Theebüchse, und hatte drei Fächer, für die Nüsse, die Blätter und den Kalk.

Wilkes eröffnete das Gespräch mit der Bitte, dass der Datu den Sultan von dem Gegenstande der Audienz, nämlich dem Abschluss eines Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten, wozu der Sultan sich schon früher gegen den Supercargo

eines amerikanischen Handelsschiffes geneigt erklärt hatte, näher bekannt machen möchte. Der Sultan versicherte, dass dieses noch immer sein Wunsch sei. Während der Fortsetzung des Gesprächs wurde ein grosser messingener Leuchter, von ziemlich grober Arbeit, mit einer brennenden Talgkerze mitten auf den Tisch gebracht und ein Teller mit Manilla-Zigarren daneben gestellt, den Amerikanern aber keine davon angeboten, so wie ihnen auch keinerlei Art von Erfrischungen gereicht wurden.

Der Besuch währte ungefähr eine Stunde und man entfernte sich unter beiderseitigen tiefen Bücklingen. Der *Datu* gab sich viele Mühe, die Gewährung der Audienz als eine grosse Gunstbezeigung darzustellen, da nur sehr selten Jemand den Sultan von Angesicht sehen dürfe. Andererseits erklärte *Wilkes* es für eine Herablassung von seiner Seite, dem Sultan aufgewartet zu haben, und suchte den Datu von den grossen Vortheilen zu überzeugen, die für den Sultan aus dem Abschluss des Handelsvertrages hervorgehen müssten.

Die Bitte um Führer für die Offiziere und Naturforscher der Expedition, zu einem Ausfluge in das Innere der Insel wurde vom Sultan abgeschlagen, und da ein solcher Ausflug ohne Führer nicht zu machen war, so musste er unterbleiben. Einzelne Versuche, nur ein wenig von der Küste landeinwärts zu gehen, wurden stets von bewaff-

neten Männern zurückgewiesen. Selbst gewisse Theile der Stadt bewachte man so misstrauisch, dass kein Amerikaner sie betreten durfte, und nur längs dem Strande wurden Ausflüge gestattet.

Während des kurzen Besuches, den Wilkes mit den Offizieren nach der Audienz beim Sultan noch dem *Datu* abstattete, vermisste einer der Offiziere ein kleines Pistol, das er auf einen Augenblick seitwärts auf einen Kasten gelegt hatte. *Wilkes* hielt sich für überzeugt, dass das Pistol gestohlen worden seyn müsse und machte ohne Umstände den Datu persönlich dafür verantwortlich, indem er ihm erklärte, dass wenn der Gegenstand sich bis zum nächsten Morgen nicht finde, der Datu die Folgen davon sich selbst beizumessen habe.

Auf dem Rückwege nach dem Schiffe besahen die Amerikaner einige Theile der Stadt, die sie betreten durften, namentlich das Chinesische Viertel, welches durch einen Kanal abgesondert war, über den eine Brücke führte. Letztere hatte zu beiden Seiten kleine Kaufläden, welche aber nur spärlich mit Vorräthen versehen waren, und überhaupt nur Mittelmässiges enthielten. Unter andern wurde eine Schmiede besucht, wo eben Lanzen und Krise in der Arbeit waren. Die Feuerstelle war ein Loch im Erdboden. Die Blasbälge bestanden in zwei hölzernen pumpenartigen Röhren,

jede mit einem Stempel, welcher von einem eignen Arbeiter in Bewegung gesetzt wurde. Der Markt war reichlich mit Früchten und Fischen versehen. Die Früchte bestanden in Artocarpus integrifolia, Wasser- und Moschus-Melonen, Mandarinen- und Bittern Orangen, Ananas, Carica papaya, Mango-Pflaumen, Kokos- und Betelnüssen. Andere Küchengewächse waren Gurken, Capsicum, Yams, Süsskartoffeln, Knoblauch, Zwiebeln, essbare Farnkraut-Wurzeln, und Rettige.

Auf den Wanderungen durch einen der Stadttheile, welche man betreten durfte, sah man grosse behauene Granitblöcke, welche aus China stammten, wo die Kanäle damit ausgemauert werden. Sie waren unstreitig durch Seeräuber hieher gekommen und um die Amerikaner an der Entdeckung dieses Raubes zu verhindern, mochte man ihnen die Besichtigung der Stadt erschwert haben. Aus demselben Grunde und um ihrer bald wieder los zu werden, war der Sultan auch bereitwillig, den gewünschten Vertrag so schnell als möglich abzuschliessen.

Die Geschichte mit dem Pistol erwies sich jetzt so augenscheinlich als ein Diebstahl, dass *Wilkes* streng auf der Rückgabe desselben bestehen zu müssen glaubte. Bisher war der tägliche Retraite-Schuss am Abende aus einer kleinen Messinghaubitze abgefeuert worden, welche bei stiller

Luft Lärm genug längs den umliegenden Inseln verursachte. Statt dessen liess Wilkes jetzt eine von den grossen Kanonen losbrennen und zwar in gerader Richtung gegen die Stadt. Die Wirkung dieses Geschützes war ungeheuer. Alles in der Stadt gerieth in Aufruhr. Glockenschall, tausendstimmiges Geschrei und zahllose Lichter, die sich am Ufer hin und her bewegten, überzeugten unsern Capitän, dass das Pistol am nächsten Morgen sich finden werde. Er hatte richtig gerechnet. Schon mit Tagesanbruch erschien ein Bote des *Datu,* mit der Nachricht, das Pistol sei gefunden und der Dieb werde eine tüchtige Bastonade erhalten. Bald darauf kam ein zweiter Bote und brachte das Pistol nebst tausend Entschuldigungen von Seiten des *Datu* und den heiligsten Versicherungen, dass dergleichen nicht wieder vorkommen sollte.

Da die Naturforscher der Expedition die Hauptinsel nicht durchwandern durften, so liess sie Wilkes unter gehöriger Bedeckung nach der benachbarten kleinen Insel *Marongas* übersetzen, wo sie unbelästigt ihre Forschungen vorzunehmen hoffen durften. Hier fanden sie zwei vulkanische Hügel mit Conglomerat und blasiger Lava, aber ohne Krater. Die Küste bestand aus zerbröckeltem Korallenfels mit Muschelschalen vermischt. Das Innere der Insel war mit Mangrove-Gebüsch bedeckt, aber in Folge der grossen Hitze zum Theil ganz

ausgetrocknet. Man hörte Hähne krähen und entdeckte bald zwischen dem Gebüsch ein kleines Dorf, dessen Häuser auf Pfosten standen. Unweit davon sah man Netze und andere Fischergeräthschaften. Bald kamen auch Eingeborne in ihren Kähnen vom Fischfange zurück. Sie näherten sich mit grosser Vorsicht; nachdem aber die Ersten mit den Amerikanern sich verständigt hatten, stiegen auch die Uebrigen ohne Furcht ans Land, zeigten aber auf ihre Krise, als ob sie sagen wollten, dass sie nicht wehrlos seien. Der Ausflug auf diese kleine Insel bereicherte einigermassen die Sammlungen der Naturforscher. Namentlich brachte man Blüthen und Früchte von Pflanzen, so wie verschiedene Muscheln und eine sehr schöne rahmfarbige Taube mit zurück. Viele Salzpflanzen, die früher auf den Fidschi-Inseln gesehen worden, waren auch hier zu finden. Unter den Landpflanzen zeichnete sich eine schöne Art von *Epidendrum* aus, deren Stängel für sich allein mehre Fuss hoch war und mit den Blüthen 12 bis 15 Fuss Höhe erreichte.

Die Offiziere beschäftigten sich unterdessen mit der Aufnahme des Hafens von Sung, astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, Einkäufen von Waffen und andern Geräthschaften in der Stadt sowohl als an Bord des Vincennes, wohin viele Einwohner, da sie bald das Vortheilhafte

dieses Verkehrs begriffen, mehr brachten als man brauchen konnte.

Nur wenige Sulus können schreiben und lesen, obschon viele Spanisch sprechen. Zur Abfassung von Schriften, Rechnungen etc. bedient man sich der Sklaven, von welchen natürlich solche, welche schreiben und lesen können, hoch im Preise stehen. Beim *Datu* wurde Alles in holländischer Sprache abgefasst, von einem jungen Malayen aus *Ternate*, der eine hübsche Hand schrieb und weil er Englisch sprach, unsern Amerikanern von grossem Nutzen war. Obschon der Datu ihm nach zehn Jahren die Freiheit zu schenken versprochen hatte, glaubt *Wilkes* doch, dass er auf Lebenszeit wird Sklave bleiben müssen.

Pferde, Büffel und Kühe sind die Lastthiere der Sulu-Inseln und werden auch ohne Unterschied zum Reiten gebraucht. Man bedient sich hölzerner Sättel und die Steigbügel sind zuweilen so kurz, dass der Reiter nur mit hoch hinaufgezogenen Knien sitzen kann und mehr wie ein Affe als wie ein Mensch aussieht. Ochsen und Kühe werden mittelst eines durch den Nasenknorpel gezogenen ledernen Riemens gelenkt. Gesetzmässig dürfen keine Schweine auf der Insel gehalten werden, und wer dergleichen kauft, muss sie unverzüglich schlachten. Die Chinesen halten zwar Schweine, dürfen sie aber nicht ans Tageslicht kommen lassen.

Die Eingebornen von Sulu sind schlank, hager und von weibischem Ansehen. Die Gesichter fallen durch ihre Länge auf, besonders was die Unterkiefer und das Kinn betrifft. Dabei haben sie hohe Backenknochen, tiefliegende schwarze Augen und eine schmale Stirn. Der Kopf ist spärlich mit Haaren bewachsen, welche überdiess kurz abgeschnitten werden. Auch raufen sie die Barthaare ganz aus, färben die Zähne mit Antimonium und feilen sie auch wohl spitzig zu. Für eine grosse Schönheit gelten glatt geschorene, einen regelmässigen Bogen bildende Augenbrauen. Die Kleidung des gemeinen Volks ist bei den Männern fast dieselbe wie bei den Chinesen, in weiten Röcken mit vielen Schleifen und ohne Knöpfe bestehend. Auch der Stoff dazu, Seiden- oder Baumwollenzeug, kommt aus China. Soweit man aus dem Ansehen schliessen kann, halten sie auf Reinlichkeit des Körpers. Zwischen Sklaven und Herrn ist kein äusserer Unterschied zu bemerken. Die Gegenwart des *Datu* und selbst des *Sultans* legt Niemanden irgend einen Zwang auf. Ueberall herrscht vollkommene Gleichheit; nur gegen Fremde ist man augenscheinlich misstrauisch. Obschon die Sulus stets zu Raub und Mord bereit sind, so kann man sie doch streng genommen nicht habsüchtig und geizig nennen; wenigstens zeigen sie keine Neigung Schätze aufzuhäufen *(to hoard)*. Was sie

vorzüglich zu Seeräubern macht, scheint mehr ihre Begierde nach Gewalt und Herrschaft zu seyn. Wenn sie diese befriedigt haben, so betragen sie sich mit übermässigem Stolz. Ueberhaupt kann man einem Sulu keine grössere Beleidigung zufügen, als wenn man ihn einigermassen geringschätzig behandelt.

Die Kleidung der Weiber hat viel Aehnliches mit der der Männer. Sie tragen, wenn sie ausgehen, Leibchen von verschiedener Farbe und weite Beinkleider, gerade so wie die Männer; ausserdem aber haben sie einen weiten Ueberwurf, *Sarong* genannt, welcher den Unterleib und die Lenden wie ein Rock umgiebt und auch die Schultern bedeckt. Die Haare werden rückwärts gekämmt, längs der Stirn aber bogenförmig abgeschoren. Die Frauen, die *Wilkes* beim Sultan zu Gesicht bekam, glichen den Malayinnen, mit heller Hautfarbe und schwarzen Zähnen. Uebrigens stehen die Frauen der Sulus in dem Ruf, dass sie ihre Männer beherrschen und dadurch viel Einfluss auf die Regierung des Landes ausüben. Wahrscheinlich ist diess auch die Ursache, dass die Männer wenig Eifersucht zeigen und die Tugend der Weiber eben nicht sehr gepriesen wird. Innerhalb des Hauses sind die Weiber nachlässig gekleidet, tragen aber, wenn sie vom Stande sind, stets eine Menge, zum Theil kostbarer, Finger- und Ohrringe. Die

nackten Füsse stecken in chinesischen Pantoffeln oder spanischen Schuhen. Ihrer Herrschsucht über die Männer dient der stete Umgang mit den Sklaven, welchen sie nicht bloss einige Kenntniss des Christenthums, sondern auch der Sitten und Gebräuche anderer Nationen verdanken.

Als Beispiel, wie die Sulus ihre Zeit hinbringen, kann der *Datu* dienen; denn alle, sowohl Freie als Sklaven, suchen so viel als möglich die vornehmen Stände nachzuahmen. Der Datu steht selten vor eilf Uhr auf, er müsste denn sehr dringende Geschäfte haben. Zum Frühstück dient Chokolade mit Biscuit und Zuckerwerk von China oder Manilla, von welchem immer grosse Vorräthe eingelegt werden. Dann werden einige Spaziergänge im Hause umher gemacht oder die Zeit wird mit verschiedenen Spielen vertrieben, oder man begiebt sich, wenn Handelsschiffe angekommen sind, nach dem *Ruma Betschara*, einer Art Börse oder Sammelplatz der Kaufleute. Die Hauptmahlzeit wird mit Sonnen-Untergang gehalten und besteht in Fischen, Geflügel, Rindfleisch, Eiern und Reiss, welche Speisen theils auf chinesische, theils auf spanische oder auch malayische Art zubereitet sind. Dem Islam, zu dem sich die Sulus bekennen, zum Trotz wird Wein getrunken und Einzelne sollen sich nicht selten stark berauschen. Nach der Mahlzeit wird in der kühlen Luft ein Spaziergang ge-

macht, oder man begiebt sich nach dem Basar und besorgt noch einige Einkäufe, oder man besucht gute Freunde und bringt die Abendstunden mit Wein-, Kaffeh- oder Chokolade-Trinken oder mit Cigarren- oder Opium-Rauchen hin. Auch fehlt es nicht an musikalischen Unterhaltungen und man hat verschiedene musikalische Instrumente. Ein Mann von Stande, der sich auf dergleichen nicht verstände, würde für einen Mann ohne Erziehung gelten. Erfrischungen, die angeboten werden, muss man annehmen, wenn man nicht unhöflich heissen will. Besonders grosse Freunde sind die Sulus von Früchten aller Art. Die wohlhabendern Klassen halten täglich nur Eine Mahlzeit, die ärmern aber zwei.

Die *Regierungsform* des Sulu-Archipels ist eine Art von Oligarchie. Die oberste Gewalt wird vom Sultan gemeinschaftlich mit dem *Ruma Betschara*, oder Handelsrathe, ausgeübt. Letzterer besteht aus etwa zwanzig der vornehmsten Familienhäupter, *Orangs* genannt, welche zum Theil als Datus, oder Statthalter, die einzelnen Provinzen oder Städte verwalten. Der Einfluss eines solchen Orang gründet sich vornehmlich auf die Zahl seiner Anhänger und Sklaven. Die Sklaven werden von den Seeräubern gekauft und auf verschiedene Weise, namentlich zum Schiffbau, Perlenfischen und Einsammeln essbarer Vogelnester verwendet. Eine

kleine Zahl muss auch Landbau treiben und solche, welche die nöthige Bildung besitzen, stellt man als Schreiber etc. an. Es ist den Sklaven erlaubt sich Eigenthum zu erwerben und es, so lange sie leben, ungestört zu besitzen; aber bei ihrem Tode fällt es an den Herrn. Einige besitzen sogar ansehnliche Reichthümer und im Allgemeinen ist, seltsam genug, das Loos der Sklaven in Sulu weit besser als das der freien Leute in den niedern Volksklassen, welche in der Regel von den höhern mannichfach gedrückt werden. Da der arme Sulu gemeinen Standes sich gegen den vornehmen nicht wehren darf, so ist es nichts Seltenes, dass er sich freiwillig unter den Schutz eines Datu, d. h. in Knechtschaft begiebt. Natürlich bringt es der Vortheil des Letztern mit sich, seine Schützlinge, da sie zur Vermehrung seiner persönlichen Sicherheit und zur Verstärkung seines Einflusses dienen, gut zu behandeln. Der Mangel an Furcht vor der Regierungsgewalt ist so gross, dass es Niemand wagt, unbewaffnet oder wenigstens ohne Begleitung bewaffneter Sklaven oder Untergebener auszugehen. Dessenungeachtet finden nicht bloss bei Nacht, sondern auch bei Tage häufige Angriffe auf offener Strasse Statt, welche nicht selten mit Blutvergiessen enden. Am meisten hat man sich vor den Bergbewohnern *(Papuas)* im Innern der Insel zu fürchten, welche zwar Christen seyn sollen, aber den-

noch häufige Einfälle in die malayischen Ortschaften machen, so dass der Sultan seit zwanzig Jahren genöthigt worden ist, sich bei der Hauptstadt einen befestigten Wohnsitz zu erbauen. Zur Vergeltung für die Einfälle der Bergbewohner benützen die Malayen an der Küste jede Gelegenheit, ihnen ihr Vieh und anderes Eigenthum zu rauben. Diese *Papuas* waren die Ureinwohner der Inseln, haben sich aber zur Entrichtung eines Tributs an den Sultan verpflichten müssen. Nach dem, was *Wilkes* früher in Manilla erfuhr, soll auch ein Urstamm von *Dayacks* (*Dyacks*) im Innern der Hauptinsel wohnen, doch scheint ihm diese nicht gross genug, um eine so zahlreiche Bevölkerung, als man ihr zuschreibt, zu beherbergen. In *Sung* selbst sagte man ihm, dass die Insel nicht über 30000 Einwohner habe, von welchen etwa 6- oder 7000 in der Stadt lebten. Ein Achtel der Letztern besteht aus *Chinesen*, welche zur geringsten Volksklasse gehören.

Die Forts sind von einer Doppelreihe von Palissaden umgeben, deren Zwischenraum mit Korallenblöcken ausgefüllt ist. Das an der östlichen Seite des kleinen Kanals gelegene Fort hat einige Kanonen von geringer Bedeutung. Das Fort an der Westseite ist eigentlich nichts weiter als eine rohe Schanze, enthält aber 12 bis 15 Stück von grossem Kaliber. Die meisten scheinen jedoch seit vielen Jahren nicht abgefeuert worden zu seyn,

und die zunächst gelegenen Häuser würden unfehlbar zusammenstürzen, wenn jemals ernstlicher Gebrauch von diesen Feuerschlünden gemacht werden sollte. Etwas weiter östlich von der Stadt befindet sich überdiess eine Art von Pfahlwerk *(Stockado)*, dessen Besichtigung aber nicht gestattet wurde.

Sung ist ein sehr betriebsamer Ort. Der Mangel an strenger Regierung lässt jeden Einwohner nach Belieben für sich thätig seyn, namentlich gestattet der *Ruma Betschara* unbeschränkte Handelsfreiheit. Die Stadt ist daher auch die Haupt-Niederlage für Alles, was der Seeraub zusammenplündert, und übertrifft als Marktplatz wahrscheinlich alle Städte der benachbarten Inselgruppen. In den Monaten März und April kommen zahlreiche chinesische Dschonken an, verweilen aber des Handels wegen nur bis Anfang August, weil dann die im Chinesischen Meere herrschenden ungünstigen Winde eintreten. Sie kommen hauptsächlich von *Amoy*, wo die für den hiesigen Markt am besten geeigneten Baumwollen-Stoffe etc. verfertigt werden. Ihre Ladungen bestehen in mancherlei chinesischen und andern Erzeugnissen, als Seide und Seidenwaaren, rothen und bunten Kattunen, Hals- und Kopftüchern, Messerschmiedt-Waaren, Schiessgewehren, Pulver und Blei, Opium, Holzgeräthe, Porzellan und Glas, Reiss, Zucker, Oel, Speck und Butter. Als Rückfracht nehmen

sie Kampher, Vogelnester, Rohr, Biche de Mar (eine Mollusken-Art), Perlen und Perlmutter, Kakao, Schildkrot und Wachs, im Ganzen aber von allen diesen Artikeln nur etwa zwei oder drei Schiffsladungen, da die Vorräthe davon nicht gross zu seyn pflegen. Dieser Handel setzt auf beiden Seiten grosse Waaren- und Geschäftskenntniss voraus, da sowohl die Chinesen als die Sulus anerkannte Meister in der Kunst des Betrügens sind.

Die auf die Einfuhr gelegten Abgaben sind nicht genau festgesetzt, sondern werden vom *Ruma Betschara* von Zeit zu Zeit abgeändert. Nur grössere Schiffe, welche von Chinesen geführt werden oder dergleichen an Bord haben, müssen 200 Dollars mehr bezahlen als Schiffe ohne Chinesen. Die Ursache davon ist, dass englische Schiffe oft Chinesen an Bord nehmen, um sich vor den Betrügereien der Sulus zu schützen. *Wilkes* giebt für den Handel mit den Sulus verschiedene Vorsichtsmassregeln an die Hand, die wir hier übergehen können.

Obschon der Handel mit Sulu sehr beschränkt ist, so dürfte er, nach Wilkes Meinung, doch einer grössern Ausdehnung fähig seyn. Wenn das Volk nicht der Seeräuberei ergeben und dadurch in so schlechten Ruf gekommen wäre, so könnte Sulu einer der Hauptmärkte im ganzen Osten von Asien seyn. Es erstreckt seine Herrschergewalt über die

fruchtbarsten Gegenden von *Borneo*, wo die kostbarsten Erzeugnisse in ungeheuerer Menge wachsen, aber aus Mangel an der hinlänglichen Zahl von Käufern nicht gepflegt und eingesammelt werden, was doch gewiss mit sehr geringen Kosten geschehen könnte.

Ausser mit China wird auch in verschiedenen kleinern Artikeln ein beträchtlicher Handel mit *Manilla* getrieben. *Wilkes* fand einen Amerikaner unter spanischer Flagge in diesem Handel beschäftigt.

Was er über die *Geschichte* der Sulu-Inseln erfahren konnte, bestand in Folgendem.

Die Hauptinsel, *Sulu*, war ursprünglich nur von *Papuas* bewohnt, die sich jetzt, wie schon oben gesagt worden, in die Gebirge des Innern zurückgezogen haben. Das erste fremde Volk, mit dem sie in Verbindung geriethen, waren die *Chinesen*, welche hieher kamen, um Perlen zu fischen. Die *Orang Dampuvans* erscheinen als die ersten *Malayen*, welche bleibende Ansiedelungen auf den Inseln errichten wollten, aber bald nach Erbauung einiger Städte, in Folge treulosen Benehmens der Eingebornen, wieder abzogen, jedoch nicht ohne dieselben hinlänglich gezüchtigt zu haben. Der Ruf von den untermeerischen Reichthümern dieses Archipels drang bald nach dem benachbarten *Borneo*, dessen Bewohner (die Bandschars) in starker

Anzahl Niederlassungen auf Sulu gründeten, ein Bündniss mit den Eingebornen schlossen, und dadurch in den wirklichen Besitz der Insel zu kommen suchten. Zu dem Ende wurde ein Mädchen von grosser Schönheit aus *Bandscharmassing* mit dem vornehmsten Häuptling der Papuas vermählt, aus welcher Ehe die jetzigen *Sultane* von Sulu abstammen sollen. Der Heurathsvertrag enthielt die wichtige Clausel, dass Sulu dem Reiche Bandscharmassing tributpflichtig seyn solle. Bald nach dieser Unterjochung des Archipels zog der gewinnvolle Handel mit dessen Erzeugnissen viele andere Ansiedler aus der Nachbarschaft herbei, so dass die *Papuas* in kurzer Zeit von den Küsten verdrängt und ins Innere getrieben wurden.

Als um das Jahr 1375 die Chinesen unter dem Kaiser *Song-ti-ping* sich der nördlichen Theile von *Borneo* bemächtigten, wurde die Tochter dieses Kaisers mit einem berühmten arabischen Häuptling, Namens *Scherif Ali*, vermählt, welcher die Küsten von Borneo um des Handels willen besuchte. Die Abkömmlinge aus dieser Ehe dehnten ihre Eroberungen nicht allein über den ganzen *Sulu-Archipel*, sondern auch über die sämmtlichen *Philippinen* aus. Drei Regentenfolgen nach dieser Begebenheit vermählte sich der Sultan von *Borneo Proper* mit der Tochter eines Sulu-Häuptlings, und aus dieser Ehe entsprang *Mirhome Bongsu*, nach dessen Thron-

besteigung, weil er noch minderjährig war, sein Oheim die Regierung führte. Sulu wünschte jetzt das Joch von Borneo abzuschütteln und wusste den Regenten so dafür zu gewinnen, dass ihm nicht nur dieses Vorhaben, sondern auch die Eroberung des östlichen Theiles von Borneo, von der Maludu-Bay in Norden bis Tulusyan in Süden, gelang, welcher Theil auch bis jetzt in der Gewalt von Sulu geblieben ist. Alles dieses fand noch Statt, bevor der Islam die herrschende Religion wurde. Welche Art von Götzendienst sonst hier eingeführt gewesen, ist nicht bekannt. Man glaubt jedoch, dass nur die Papuas dem Heidenthum angehangen haben, die Küstenbewohner dagegen Buddhisten gewesen seien.

Der erste Sultan von Sulu war *Kamaludin*. Während seiner Regierung kam ein arabischer Kaufmann, *Sayed Ali*, aus Mekka, ein Scherif, (Abkömmling des Propheten), nach Sulu, und bekehrte die Hälfte der Inselbewohner zum mohammedanischen Glauben. Er wurde nach Kamaludins Tode zum Sultan gewählt und regierte mit vielem Ruhme sieben Jahre lang. Als er in Sulu gestorben war, errichtete man ihm hier ein prachtvolles Grabmahl, und die Insel wurde von dieser Zeit an von allen Mohammedanern im ganzen Osten für so heilig gehalten wie Mekka selbst, so dass bis zur Ankunft der Spanier jährlich zahl-

reiche Schaaren von Pilgern zu diesem Grabe wallfahrteten. Unter der Regierung des Sultans *Amir*, eines Urenkels von Sayed Ali, kam abermals ein Scherif aus Mekka und bekehrte die noch übrigen heidnischen Einwohner der Inseln zum Islam. *Amir* wurde bald darauf von seinem Bruder *Banfilan* vertrieben und flüchtete nach der Insel *Basilan*, wo er Sultan wurde.

Als 1566 die *Spanier* sich in diesen Meeresgegenden festzusetzen begannen, machten sie auch verschiedene Angriffe auf die Sulu-Inseln, um sich ihrer zu bemächtigen und das Christenthum hier einzuführen. Es gelang ihnen, Besitz von der Hauptinsel, *Sulu*, zu ergreifen, wo sie das Grab *Sayed Ali's* zerstörten, und überhaupt den Islam auf jede mögliche Weise zu verdrängen suchten. Im Jahre 1646 schlossen sie einen Friedensvertrag mit dem Sultan von *Magindanao*, und leisteten Verzicht auf den Besitz der Insel *Sulu*, wogegen sie von dem Sultan einen jährlichen Tribut von drei Schiffsladungen Reiss erhalten sollen. Dieser Tribut wurde bis 1752 entrichtet, wo sich der Sultan in geheime Verbindungen mit den Feinden der Spanier einliess, in Folge dessen 1754 die Spanier ein Schiff abschickten, welches den Sultan nach *Manilla* brachte, wo er als Staatsgefangener behandelt wurde.

Im Jahre 1759 kam ein *englisches* Schiff, an dessen Bord sich der in Diensten der Ostindischen

Compagnie stehende Cap. *Dalrymple* befand, in Handelsgeschäften nach Sulu. *Dalrymple* blieb drei Monate hier und es gelang ihm, mit dem Sultan *Bantilan* einen Vertrag zwischen diesem und der Ostindischen Compagnie abzuschliessen. Die dadurch eifersüchtig gemachten Spanier schickten 1760 von *Manilla* aus eine Flotte gegen Sulu, und, als diese zurückgeschlagen wurde, 1762 eine noch grössere Kriegsmacht, welche dasselbe Schicksal hatte. In demselben Jahre kam *Dalrymple* zum zweiten Male nach Sulu und erhielt von dem Sultan *Alim-ud-din*, dem Sohne Bantilans, die Erlaubniss, auf der Insel *Balambangan* für Rechnung der *Ostindischen Compagnie* einen Handelshafen zu errichten, welcher Plan, gleichzeitig mit der Besitznahme der ganzen Insel 1763 ausgeführt wurde. Die Insel liegt abwärts vom nördlichen Ende der Insel *Borneo*, wo sie die eine Seite der Strasse von *Balabak* bildet, welche von Westen her in das *Sulu-Meer* führt. Die Ostindische Compagnie errichtete hier eine Ansiedlung von *Chinesen* und *Malayen*, Truppen und Waarenvorräthe wurden hergeschickt und der Platz erlangte allmählich eine bedeutende Handelswichtigkeit, als 1775 das Fort, allen Verträgen zwischen Dalrymple und dem Sultan zum Trotz, von den Sulus plötzlich überfallen und ein Theil der Garnison niedergemetzelt wurde. Die Plane der Engländer in diesem Theile des

Ostindischen Archipels waren für jetzt auf lange Zeit vereitelt. Zwar wurde 1803 vom Obersten *Farquhar* ein Versuch gemacht, die Ansiedlung von *Balambangan* wiederherzustellen; aber die Compagnie fand das Ganze zu kostspielig, und 1804 wurde der Platz gänzlich geräumt.

Der treulose Charakter der Sulus hatte sich bei dieser Gelegenheit zur Genüge offenbart. Uebrigens glaubt man nicht ohne Grund, dass auch die *Spanier* und *Holländer* die Hand dabei im Spiele gehabt haben *). Beiden Völkern konnte eine *englische* Niederlassung in ihrer Nachbarschaft und an einem so günstigen Punkte, nichts weniger als angenehm seyn. Hätte die Ostindische Compagnie sich länger hier behaupten können, so wäre *Balambangan* geworden, was jetzt *Singapur* ist. —

Seit dieser Zeit ist in der Geschichte der Sulu-Inseln, ungeachtet fünfzehn Sultane bis jetzt auf einander gefolgt sind, keine merkwürdige Begebenheit aufgezeichnet, obwohl sich in den Verhältnissen der Inseln Manches geändert hat. Der Handel mit *China* war bis zum Anfange dieses Jahrhunderts von sehr grosser Ausdehnung; auch kamen von *Kambodscha* jährlich an 4 - bis 500 Handelsschiffe nach den Inseln. Die Bevölkerung

---

*) Vergl. im vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches (1847) den Aufsatz: *Zur Kenntniss von Borneo*, S. 295 — 297.

soll damals so dicht wie in China gewesen seyn. Auch die Regierungsform hat sich geändert. Der Sultan, in andern malayischen Staaten ein Despot, ist hier nur eine Puppe. Wahrscheinlich ist er diess durch die Zunahme der privilegirten Klasse der *Datus* geworden, welche bis 1810 sämmtlich berechtigt waren, im *Ruma Betschara* zu sitzen. Seit dem letztgenannten Jahre war die Zahl der Glieder dieses grossen Staatsrathes auf sechs vermindert, ist aber später in Folge der von den mächtigsten Datus deshalb erhobenen Beschwerden wieder vergrössert worden. Doch haben zwei oder drei der reichsten Mitglieder das Uebergewicht und der auswärtige Handel der Inseln liegt ganz in ihren Händen. Der Sultan hat das Recht seinen Nachfolger zu ernennen. Stirbt er, ohne dasselbe ausgeübt zu haben, so wird der neue Sultan vom *Ruma Betschara* mit Stimmenmehrheit gewählt.

Der zugenommene Verkehr mit den Europäern und die Entdeckung neuer Fahrstrassen durch diese Meere sind nicht ohne Einfluss auf die Verminderung der *Seeräuberei* geblieben, wenigstens ist die Furcht entdeckt zu werden, grösser geworden *). Die meisten Unternehmungen dieser Art geschehen unter den Auspicien des Sultans und des Ruma Betschara, welche regelmässig 25 Prozent von der

*) Vergl. den vorigen Jahrgang S. 308 bis 313.

Beute empfangen, während die Datus einen noch grössern Antheil für Vorschuss an Feuergewehren und Schiessbedarf, so wie für die Dienste ihrer Sklaven erhalten. Unter den vornehmsten Räuberhäfen der Sulus steht der von *Sung* obenan, nicht sowohl wegen der grössern Menschenzahl, die an den Raubzügen Theil nimmt, als wegen der Leichtigkeit, das Geraubte zu veräussern. Die Spanier nennen die hiesigen Seeräuber *Illanun* oder auch *Lanun*, nach dem Namen einer grossen Bucht an der Südseite der (zu den Philippinen gerechneten) Insel *Magindanao*, welche gleichfalls ein bekannter Schlupfwinkel der Seeräuber ist. Andere Sammelplätze sind die Inseln *Tulaian*, *Tavi Tavi*, *Somlaut*, *Pantutaran*, *Parodasan*, *Palavan* und *Basilan*, so wie *Tantoli* auf der Insel Celebes. Es giebt aber auch viel kleine Häfen, in welchen höchstens nur sechs Prahus ausgerüstet werden. Die *Lanuns* haben die grössten und besten Prahus, von 20 bis 30 Tonnen, mit Segeln und Rudern versehen, nicht tief gehend und schnelle Segler. Man schätzt ihre Zahl auf 200, jedes zu 40 bis 50 Mann. Die Waffen bestehen in Musketen, Doppelhaken, Krisen, Aexten und Spiessen, zu Zeiten auch in einer oder zwei Kanonen. Sie schwärmen hauptsächlich in der *Makassar-Strasse*, der *See von Celebes* und der *See von Sulu* herum.

Ausser den Seeräubern von Sulu giebt es

auch noch andere Zunftgenossen derselben, welche den Handel in den östlichen Meeren belästigen. Besonders sind in neuester Zeit die *malayischen* Piraten (von der Halbinsel Malacca) sehr gefährlich geworden. Ihre Prahus sind viel kleiner als die der Sulus, nicht über 10 bis 12 Tonnen, aber verhältnissmässig weit besser bemannt und ausgerüstet. Sie besuchen die *Malacca-Strasse, Cap Romania*, die *Carimon*-Inselchen und die benachbarten Meerengen, zu Zeiten selbst bis in die Strasse von *Rhio*. Einige der bekanntesten sollen von *Dschohur (Johore)*, also unter den Augen der *Engländer* auf dem benachbarten *Singapur*, auslaufen. Diese malayischen Seeräuber sind durch ihre Vorsicht und Schlauheit bekannt, mit welcher sie zu Werke gehen. Ihre Prahus sind mit Drehbassen bewaffnet, welche trotz dem kleinen Kaliber sehr weit reichen. Sie unternehmen selten einen Angriff als bei ganz ruhiger See, wo sie sich ihrem Schlachtopfer mit grösster Sicherheit nähern und von ihren Booten den besten Gebrauch machen können. Solche Windstillen sind aber, zum Nachtheile der europäischen Schifffahrt, in diesen Meeren, in der Zeit zwischen dem Eintritt der täglichen Land- und Seewinde sehr häufig, und die vielen kleinen Eilande und Durchfahrten bieten den Räubern die besten Schlupfwinkel dar. Man findet sie gewöhnlich in kleinen Flotten von 6 bis

20 Prahus beisammen und je nachdem die Gegenwehr mehr oder weniger heftig ist, entfalten sie auch mehr oder weniger Grausamkeit. Am meisten ist die Strasse von *Malacca* in den Monaten November bis Februar heimgesucht. Während der Sommermonate trifft dieses Loos die Umgebungen von *Singapur*, *Cap Romania* etc. Die Frühlingsmonate, Februar bis Mai, werden zum Fischfang, zur Ausbesserung der Prahus und zu neuen Rüstungen verwendet.

Wilkes äussert sich mit Recht sehr unwillig über die Europäer, namentlich die *Engländer*, welche so lange diesen Räuberzügen ruhig zugesehen haben. Diese wollen natürlich die Häuptlinge der Stämme, von welchen sie umgeben sind, bei guter Laune erhalten und lassen sie daher in Bezug auf Schiffe anderer Nationen gewähren, wenn nur ihre eigene Flagge respectirt wird. Auf die Angabe der Mittel, dem Unwesen zu steuern, können wir uns hier nicht einlassen.

Zum Schluss dieses Aufsatzes muss noch einer andern Menschenklasse, welche den Sulu-Archipel besuchen, gedacht werden. Diess sind die unter dem Namen der *Bajows* bekannten Taucher und Fischer, welchen Sulu die auf seinen Märkten zu findenden untermeerischen Schätze verdankt. Obwohl sie die Sulu-Sprache reden, sind sie keine Eingebornen der Inseln, sondern kommen jetzt

meist von der Insel Celebes. Ehemals hielt man sie für Bughis und auch für Eingeborne der Malayischen Halbinsel. Der Name *Bajows* bedeutet Fischer. Es sind friedliche, betriebsame und harmlose, dem Islam zugethane Menschen, welche sich in Fischerbarken, wohl 100 bis 200 an der Zahl, versammeln und ihre Weiber und Kinder bei sich haben. Um vor den Plackereien der *Sulus* gesichert zu seyn, stellen sie sich unter den Schutz der niederländischen Flagge. Sie verbreiten sich mehr noch über die Philippinen und die kleinen Suda-Inseln, als über den Sulu-Archipel.

Die *Witterung* von Sulu war während des kurzen Aufenthalts der Amerikaner, die in der trocknen Jahreszeit hier verweilten, zwar heiss, aber doch angenehm. Diese Jahreszeit fällt in die Monate Oktober bis April, worauf die Regenzeit, vom Mai bis September folgt. Im Juni und Juli herrschen heftige Stürme aus Westen. Die zweite Hälfte des August und der September sind durch Südwinde bezeichnet, während im Dezember und Jänner die Winde von Norden kommen. Ausserdem stellen sich in der Regenzeit schwache Südwestwinde und in der trocknen Jahreszeit dergleichen Nordostwinde ein. Das Thermometer hält sich fast immer zwischen 70° und 90° Fahr. (17° und 26° R.) Das Klima ist im Ganzen gesund. Die wenigen herrschenden Krankheiten sind Folge der Lebensweise.

Die Pocken haben mehrmals grosse Verheerungen angerichtet. Dennoch ist die Impfung noch nie versucht worden.

Obschon *Sung* einst das *Mekka* der östlichen Inselwelt gewesen ist, so bezeigen sich die heutigen Sulus doch nicht eben als eifrige Anhänger des Propheten. Am strengsten befolgen sie noch das Gebot der Beschneidung und der Enthaltung vom Genuss des Schweinfleisches. Nur wenige Männer, selbst unter den Datus, haben mehr als Eine Frau.

II.

SKIZZEN AUS DER BRITTISCHEN CAP-COLONIE *).

Capstadt und seine Umgebungen gewähren, vom Ankerplatze der Tafelbay aus betrachtet, einen bemerkenswerthen, ungewöhnlichen Anblick. Gerade im Rücken der Stadt erhebt sich mit fast senkrechten Wänden der *Tafelberg*, während rechts und links die Felsmassen des *Löwenkopfs* und des *Teufelspiks* emporstarren. Auf dem Tafelberge liegt gewöhnlich eine grosse Wolkenmasse, die nicht selten auch die Stadt in ihre breiten Schatten einhüllt. Alle drei Berge bestehen aus einem dunkeln röthlichgrauen Sandstein und sind, mit Ausnahme ihrer Grundflächen und dicht hinter der Stadt,

*) *Wilkes: Narrative of the United States Exploring Expedition*, 1838 — 1842. Philadelphia, 1845. 5. Band, S. 422 u. ff.

fast von allem Pflanzenwuchs entblösst. Wo dergleichen vorkommt, sieht man hie und da hübsche Strohhütten aus dem Laubwerk hervorgucken.

Die Stadt selbst erinnert noch mannichfach an ihre ursprünglichen Bewohner, namentlich die Häuser mit ihren niedrigen Eingängen, Vorhallen und Giebeldächern nach der Strassenseite. *Wilkes* fand sie denen ähnlich, welche die ersten Ansiedler von *New-York* und *Albany*, ebenfalls Holländer, gebaut haben. Nur einige wenige Strassen haben an den Seiten Fusspfade und viele sind gar nicht gepflastert, so dass man bei trockner Witterung bis an die Knöchel in Staub waten muss. Neun Zehntel der Einwohner haben ihre holländischen Physionomien behalten und viele darunter verstehen keine andere Sprache als die holländische. Uebrigens ist die Stadt regelmässig angelegt; mehre Strassen durchschneiden sich in rechten Winkeln und einzelne sind von ansehnlicher Breite. Die vorzüglichsten Strassen sind mit Baumreihen, Eichen, Pappeln und Fichten eingefasst. Man sieht Kaufläden, welche reichlich mit den gewöhnlichen europäischen Waaren versehen sind. Die Vorderseiten der Häuser schmücken Rosen und Weinreben und buntfarbige Malereien, die jedoch, obschon noch wohl erhalten, in Hinsicht des Geschmacks ihr hohes Alter verrathen. Schlecht gemalte Hausschilder sind so zahlreich wie in den amerikani-

schen Städten und Wetterfahnen ragen auf allen Seiten über die Giebeldächer empor. Auch die holländische Kleidertracht herrscht noch sehr vor. In den Schulen wird der Unterricht holländisch ertheilt, obwohl in vielen auch das Englische gelehrt wird. In Betracht der langen, seit der Besitznahme der Engländer verflossenen Reihe von Jahren, fand es *Wilkes* höchst seltsam, dass zum Verkehr mit den Eingebornen das Holländische nothwendiger war als das Englische.

Die erste Gründung der Stadt wie der ganzen Cap-Ansiedlung geschah bekanntlich durch die *Holländer* im Jahre 1652. Nachdem sich die *Engländer* 1795 derselben bemächtigt hatten, wurde sie in Folge des Friedens von Amiens, 1802, wieder an (das damals schon dem französischen Reiche einverleibte) Holland zurückgegeben, gerieth aber nach dem Wiederausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England 1806 aufs Neue in die Gewalt der letztern Macht, welcher es im Pariser Frieden, 1815, für immer abgetreten wurde. Während der holländischen Besitzzeit hatte die Colonie 28 Statthalter; seitdem sie den Engländern gehört, ist der jetzige (1842) schon der achtzehnte. Dieser häufige Wechsel der Statthalter ist, da jeder einzelne seine besondern Ansichten hat, für das Gedeihen der Colonie nichts weniger als vortheilhaft gewesen. Die zweckmässigen Einrichtungen, welche

der Eine getroffen, sind nicht selten von seinem Nachfolger, und zwar oft, wie die Colonisten behaupten, ganz ohne zureichenden Grund, wieder abgeschafft worden; so dass allmählich im Ganzen eine ungünstige Stimmung gegen die brittische Herrschaft Platz gegriffen hat.

Die Regierung der Colonie besteht aus dem Gouverneur, einer vollziehenden und einer gesetzgebenden Rathsversammlung. Der vollziehende Rath zählt mit dem Gouverneur sieben und der gesetzgebende dreizehn Glieder, bestehend aus den Gliedern des vollziehenden Rathes und sechs andern, welche Eingeborne der Colonie seyn müssen, aber vom Gouverneur ernannt und von der Krone bestätigt werden. Die Mitglieder des vollziehenden Rathes werden unmittelbar von der Krone ernannt.

Wilkes machte dem Gouverneur *(Sir George Napier)* seinen Besuch. Vor dem Palaste desselben breitet sich ein hübscher, mit schönen alten Eichen besetzter Platz aus, von welchem ein Theil zu öffentlichen Wandelbahnen eingerichtet ist, die an Sonn- und Feiertagen zahlreich von den Einwohnern besucht werden. Ehemals war eine Anstellung in der Cap-Colonie allen öffentlichen Beamten nichts weniger als angenehm, da es an geselliger Unterhaltung mit den Einwohnern fehlt. In neuester Zeit hat sich diess in so fern geändert, als viele in Indien angestellte oder von dort nach

England zurückkehrende Civilbeamte und Militärpersonen das Klima der Capstadt ihrer Gesundheit für zuträglich halten, und daher für längere oder kürzere Zeit ihren Wohnsitz hier aufschlagen. In der Nähe des Regierungspalastes befinden sich die Bureaux der Regierung, so wie auch eine grössere Lehranstalt *(College)* für einheimische Jünglinge, von welcher aber viele Aeltern, die ihren Söhnen eine vollkommnere Erziehung zu geben wünschen, keinen Gebrauch machen, sondern diese lieber nach England schicken.

Die Kasernen sind grosse, hübsche Gebäude, mit einem geräumigen Parade- und Exercier-Platze. Auch mehre andere Militär-Gebäude, namentlich das Krankenhaus, verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden. Dagegen lassen die Gefängnisse, das Zollhaus und die Hafengebäude sehr Vieles zu wünschen übrig und scheinen seit der Besitznahme der Colonie durch die Engländer keine Verbesserungen erfahren zu haben.

Die Stadt ist zum Behuf der innern Verwaltung in zwölf *Bezirke* und jeder Bezirk wieder in vier *Viertel (Wards)* getheilt. Jedem Bezirke steht ein *Commissär* und jedem Viertel ein *Viertelsmeister (Wardmaster)* vor. Diese Stadtbeamten sind zugleich die Schätzer des gesammten Eigenthums der Stadt. Nach der damaligen letzten Abschätzung hatte dasselbe einen Capitalwerth von 1,636000

Pfund Sterling. Jeder Hausbesitzer muss vom Pfunde jährlich $^3/_4$ Penny Steuer entrichten. Die Verwaltung steht zum Theil unter militärischer Controlle. Die Polizei ist auf denselben Fuss wie in London eingerichtet und hat eine beträchtliche Abnahme der Verbrechen bewirkt. Während *Wilkes* Anwesenheit fand die vierteljährige Sitzung der Grossen Jury (für einen Colonie-Bezirk von 50000 Seelen) Statt, welche nur über sechs Criminalfälle (1 Mord, 2 gewaltsame Angriffe auf Menschenleben, 1 Raubfall, 1 Diebstahl und 1 betrügerischen Bankrutt) zu urtheilen hatte.

Ueber die Justiz-Verwaltung in der Colonie hörte *Wilkes* viele Klagen, namentlich über die Anomalien des englischen Prozesswesens, welches grösstentheils an die Stelle des sonstigen holländischen getreten ist. Belustigend fand er die Mittheilungen über den Obersten Justizhof, welcher aus einem Oberrichter und zwei jüngern Räthen besteht. Zwei von diesen drei Personen sind Engländer, der dritte ein Schotte. Da trifft sichs denn nun, dass der englische Richter nach englischen Gesetzen, der Schottländer aber nach schottischen entscheidet, was oft ganz entgegengesetzte Urtheile zum Vorschein bringt; abgesehen davon, dass weder die Partheien noch die Advokaten im Voraus wissen, welcher Richter den vorliegenden Fall zu entscheiden haben wird.

Die gesammte Cap-Colonie ist in *acht Bezirke* eingetheilt, deren jedem ein *Commissär (Commissioner)* oder Civil-Magistratsrath vorgesetzt ist, welchem zwei Friedensrichter zur Seite stehen. Die Bezirke zerfallen wieder in mehre *Feld-Cornetschaften (Veld-Cornetcies)*, über welche ein *Feld-Cornet (Veld-Cornet)* gesetzt ist. Eine solche Cornetschaft *(Cornetcy)* umfasst eine Landstrecke von etwa 20 (engl.) Meilen im Halbmesser. Uebrigens kann von allen diesen Unterbehörden an die Oberbehörde in der Capstadt appellirt werden, welcher Letztern auch alle wichtigern Entscheidungen zur Genehmigung vorzulegen sind. Ausserdem befindet sich in der Capstadt ein *Vice-Admiralitäts-Hof (Vice-Admiralty-Court)* für Vergehen und für Verbrechen, die auf hoher See begangen werden.

Man klagt im Allgemeinen sehr über die Menge und Höhe der *Abgaben*. Zuvörderst besteht eine Kopfsteuer von 6 Schilling jährlich für alle freien Personen beiderlei Geschlechts, welche das sechszehnte Jahr überschritten haben. Nur die Regierungsbeamten und ihre Diener sind davon befreit. Pferde und Wagen aller Art sind mit 2 bis 4 Pfund besteuert. Ferner besteht eine Taxe von 2 Prozent für jedes jährliche Einkommen über 30 Pfund, ungerechnet die Wassertaxen, Haussteuern, Marktgelder, Zehnten von Wein und Getraide etc. etc. etc. Das gesammte *Einkommen* der Colonie wurde auf

130000, die *Ausgaben* auf 125000 Pf. St. berechnet. Um die Abgaben und Steuern zu vermindern, war es damals im Werke, den *Einfuhrzoll* zu erhöhen, welcher von englischen Waaren drei Prozent (des Werths) und von fremden zehn Prozent betrug.

Das Umlaufsmittel ist ein Papiergeld unter der Benennung *Reichsthaler (Rix-dollars)*, $1\frac{1}{2}$ englische Schilling an Nominal-Werth. Auf Anregung des amerikanischen Consuls *Isaak Chase* waren von Privatpersonen zwei Banken errichtet worden: die *Cape of Good Hope Bank*, mit einem Capital von 70000 Pf. St., und die *South African Bank*, deren Capital 100000 Pf. St. betrug. Sie sind zugleich Spar- und Leihbanken und haben auf den Wohlstand der Landwirthe und Gewerbsleute schon sehr günstigen Einfluss gehabt.

Der Haupt-Ausfuhrartikel der Colonie ist noch immer der *Wein*, obwohl viele Weinbauer in Folge der schwankenden Massregeln der Colonial-Regierung in Bezug auf diesen Culturzweig zu Grunde gegangen sind. Die Amerikaner besuchten das Landgut *Constantia*, welches etwa 13 engl. Meilen von der Capstadt entfernt ist, und von dem bekanntlich der Capwein seinen Namen führt. Es sind eigentlich drei Güter dieses Namens: *Ober-*, *Gross-* und *Klein-Constantia*. Die Gegend, durch welche der Weg führte, war zwar sandig und ziemlich unfruchtbar, aber dennoch stark bevölkert.

Das Dorf *Weinberg (Wynberg)* dient einer Menge Leuten zum Aufenthalt, welche hieher kommen, um die herrliche Luft einzuathmen, die hier fast täglich von Osten her weht. Die netten Häuser des Dorfes sehen fast wie Villen und überhaupt recht wohnlich aus. Eichen und Fichten sind beinahe die einzigen Bäume, die man findet, und man muss sich bei dem kahlen, zum Ackerbau ganz untauglichen Ansehen des Landes, sogar wundern, dergleichen Bäume hier anzutreffen. Nur Scharlach-Haide, blauer Sauerklee *(Oxalis)* und gelbe *Compositae* geben dieser Wüste einiges Leben und verleihen ihr etwas von dem Charakter der blumigen Wiesen des Oregon-Gebietes. Der sandige Boden zeigt unverkennbare Spuren, dass er einst Meeresgrund gewesen ist.

Die Constantia-Güter liegen östlich vom Tafelberge, an der *Falschen Bay* und erfreuen sich durch die an jenem Berge herrschenden Nebel einer wohlthätigen Feuchtigkeit. Der Boden ist von leichter, zum Theil kiesiger Beschaffenheit. Die Rebenpflanzungen liegen grösstentheils am südöstlichen Abhange, eine kleinere Anzahl auch am Fusse, im Tieflande, wo sie durch Dämme ringsum sorgfältig vor Ueberschwemmungen geschützt werden. Sie sind in Felder, von je 4 oder 5 Acres abgetheilt. Die Stöcke stehen in Reihen, 4 Fuss von einander entfernt und man lässt sie nicht über 3

Fuss hoch werden. Gras und Unkraut wird sorgsam ausgejätet. Das Beschneiden erfolgt im Frühling und im April (dem Herbstmonat der südlichen Halbkugel) sind die Trauben reif. Bei der Lese werden alle schlecht aussehenden, beschädigten etc. ausgeschieden. Das Auspressen geschieht theils durch Treten, theils auch durch die Schraubenpresse. Die Gebäude bestehen bloss aus einem Erdgeschoss, welches drei Abtheilungen hat, von denen zwei zur Weinbereitung, die dritte zur Aufbewahrung für den Verkauf bestimmt ist. Man hat vier Sorten: *Pontak*, *Frontignac*, *Weissen* und *Rothen Constantia*, eine Rangordnung, welche sich auf die Güte des Weines bezieht, mit welcher auch die Preise im Verhältniss stehen. Das Weinmass heisst (holländisch) *Aam* (109,7 Wiener Mass) und *Halb-Aam* (55 W. Mass). Letzteres kostete damals von der Sorte Nr. 1 100 Dollars, Nr. 2 85, Nr. 3 75, und Nr. 4 60 Dollars.

Uebrigens eignen sich, nach der Versicherung des Eigenthümers von Ober-Constantia, Boden und Klima der Cap-Colonie zum Anbau aller Weinsorten, sowohl der leichten teutschen und französischen, als auch der spanischen und selbst des Madeira (?).

Andere Erzeugnisse des Landes sind *Waizen* und *Mais*, vorzüglich in den Gebirgsgegenden nächst dem Cap, wo man nicht nur soviel baut, als der

eigne Bedarf der Colonie erfordert, sondern auch ein Beträchtliches nach *Mauritius* ausführen kann. Ausserdem werden vorzüglich Früchte, Oel und Küchengewächse gebaut. Viele Colonisten haben in neuester Zeit, in Folge der gegen frühere Jahre sehr abgenommenen Weinausfuhr, ihre Aufmerksamkeit der *Schafzucht* zugewendet. Obschon Boden und Klima diesem Zweige der Landwirthschaft nicht ungünstig sind, so dürfte doch der Wollhandel in der übergrossen Entfernung der meisten Landgüter im Innern von den Hafenplätzen, namentlich von der Capstadt, so wie in dem fast gänzlichen Mangel an Verbindungsmitteln, ein grosses Hinderniss finden. Wenn die ersten Colonisten nicht ein so kräftiges und ausdauerndes Volk gewesen wären und nicht einen so tüchtigen Viehstapel herangezogen hätten, so würde mit den entferntern Punkten des Landes fast gar keine Verbindung möglich seyn. Man kann sich eine Vorstellung von dem Zustande der Strassen machen, wenn man hört, dass häufig vierzehn Paar Ochsen vor einen kleinen Wagen gespannt werden müssen. Der in Südafrika gezogene Schlag dieser Thiere hat viel Eigenthümliches. Die Füsse sind im Verhältniss zum Körper ungewöhnlich lang, mager und unbehaart, die Hörner weit vom Kopfe abstehend, und der Gang des Thieres oft mehr ein Traben als ein gewöhnliches Gehen zu nennen.

Für den auswärtigen Handel ist die Capstadt der einzige Stapelplatz. Man schätzte 1842 den Gesammtwerth der Einfuhr auf $1\frac{1}{2}$ Millionen und den der Ausfuhr auf 1 Million Pfund Sterling. Es waren dabei 600 Schiffe, zusammen von 180000 Tonnen beschäftigt. Die Zolleinnahme hatte 1840 gegen 43000 Pfund betragen. Die Ausfuhr besteht in Wein, Wolle, Elfenbein, Walfischthran, Häuten, Talg und Aloe. Diese Artikel werden theils zu Wagen, theils in kleinen Schiffen von der Algoa-Bay, nach der Capstadt gebracht, wo sie jeden Sonnabend auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden verkauft werden. Die Versteigerung geschieht durch hiesige Kaufleute, welche sie neben ihren eigenen laufenden Geschäften gegen Provision betreiben, und auch Vorschüsse an die Eigenthümer leisten. Die Regierung bezieht von den gelösten Summen bestimmte Prozente.

Es herrschte von jeher grosser Mangel an Arbeitern in der Colonie, und dieser Mangel hat seit Aufhebung der Sklaverei noch zugenommen, da die freigelassenen Sklaven nicht geneigt sind, mehr als zum Erwerb ihres Unterhalts erforderlich ist, zu arbeiten. Man war 1842 im Begriff, einen Theil der von den englischen Kreuzern den Sklavenhändlern abgenommenen Sklaven nach dem Cap zu bringen und sie, wie in West-Indien, solchen Eigenthümern, welche sie anzunehmen geneigt wären,

auf fünf Jahre als »Lehrlinge« in die Arbeit zu geben. Indessen fand dieser Plan bei den meisten Colonisten wenig Beifall, indem sie einwendeten, dass dem Uebel zwar für den Augenblick abgeholfen werden, das Land aber nach Verfluss dieser fünf Jahre mit einer noch grössern Neger-Bevölkerung angefüllt seyn würde, welche dann eben so wenig wie die jetzige, zu arbeiten Lust haben dürfte. Ueberdiess würden dadurch freie Arbeiter abgeschreckt werden, sich in der Colonie niederzulassen.

Von den Ureinwohnern des Caplandes, den *Hottentotten*, ist in der Capstadt selbst, so mannichfaltig auch die Volksmenge (die 1841 in 18720 Seelen bestand) in Körperbildung, Farbe und Kleidertracht erscheint, nur noch selten ein echtes Exemplar anzutreffen. Sie lieben den Aufenthalt in der Stadt nicht. Am besten sagt ihnen das Landleben, das mit dem Betriebe der Viehzucht verbundene Herumschweifen zu, und wo sie diese nicht für eigne Rechnung treiben können, vermiethen sie sich als Hirten, in welcher Eigenschaft sie als Lohn einige Stück Vieh empfangen. Auch als Fuhrleute verdingen sie sich. Im Allgemeinen stehen sie, was Ehrlichkeit und Treue betrifft, in schlechtem Ruf, obwohl man Beispiele von Einzelnen hat, die ihren Gebietern, von welchen sie gut behandelt worden, bis ins hohe Alter anhäng-

lich geblieben sind. Ueber die Zahl der Hottentotten der Colonie herrschen sehr verschiedene Angaben, die von 10000 bis 30000 von einander abweichen.

Die Hottentotten sind seit mehr als hundert Jahren durch teutsche, französische und englische Missionäre zum Christenthum bekehrt worden. Der erste Missionär war *Georg Schmidt*, aus Sachsen gebürtig und Mitglied der *Mährischen Brüdergemeinde* oder *Herrnhuter*. Er ging im Jahre 1727 nach der Cap-Colonie und liess sich auf einem Platze, 14 teutsche Meilen von der Capstadt, die *Affenschlucht* (*Baviaanskloof*) genannt, mitten unter den Hottentotten nieder. In kurzer Zeit hatte er eine kleine Gemeinde von bekehrten Heiden um sich gesammelt, wurde aber als Herrnhuter bald von der holländischen (reformirten) Geistlichkeit in der Capstadt so angefeindet, dass er nach sieben Jahren seine Gemeinde verlassen und nach Sachsen zurückkehren musste. Erst 1792 kamen drei andere Missionäre aus der Brüdergemeinde, um die Arbeit *Schmiedts* wieder aufzunehmen, worin sie auch so glücklich waren, dass die Gemeinde sich bedeutend vergrösserte, und 1827 das hundertjährige Jubelfest der Südafrikanischen Brüder-Mission gefeiert werden konnte. Der Ort heisst jetzt *Gnadenthal* und gehört zum Bezirke *Stellenbosch* in der West-Provinz. Er zählt über 2000 Einwohner, unter welchen sich 6

Missionäre mit ihren Familien befinden. Es ist hier eine Kirche und eine Schule, worin 500 Kinder unterrichtet werden. Auch besteht seit mehren Jahren eine Anstalt zur Bildung junger Hottentotten für das Missions- und Schullehrer-Geschäft; ferner eine Buchdruckerei, eine berühmte Messerfabrik, worin Hottentotten als Arbeiter angestellt sind, eine Wassermühle, eine Schäferei und ein Weingarten. Von Gnadenthal aus sind in den letzten 50 Jahren noch mehre andre christliche Hottentotten-Gemeinden gegründet worden, namentlich 1808 die *Grüne Schlucht (Groenekloof*, gesprochen *Grunekloof)*, welche gegenwärtig schon mehr als 1000 Einwohner zählt *).

Andere Ansiedelungen christlicher Hottentotten sind die in späterer Zeit von Missionären der *Londoner Missions-Gesellschaft* gegründeten, deren Zahl sich bereits auf 17 beläuft. Darunter sind *Bethelsdorf* und *Patzaldorf* auszuzeichnen. *Bethelsdorf* entstand um das Jahr 1803 durch den Missionär *Van der Kemp* und ist jetzt so ansehnlich

*) *Nachrichten aus der Heidenwelt*; von *Ernst Solfeld*, Prediger zu Ludwigslust (in Mecklenburg-Schwerin). Hamburg, 1846. 2. Heft. Von dieser Schrift, welche in kleinen Heften von nicht mehr als 2 Bogen ausgegeben wird, liegen 7 Hefte vor uns. Sie enthalten sehr anziehende Einzelheiten über die Arbeiten der protestantischen Missionäre in den Heidenländern.

und blühend geworden, dass nach und nach viele Einwohner ausgewandert sind und neue Niederlassungen gegründet haben. *Patzaltsdorf* verdankt seine Entstehung einem aus Böhmen gebürtigen Missionär, Namens *Patzalt* *), welcher hier 1813 bloss ein elendes Hottentottendorf, *Hoogekraal*, vorfand, aber in Zeit von fünf Jahren, wo ihn der Tod abrief, einen blühenden Ort daraus machte.

Zu bemerken ist auch eine Ansiedelung *französischer* Protestanten, ursprünglich durch etwa 100 Familien Huguenotten gegründet, welche 1690, bei der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XVI., Frankreich verliessen und nach Süd-Afrika auswanderten, wohin damals auch viele Holländer zogen. Sie liessen sich in dem jetzigen Bezirk *Stellenbosch* nieder, in einer Gegend, welche Wagenmakers-Thal hiess, und fingen an, Land- und Gartenbau, besonders aber Weinbau, mit bestem Erfolge zu treiben. Unter den von ihnen gegründeten Ortschaften sind die grossen Dörfer *Franschhuk (Franschehoek)* und *Paarl* zu bemerken. Die Nachkommen dieser Ausgewanderten, gegenwärtig an 4000 Seelen, haben zwar im Laufe der Zeit nach und nach ihre ganze Volksthümlichkeit

---

*) *Salfeld* schreibt (S. 29 des II. Hefts) den Namen unrichtig *Pacalt*; der Familienname *Patzalt* erscheint häufig im nordöstlichen Böhmen, namentlich zu Jaromič im Königgrätzer Kreise.

verloren und sind Holländer geworden, aber doch Protestanten (Reformirte) geblieben. Als im Jahre 1829 drei französische Missionäre nach Paarl kamen und hier predigen wollten, fanden sie, dass die Leute kein Französisch verstanden, und mussten sich eines Dolmetschers bedienen *).

Lilienbrunn (Lily Fountain) heisst eine Mission im Lande der *Namakas- (Namaquas-) Hottentotten*, im Bezirke *Worcester*, dem nordwestlichen Theile der Cap-Colonie. Sie wurde 1816 oder 1817 vom englischen Methodisten-Missionär *Shaw* gegründet, welcher bei diesem Unternehmen, obwohl er von einem Häuptlinge ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, unsägliche Schwierigkeiten zu besiegen hatte. »Die *Namakas*« — heisst es bei Salfeld**) — bewohnen ein weitläuftiges, ödes und unfruchtbares Land und sind ein sehr armes Volk, arm an Leib und Seele. Der Boden hat grösstentheils nur einen sehr spärlichen Graswuchs, der mit Mühe die kleinen Heerden von Ochsen und Kühen, Schafen und Ziegen ernährt, welche die Namakas halten und mit denen sie unstät von einer Gegend zu andern umherziehen. Von dem Ertrage dieser Herden und von der Jagd leben sie.

---

*) *Salfeld*, a. a. O. V. Heft.

**) III. Heft.

Das Gewächsreich bietet ihnen, ausser einigen saftigen Zwiebelpflanzen, nichts zur Nahrung dar. Ein Missionär hatte schon früher 17 Jahre hinter einander dort zugebracht, und in der ganzen Zeit kein Stück Brod gesehen. Salz hatten sie auch nicht. Natürlich fehlt es ihnen denn auch fast an aller Beschäftigung. Wenn sie nicht auf der Jagd sind, so liegen sie in ihrer Hütte und schlafen oder rauchen. Das Rauchen lieben sie so leidenschaftlich, dass sie eine Rolle Tabak wohl mit einem Ochsen bezahlen. Am Verständniss sind sie in jeder Hinsicht wie die Kinder. Nicht einmal so weit sind sie gekommen, dass sie die Zeit nach dem Laufe der Sonne oder des Mondes eintheilen. Von religiösen Dingen haben sie gar keine Vorstellung.« — Lilienbrunn hat jetzt 800 ansässige Einwohner, welche den Platz nur im Winter, der der hohen Lage wegen hier verhältnissmässig streng ist, verlassen, um in ein benachbartes wärmeres Thal zu ziehen. Die Missionäre haben eine Kirche, eine Schule und für sich ein Wohnhaus mit Nebengebäuden errichtet, auch einen Obst- und Küchengarten angelegt. Es werden jährlich an 20000 Pfund Waizen angebaut, und die Einwohner haben einen Viehstand von 3000 Schafen, 3000 Ziegen, 250 Kühen, 150 Pferden und 125 Ochsen. Die Regierung hat die Missionäre mit der Leitung des Gemeinwesens, der Rechtspflege etc. beauftragt. Unter ihnen

stehen 2 Korporale und 6 Räthe, die jährlich gewählt werden.

Die Colonial-Regierung ist in den letzten Jahren sehr durch die verschiedenen Stämme der *Kaffern* beunruhigt worden, welche an den östlichen Gränzen der Colonie ihre Wohnsitze haben. Sie haben häufige Einfälle gemacht und den weissen Ansiedlern zur Vergeltung für die von ihnen erlittenen Beeinträchtigungen ihrer Weide- und Jagdgründe, das Vieh weggetrieben. Was man von den Verhältnissen der Kaffern weiss, verdankt man grösstentheils den Missionären, welche sich um der Verbreitung des Christenthums willen unter diese Völker gewagt haben. Sie unterscheiden sich sowohl durch Körperbau als Lebensweise und Charakter gänzlich von den Hottentotten und den Negern. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Kaffern ist, dass sie es vorziehen, statt Weiber aus dem eignen Stamme zu heurathen, diese lieber von einem benachbarten zu kaufen, indem sie Vieh an Zahlungsstatt geben. Alle Reisende, welche die Kaffern besucht haben, schildern sie als frohmüthige und gastfreie Leute. Sie gehen im Sommer meist nackt und nur im Winter tragen sie, wie die Hottentotten, einen Schafpelz *(Kaross)*. Ihre Waffen bestehen in Spiessen und Keulen, nebst einem Schild von Ochsenhaut. Sie leben hauptsächlich von der Milch ihrer Rinderheerden und sind überhaupt Hirtenvölker

In den letzten Jahren sind sie auch zum Besitz von Pferden gelangt und haben angefangen, sich dieser Thiere, statt der ehemals gebräuchlichen Ochsen, zum Reiten zu bedienen *).

Folgendes ist eine Uebersicht der Gebietseintheilung der Cap-Colonie, in Bezug auf Flächeninhalt und Volksmenge, wie sie im Jahre 1841 ermittelt war. Die *ganze Colonie* hatte eine Area von 109864 engl. (6865 7/8 geogr.) Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 153460 weissen Einwohnern. Die Gesammtzahl der hierunter nicht begriffenen Farbigen wurde zu 10000 angenommen. Davon kamen auf die *West-Provinz* 69790 1/2 engl. (oder 4361 1/2 geogr.) Gev. M. und 100642 Einwohner. Diese West-Provinz ist in folgende 8 *Bezirke* eingetheilt: *Capstadt*, 9 1/2 engl. Gev. M. mit 18720 E.; *Cap-Distrikt*, 1714 Gev. M. mit 12761 E.; *Stellenbosch*, 1274 Gev. M. mit 14423 E.; *Worcester*, 18075 Gev. M. mit 8845 E.; *Clanwilliam*, 24036 Gev. M. mit 10686 E.; *Swellendam*, 7600 Gev. M. mit 18686 E.; *George*, 4032 Gev. M. mit 11282 E.; und *Beaufort*, 13050 Gev. M. mit 5279 E. — Die

*) *Wilkes Narrative* etc., S. 482. Wir haben über die *Kaffern* und die Arbeiten französischer und englischer Missionäre unter diesem Volke in den Allgemeinen Uebersichten zu frühern Jahrgängen dieses Taschenbuches, namentlich seit 1834, mehrmals Nachrichten mitgetheilt.

Ost-Provinz enthält 40074 engl. (2504 1/2 geogr.) Gev. M. mit 52818 Einwohnern. Sie ist in folgende 6 *Bezirke* eingetheilt: *Uitenhage*, 8960 Gev. M. mit 11019 E.; *Albany*, 1792 Gev. M. mit 13886 E.; *Somerset*, 6500 Gev. M. mit 6439 E.; *Cradock*, 3168 Gev. M. mit 6289 E.; *Graaf-Reinet*, 8000 Gev. M. mit 7292 E.; und *Colesberg*, 11654 Gev. M. mit 7893 E. *)

*) *Wilkes*, a. a. O. Appendix Nr. XV.

III.

BILDER AUS DER ARABISCHEN WÜSTE UND AEGYPTEN.

Nach Mistress Griffith*).

Der brittische Major *Griffith* kehrte im Jahre 1844 mit seiner Gattinn, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Ceylon, auf dem Dampfschiffe *India* der Ostindischen Compagnie nach *Suez*, von da zu Lande durch die Wüste über *Aegypten*, und von *Alexandria* wieder mit einem brittischen Dampfer über *Malta* etc. nach *England* zurück. Mistress *Griffith* hat diese Reise in einer so unterhaltenden

*) *A Journey across the Desert, from Ceylon to Marseilles*; etc. etc. By Major and Mrs. *George Darby Griffith*. Vol. I. London, 1845.

und namentlich über den Flug durch die *Wüste* und den Aufenthalt in *Kairo* so viel Neues darbietenden Weise beschrieben, dass ein Auszug des Wesentlichsten wohl einen Platz in unserm Taschenbuche verdient.

Die Abfahrt geschah am 20. Mai aus dem Hafen *Pointe de Galle*, an der südlichen Küste der Insel Ceylon, wo das von Calcutta kommende Dampfschiff anzulegen pflegt. Die Verf. entwirft eine nicht eben glänzende Schilderung von der Beschaffenheit des Fahrzeuges. Ueberall Schmutz und Kohlenstaub, Ungeziefer mancherlei Art, namentlich Flöhe und Schaben von zwei Zoll Länge, deren gleich in der ersten Nacht sechzig getödtet wurden, ohne dass eine sonderliche Abnahme zu spüren gewesen wäre. Gegen die Einrichtung der Cabinette aber, so wie gegen die Kost, liess sich nichts Erhebliches einwenden. Auch der Capitän fand Gnade vor den Augen der Reisenden. Es war ein kleiner dicker Mann, fast so breit als lang, mit fetten rothen Backen, aus denen die kleinen Augen mit Mühe hervorguckten. Er sass bei Tische stets oben an und hielt es, selbst bei den starken Winden, die um diese Jahreszeit, wo der südwestliche Monsun herrschte, das Schiff tüchtig hin und her warfen, unter seiner Würde, auf einem fest angebundenen Stuhle zu sitzen.

Am 12. Juni landete der Dampfer im Hafen von *Aden*, an der arabischen Küste. Den Tag vorher durchschnitt man 15 Meilen weit eine Stelle des Meeres, wo das Wasser eine schmutzige Orange-Farbe hatte und einen höchst unangenehmen Geruch von sich gab. Einige Eimer wurden geschöpft und untersucht, und es fand sich, dass das Wasser mit unzähligen mikroskopischen weissen und schwarzgefleckten Thierchen angefüllt war, welche wie Raupen aussahen. Das Dampfschiff verweilte, um Kohlen einzunehmen, bis zum 16. in *Aden* und gab der Verfasserinn Gelegenheit, mancherlei Beobachtungen über diese neue Besitzung der Engländer ihrem Tagebuche einzuverleiben. Da diese grossentheils in Mittheilungen bestehen, welche sie von dem brittischen Arzte *Malcolmson* erhielt, und wir im XXIV. Jahrgange (S. XXXVII u. ff.) dieses Taschenbuches aus der Feder ebendesselben Gelehrten Notizen über Aden geliefert haben, so glauben wir das von der Verf. Niedergeschriebene hier übergehen zu dürfen.

Am 17. Juni gelangte man durch die Strasse *Bab el Mandeb* ins *Rothe Meer*. Kurz vorher wurde die Dampfkraft der Maschine vermindert, um ohne Nachtheil durch diese schmale und gefährliche Einfahrt, der die Araber nicht mit Unrecht den Namen »Thor der Thränen« gegeben haben, hindurchzukommen. Seit viele Jahren ist

bekanntlich durch die genauen und geschickten Aufnahmen der Engländer und die von ihnen entworfenen trefflichen Seekarten, die Kenntniss der zahlreichen Klippen und Korallenriffe so vervollständigt worden, dass bei gehöriger Aufmerksamkeit das sichere Fahrwasser nicht verfehlt werden kann. »Die Landschaft zu beiden Seiten der Strasse« — sagt die Verf. — ist furchtbar grossartig. Die Küsten von Arabien und Abyssinien scheinen an Wildniss und Unfruchtbarkeit mit einander zu wetteifern. Die felsige Insel *Perim*, etwa drei Meilen von der arabischen Küste, gewährt denselben trostlosen Anblick. Man berechnet die Breite des Kanals zu 12 bis 14 Meilen, obwohl sie dem Auge wahrscheinlich nur in Folge der Strahlenbrechung, viel geringer vorkommt. Trotz dem wilden und unwirthlichen Aussehen dieser Meeresküsten war der Anblick im Ganzen dennoch von auffallender Schönheit. Die Neuheit der Gegenstände und das Aufleben früher Jugendeindrücke, welche der erste Anblick des »Rothen Meeres« heraufbeschwor, haben mir die Fahrt durch dieses Thränenthal unvergesslich gemacht. Die Sonne schien im vollen tropischen Mittagsglanze und verlieh den zahlreichen Felseninseln, deren Kieselgipfel vor Hitze zu zittern schienen, einen ganz eignen Reiz. Ausser dem Rauschen des Meeres, dessen Sapphir-Wellen heftig

durch die schmalen Fluththore in den Ozean stürzten, war kein anderer Laut hörbar.«

Von immer grösserem Interesse für die Verf. wurde die Fahrt weiter aufwärts, besonders als man in die Nähe der *Peträischen Halbinsel* kam. Man zeigte ihr in blauer Ferne die beiden Gipfel des von Christen und Mohammedanern gleichmässig verehrten Berges *Sinai* und erzählte ihr von dem Hügel, an welchem Moses der Schlacht zwischen Josua und den Amalekitern zusah, von der Stelle, wo er durch einen Schlag mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen springen liess etc. Endlich kam man zu dem Berge (Dschebel) *Attakah*, in dessen Nähe, nach Dr. *Shaw*, die Israeliten durchs Rothe Meer gingen. Der Busen von *Suez* ist hier nur 10 Meilen breit. Die Verf. war den ganzen Vormittag (25. Juni) nicht vom Verdeck des Schiffes wegzubringen.

Bald nach 12 Uhr wurde auf der Rhede von *Suez* Anker geworfen. Es kann nichts Traurigeres geben, als der Anblick dieser Küste. Zu beiden Seiten der Rhede erheben sich einige kahle Berge von brauner Farbe, zwischen welchen sich Sanddünen und Wüsten landeinwärts ziehen. Die Stadt war vom Ankerplatze aus nicht sichtbar, und da man keine Aussicht hatte, noch an diesem Tage Ausflüge zu machen, so zogen es sämmtliche Reisende vor, ruhig bis nach dem Mittagessen an Bord

des Dampfschiffes zu bleiben. Nach der Mahlzeit kamen, sobald die Ankunft der India bekannt geworden, eine Menge Leute aus der Stadt und boten ihre Dienste an. Herr und Frau *Griffith* bestiegen ein arabisches Boot. »Die Sonne brannte so heftig, dass ich mich, da keine Bänke vorhanden waren, auf den Boden setzte und mich mit einem Mantel bedecken liess. Ein Paar schwarzäugige Beduinen waren die Ruderer. Sie lachten und schwatzten in Einem fort und allem Anscheine nach waren wir die Gegenstände ihrer Unterhaltung. Lächerlich im höchsten Grade war ihr Erstaunen, als mein Mann eine Flasche Sodawasser aufmachte, die er von Aden mitgenommen hatte. Als der Korkstöpsel herausflog, fuhren sie wie vor einem Pistolenschusse zurück, und nachdem die Flasche ausgetrunken war, gab der Eine durch Zeichen zu verstehen, dass er sie zu betrachten wünschte. Mein Mann gab sie ihm und der Kerl wusste sich vor Freuden darüber nicht zu fassen. Er guckte zuerst, aber höchst vorsichtig, hinein, ob nicht wieder etwas herausplatzen möchte; dann wagte er es, daran zu riechen und hierauf seinen Finger mit einem Tröpfchen zu benetzen, das noch darin geblieben war. Er brachte nun den Finger an die Lippen, augenscheinlich erwartend, dass er sich verbrennen werde. Da nichts von dem geschah, was er fürchtete, so suchte er nach

dem Kork auf dem Bohen des Kadnes und warf ihn nebst einem Stückchen dazu gehörigen Drathes sorgfältig weg, vermuthlich weil er diese Dinge für Zaubermittel hielt.«

Das Boot musste sich längere Zeit zwischen Sandbänken durchwinden, und das Wasser war so seicht, dass man mit der Hand den Grund hätte erreichen können. Die Araber zogen ein Segel auf, aber trotz demselben sass das Boot in wenig Minuten auf. Es blieb nichts übrig, als hinauszuspringen und es mit den Händen fortzuschieben. Da auch dieses wenig half, so waren die Schiffer genöthigt, das Boot an einem Seile zu ziehen, so dass man erst nach einer Stunde bei der Stadt anlangte. Aber auch hier war das Wasser zu seicht, um dicht am Kai anlegen zu können. Ein Araber nahm unsere Dame auf den Rücken und trug sie ans Ufer. Wie der Gemahl hinüber kam, wird nicht gesagt. Der Landungsplatz war mit Neugierigen angefüllt, elenden Geschöpfen, deren Gesichtsfarbe die Ungesundheit des hiesigen Klimas nur zu deutlich aussprach.

Man eilte nach dem Hotel der *HH. Hill und Comp.*, am Hauptplatze der Stadt. Es sah von Aussen mehr einer Scheuer oder einem Stalle ähnlich als einer menschlichen Wohnung. Der grosse Hofraum war mit Kameelen angefüllt, die für die Reise durch die Wüste beladen wurden. Ueberall

lagen Koffer, Felleisen und Ballen, theils den Reisenden, die mit der *India* angekommen waren, theils solchen gehörig, welche mit ihr zurückfahren wollten. Europäer und Araber schrien, was die Lungen vermochten, in allen Sprachen durch einander. Jeder Reisende suchte sich die besten Kameele zu verschaffen, und da deren nicht genug vorhanden waren, so gab es schrecklichen Lärm und furchtbares Gezänk. Mit grösster Anstrengung bahnte sich unser Ehepaar einen Weg durch das Getümmel und gelangte über eine gebrechliche Holztreppe in das grosse Gastzimmer. Hier sah es recht »comfortabel« aus. Einige Reisende, die schon mehre Tage auf die Ankunft der *India* gewartet hatten, sassen behaglich bei Tische und nahmen ihre Mahlzeit ein. Obschon sie die besten Schlafzimmer in Beschlag genommen hatten, war die Verf. doch so glücklich, noch ein leidliches für sich zu erhalten. Aber ihre Nachtruhe wurde hier eben so sehr wie auf dem Dampfschiffe durch ungebetene Gäste gestört, so dass sie froh war, mit Tagesanbruch ihre Toilette machen und sich zum Frühstück setzen zu können.

Das Nächste war jetzt, die Abreise zu beschleunigen. Da eben so wenig genug Kameele als Esel vorhanden waren, so musste ein Fuhrwerk, von der Art, wie sie jetzt für die Wüste eingeführt sind (ein *Van*, *Wanne* (?) nennt es die Verf.) ge-

miethet werden; nur für das Gepäck gelang es, Kameele aufzutreiben. Die HH. Hill und Comp. haben den ganzen Verkehr monopolisirt und lassen sich für jedes Kameel 12 Pfund Sterling bezahlen. Diess gilt für den ganzen Weg bis *Alexandria*, oder, wenn man nur die Hälfte in Suez entrichtet, bis *Kairo*. Wäre Hr. *Griffith* nicht so unvorsichtig gewesen, den ganzen Betrag in Suez zu erlegen, so hätte er in Kairo weit bessere und wohlfeilere Reisegelegenheit nach Alexandria erhalten können. Ein weiterer Unfall war, dass der englische *Sovereign* die einzige vollgiltige Münze in Aegypten ist. Er hatte aber nur *Rupien* bei sich, an denen er bedeutend verlieren musste.

Im Augenblicke der Abfahrt gab es noch einen kurzen Zwist mit dem Agenten des Gasthofes, der auf der Vorschrift bestand, dass kein Gepäck im Wagen mitgenommen werden darf. Die Verf. hatte aber einen Korb mit Kleidern und eine Schachtel schon hineinbringen lassen, was am Ende der Agent wohl oder übel doch bewilligen musste. Es war ihm ohnehin bloss darum zu thun gewesen, den Reisenden noch ein Kameel aufzuzwingen. Ein Geldgeschenk, mit dem Hr. Gr. die Sache abmachen wollte, wurde von der standhaften Frau Gemahlinn durchaus nicht genehmigt.

Noch wurde beim Abschied die Verf. von allen Bettlern in Suez umringt. »Es war empö-

rend« — sagt sie — »eine Menge armer Leute, selbst Kinder von 12 und 13 Jahren, zu sehen, welche, wenn nicht auf beiden Augen, doch auf Einem ganz blind waren. Diess rührt entweder von Mangel an Reinlichkeit oder von den ungeheuern Fliegenschwärmen her, die sie bedecken. Die armen Geschöpfe mochten an diese schädlichen Insekten so gewöhnt seyn, dass sie dieselben gar nicht zu bemerken schienen; wenigstens machten sie keinen Versuch, sie von den Augen oder den Mundwinkeln wegzuscheuchen.... Aber« fährt sie fort — »vergessend, was zunächst um mich vorging, konnte ich nicht umhin, das Malerische, was der ganze Stadtplatz darbot, im Stillen zu bewundern. Der Morgen war kaum angebrochen und die Luft erquickend kühl. Die hohen und ziemlich baufälligen Häuser warfen noch lange Schatten vor sich hin. Hie und da sass unter einer Verandah ein einzelner Türk im weiten schwarzen Gewand und mit einem weissen Turban bedeckt, gemüthlich seine Morgenpfeife rauchend und seinen Kaffeh schlürfend. Auf einer andern Seite erblickte ich Frauenpersonen der untern Klasse, welche Durrah-Brod feil hatten. Ihre Kleidung war ein weites Hemd von dunkelblauem Kattun, welches bis auf die Waden reichte, aber auf der Brust offen war. Den Kopf bedeckte ein grosser Mantel, der zugleich als Schleier diente, aber nur, wenn ein

Mann vorüber ging, vor das Gesicht gezogen wurde. In der Mitte des Platzes ging es noch lebhafter her. Hier gab es eine Menge Esel, welche mit Schläuchen auf beiden Seiten beladen, Trinkwasser« (das aus Aegypten gebracht werden muss) »in die Häuser trugen. Dort sah man ganze Heerden von Kameelen in den mannichfaltigsten Lagen und Stellungen, und daneben ihre bronzefarbigen und schwarzäugigen arabischen Wärter.... Was den seltsamen Anblick erhöhte, war der mit vier Pferden bespannte *Van*, hinter dem ich selbstvergessen und wie aus den Wolken gefallen zum Einsteigen bereit stand.« ....

Indessen musste eingestiegen werden und das war nichts Leichtes. Zuvörderst giebt die Verf. eine kurze Beschreibung von dem *Van* genannten Fuhrwerke. Zwischen zwei mächtig hohen Rädern ruht ein Karren auf Federn, in der Art, dass die Räder nur einige Zoll über dessen Boden hinaufreichen. Oben ist er zum Schutze gegen die Sonne mit einer dünnen Tuchdecke überspannt. An jeder Seite ist eine schmale hölzerne Bank, auf der zwei Personen sitzen können; aber dieser enge Raum wird noch durch den, ein Stück in den Wagen hineinreichenden Kutschersitz vermindert. An der Hinterseite ist eine niedrige hölzerne Thüre, durch welche man mittelst eines 4 bis 5 Fuss über den Erdboden erhöhten eisernen Auftritts in das Innere

des Wagens gelangt. Kaum hatten Herr und Frau Griffith ihre Plätze eingenommen, als das feurige Viergespann mit dem Fuhrwerke davon flog, so dass in den engen Gassen der Stadt Türken und Araber nach allen Richtungen aus dem Wege sprangen. Bald wurden die Stösse, welche der Wagen empfand, so fühlbar für die Verf., dass der Wagen anhalten und der Kutscher zurückkehren und aus dem Gasthofe das dort vergessene Sitzpolster holen musste.

Die s. g. Wüste, welche unmittelbar vor den Thoren von *Suez* beginnt, zeigte sich nicht nur hier, sondern auch fast auf der ganzen Strecke bis *Kairo* sehr verschieden von dem, was die Reisenden nach den gewöhnlichen Schilderungen davon erwartet hatten. Anstatt einer unbegränzten Sandebene fand man rechts und links von der Strasse niedrige Ketten von felsigen Hügeln, die sogar stellenweise, namentlich in der Nachbarschaft von *Suez*, Berge genannt werden konnten. Die ganze Fläche ist mit Geschieben und grössern Felsstücken bedeckt, und überhaupt der Boden, bloss die Gegend um die zwei mittlern Anhaltsplätze ausgenommen, eher steinig als sandig zu nennen. Die Strasse besteht bloss in den durch die Räder gebildeten Fahrgeleisen und geht in gerader Linie wie es trifft, ohne Rücksicht auf die Gebeine der Wageninsassen, über Anhöhen, Felsen und Ge-

rölle. Trotz den Schmerzen, welche der Verf. die Stösse des Wagens verursachten, fand sie die ganze Fahrt durch die Wüste im höchsten Grade unterhaltend. Schon das Bewusstseyn, in einem Wagen mit vier Pferden durch diese Wildnisse der Bibel und der arabischen Mährchen zu fahren, liess sie die damit verbundenen Unannehmlichkeiten vergessen, ohne die zahllosen neuen Gegenstände in Rechnung zu bringen, welche sich jeden Augenblick darboten. Die Schnelligkeit, mit welcher der Kutscher fuhr, war ganz ausserordentlich; die Pferde durften keine Sekunde in ihrem anfänglichen Galopp nachlassen.

Gleich vor den Thoren von Suez zog ein Brunnen die Aufmerksamkeit der Reisenden an sich. Zahlreiche Kameele löschten hier, nach der langen Reise von *Kairo*, während welcher sie nichts zu trinken finden, ihren Durst. Der Platz war ringsum mit Gebeinen solcher Thiere bedeckt, welche hier vor Erschöpfung niedergefallen und gestorben waren. Auch weiterhin findet man längs der Strasse von Zeit zu Zeit todte Kameele, an welchen Wölfe und Ratten sich sättigen. Das Wasser in dem Brunnen ist brackisch. Eine niedrige Mauer umgiebt den Brunnen und daneben steht eine kleine Moschee zum Gebrauche für die Pilger. Es sollen sich mehre solcher Brunnen in der Wüste befinden, aber nur den Beduinen bekannt seyn.

welche sie sorgfältig geheim halten. Man begegnete mehrmals Abtheilungen dieser Wüstenbewohner, deren wildes Aussehen lebhaft daran erinnerte, dass man die Erlaubniss, ihr Eigenthum ungestraft zu betreten, nur ihrer Furcht vor *Mehemed Ali* verdanke. Sie dienen jetzt als Schutzwächter des Gepäckes der Reisenden und der Waaren-Transporte und versehen dieses Geschäft so ehrlich, dass kein Stückchen abhanden kommt.

Eine andere Ueberraschung für die Verf. war, den Boden der Wüste stellenweise mit den mannichfaltigsten Gewächsen, selbst schönen und wohlriechenden Blumen geschmückt zu finden. Zuweilen lief auch ein Volk Rebhühner über die Strasse und Tausende (?) von Lerchen wirbelten in der Luft. Auf der Spitze kleiner Felshügel sass häufig ein Adler und wartete auf einen Raub.

Um halb acht Uhr erreichte man, 12 (engl.) Meilen von Suez das Stations-Haus Nr. 7, wo frische Pferde genommen wurden. Es giebt acht solcher Stationshäuser von Kairo bis Suez. Sie sind auf Kosten des Vicekönigs gebaut und stehen unter der Aufsicht des Hauses Hill und Comp., welches die Pferde liefert und die bestimmten Gebühren empfängt. Nr. 1, 3, 5 und 7 sind bloss Umspann-Stationen, Nr. 2, 4 und 6 haben Speisesäle und Schlafzimmer. Nr. 8 ist Suez selbst. In Nr. 6, welches 13 Meilen von Nr. 7 entfernt war,

wurde einige Stunden ausgeruht. Auf dem Wege dahin begegnete man verschiedenen Truppen von Kameelen, welche mit Körben voll Geflügel beladen nach *Suez* zogen. Alle Lebensbedürfnisse müssen auf diese Weise durch die Wüste aus Aegypten herbeigeschafft werden. Zuweilen kam man auch an kleinen Erdhügeln oder Steinhaufen vorüber. Es sind die Gräber armer Pilger, die sie sich selbst in den letzten Lebensstunden bereitet haben. »Wenn sie« — sagt die Verf. — »ihr Ende herannahen fühlen, suchen sie sich eine kleine Vertiefung auf, legen sich hinein, und häufen, so lange sie noch Kräfte dazu haben, Steine und Sand um sich her, so dass nur das Gesicht unbedeckt bleibt, während sie es irgend einem mitleidigen Wanderer überlassen, das begonnene Werk zu vollenden.« — Die Gegend, durch welche die Reisenden jetzt fuhren, war mehr oder weniger wellenförmiges Land. Die Strasse ging bald bergauf, bald bergab; zuweilen machte sie auch ziemliche Krümmungen. So kam es denn, dass das Stations-Haus (Nr. 6) nicht eher sichtbar war, als bis man dicht davor anhielt. Die Erwartung hier in kühlem Schatten eine Weile ausruhen zu können, wurde bitter getäuscht. Rings um das Haus war kein grünes Hälmchen zu sehen. Da es erst neun Uhr war, so bestellten die Reisenden bloss ein Früh-

stück, und sahen sich inzwischen ein wenig in dieser Wüstenherberge um.

Das Haus bestand aus zwei (?) Zimmern *(Chambers)*, einer Küche, einer Dienstboten-Stube und einem grossen Gesellschaftssaal, welcher die ganze eine Hälfte des Hauses einnahm. Drei Seiten dieses Saales waren mit Diwans versehen; in der Mitte standen verschiedene Stühle und eine lange Tafel; an jedem Ende war ein Glasfenster, das sich aber nicht öffnen liess, so dass nur durch die Thüre etwas frische Luft eindringen konnte und eine furchtbare Schwüle im Saale herrschte. Noch schrecklicher jedoch als diese Schwüle waren die Myriaden von Fliegen, welche die Wände, den Plafond, den Fussboden und alles Uebrige buchstäblich bedeckten. Die Verf. versuchte umsonst, ein wenig zu schlummern. Das Frühstück wurde gebracht, aber was die Schüsseln enthielten, war vor der Menge jener Insekten nicht zu erkennen. Nach vielem Blasen und Scheuchen entdeckte man eine Schüssel mit Eiern, einen Teller voll Reiss und einen andern mit schlechtem Schöpsenfleisch. Trotz den pomphaften Speisekarten, die an den Wänden hingen, waren weder Früchte, noch eine Flasche gutes Wasser zu haben. Als Ersatz dafür erhielt die Verf. guten Thee und treffliche Ziegenmilch. Statt des Brodes gab es grosse Stücke harten Zwiebacks, der gar sehr an Matrosenkost

erinnerte. — Wir übergehen die jammervolle Schilderung der Schwierigkeiten, mit welchen das Frühstück den Fliegen abgekämpft werden musste, die neuen Plagen, welche die Verf. im Bette erwarteten, wo sie bis Mittag ein wenig ausruhen wollte, und begleiten ihren Gemahl vor das Haus, wo er eine kleine Umschau hielt und sich, um eine unterwegs gepflückte Blume zu zeichnen, im Schatten des Gebäudes niedersetzte.

Bald machte ihn das Gebell aller Hunde der Station auf einen Gegenstand aufmerksam, welcher in einiger Entfernung über die Ebene lief. Es war ein grosser Wolf, der bei der Annäherung der Hunde langsamer ging und zuletzt mit eingezogenem Schweif stehen blieb. Die Hunde thaten ein Gleiches, fassten aber im nächsten Augenblick wieder frischen Muth, und drangen bellend auf den Wolf ein, konnten jedoch, da sie sich nicht allzuweit vom Hause entfernen mochten, die Verfolgung nicht fortsetzen. Der Wolf schlich nun langsam dem Hause zu, und Hr. Gr. entdeckte jetzt die Ursache, warum er sich am hellen Tage in die Nähe menschlicher Wohnungen gewagt hatte. Es waren die Reste eines vor zwei oder drei Tagen gefallenen Kameels, an welchen das Raubthier, unbekümmert um die Hunde, die es in respectvoller Entfernung hielt, behaglich schmauste. Hr. G. warf einen Stein nach ihm. Der Wolf sah sich

ein paar Minuten um, und setzte dann ruhig seine Mahlzeit fort. Ein zweiter Wurf aber brachte ihn doch, obwohl langsam, zum Weichen.

Um halb fünf Uhr war man wieder auf der Strasse. Die Sonne brannte furchtbar und schien, da die Vorhänge des Van nichts taugten, gerade in denselben hinein. Kaum waren die Reisenden eine Meile weit gefahren, als die Dame abermals bemerkte, dass sie ihr Sitzpolster mitzunehmen vergessen hatte. Der Kutscher musste zurücklaufen und verdiente sich ein Extra-Backschisch (Trinkgeld). Herr G. stieg unterdessen aus und ging auf die Eidechsen-Jagd. Diese Thiere hatten sämmtlich eine lichte Steinfarbe, ganz so wie der felsige Boden der Wüste, so dass sie, wenn sie still lagen, schwer von diesem zu unterscheiden waren. Ueberhaupt will die Verf. bei allen Thieren, die ihr vorkamen, den Wölfen, den Lerchen etc. diese Eigenthümlichkeit bemerkt haben. Auch eine Menge hübscher Blumen und zahlreiche Schmetterlinge wurden gesehen. Das Merkwürdigste aber waren versteinerte Muscheln, die in grösster Mannichfaltigkeit über die ganze Wüste zerstreut waren. Auch zeigten sich stellenweise grosse Blöcke versteinerten Holzes.

Nach 12 Meilen erreichte man die Station Nr. 5 und nach 14 Nr. 4. Das Land wurde hier ebener und der Boden sandiger. Ueberall sah man

unzählige Rattenlöcher. Auch einiges Gesträuch wurde sichtbar und wenige Meilen vor der Station Nr. 4 zeigte sich in der Ferne sogar ein *Baum*, der erste und einzige, den die Reisenden auf der ganzen Strasse erblickten. Nr. 4 ist grösser als alle übrigen Stations-Häuser und hat eine lange Reihe von Schlafzimmern und zwei Speisesäle. Der Platz vor dem Hause wird von einer Mauer umschlossen und bildet einen vierseitigen Hofraum, in welchem sich Truthühner, Gänse, Schafe und Ziegen herumtummelten, von denen ein Theil in der nächsten Viertelstunde zu leben aufgehört hatte. Auch ein grosses Zelt war im Freien dicht neben dem Hause aufgeschlagen. Das Innere des Gebäudes war reinlich und kühl. Ein höflicher Italiäner versah seit sieben Jahren die Stelle des Wirthes. An gutem Wasser und trefflichem Thee war kein Mangel.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wurde die Reise fortgesetzt. Ein kalter Wind, der die Nacht über geweht, hatte sich gelegt, aber die Gegend bedeckte ein feuchter Nebel. Die Hügelketten zu beiden Seiten der Strasse waren verschwunden und ringsum erschien die Wüste als eine unbegränzte ebene Fläche; doch war der Boden frei von lockern Steinen und die Pferde konnten fast die ganze Strecke bis *Kairo* in Galopp zurücklegen. Etwa auf der Hälfte des Weges

begegnete man einer malerischen Karawane mit 20 oder 30 Kameelen. Es war die Familie eines reichen Bey, welche nach *Mekka* wallfahrtete. Die den Bey und seine Frauen tragenden Kameele waren prächtig geschmückt. Die dicht verschleierten Damen sassen in einer Art von grossen offenen Kisten, die wie Körbe je eine an beiden Seiten der Kameele hingen. Ringsum waren sie mit gestickten rothseidenen Decken behangen und oben mit einer Zeltdecke gegen die Sonne geschützt. Der Bey rauchte gemächlich seine Pfeife und den Nachtrab bildeten eine Menge Sklaven, welche Lebensmittel und mancherlei Geräthschaften trugen. — Auch das von so vielen Reisenden beschriebene Schauspiel der Luftspiegelung trug mehrmals zur Unterhaltung unserer Reisenden bei.

Von der Station Nr. 1 bis Kairo war die Strasse holpriger als bisher. Besonders häufig zeigte sich hier versteinertes Holz. Man sah sogar ganze Baumstämme seitwärts am Wege liegen. Bald hinter dieser letzten Station erblickte man am westlichen Horizont einen silberglänzenden Streifen, den prachtvollen *Nil*, und in dem Masse als man ihm näher kam, traten auch die Gebüsche und angebauten Fluren an seinem Ufer immer deutlicher aus den Nebeldünsten hervor. Die Verf. schwelgte im Anblick dieser Landschaft und pries sich glücklich, den Boden aller der Begeben-

heiten, welche sie von Kindheit auf in der Bibel und andern Geschichtswerken gelesen hatte, nun in Wirklichkeit betreten zu können. Endlich erhob sich vor den Blicken der Reisenden ein Wald von Kuppeln und Minarets. Es war *Gross-Kairo.* Weit im Hintergrunde dämmerten jenseits des Nils die Pyramiden. Am Ende der Wüste kam man an den s. g. »Gräbern der Kalifen« *) vorüber und die Strasse führte dann noch eine Meile weit durch eine mit kleinen viereckigen Ziegelgebäuden bedeckte Ebene, den Lagerplatz der Beduinen-Araber, welche jährlich ein paar Mal nach Kairo kommen, um Getraide etc. einzukaufen, aber nicht innerhalb der Stadt verweilen dürfen. Ein Theil dieser Gebäude besteht in Pferdeställen und Heuschoppen. Weiter seitwärts befindet sich der arabische Begräbnissplatz.

Jetzt kam man in die äussere Umgebung der Stadt. Der Wagen fuhr zwischen ummauerten, fleissig angebauten Gärten hin, die mit prachtvollen Exemplaren von Cactus, Ananas, Orangen und Oelbäumen angefüllt waren. Ueber die meisten Mauern erhoben sich noch zahlreiche Pfeiler, von Weinreben umflochten; von allen Seiten dufteten blühende Bäume und Sträucher entgegen. Trotz

*) Diese Benennung ist unrichtig. Es sind die Gräber der alten *Mameluken-Könige.* S. den XVI. Jahrgang (1838), S. 275.

dem Galopp der Pferde wusste der Kutscher sehr geschickt durch die engen Gassen zu kommen und um die Ecken zu lenken. Jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Gruppen von Bauern beiderlei Geschlechts kehrten von ihrer Arbeit heim. Die Frauen, mit langen blauen Gewändern bekleidet und das Gesicht verschleiert, trugen irdene Gefässe mit Wasser auf dem Kopfe. Die Männer sassen, mit grossen und vielfarbigen Turbans bedeckt, ihre Pfeifen schmauchend, auf Eseln und Maulthieren, einer oder der andere auch auf kleinen muthigen Pferden. Das Ganze war so vielgestaltig und buntfarbig, dass nur der Rahmen fehlte, um die Täuschung eines lebendigen Gemäldes zu gewähren. Kleine Gebüsche und zerstreute einzelne Dattelpalmen verliehen der Landschaft einen orientalischen Charakter. Bald gelangte der Wagen durch ein Thor in das Innere der Stadt und über einen grossen Platz durch eine enge, ganz mit Menschen, Kameelen und Eseln angefüllte Gasse in die Strasse, wo das *Grosse Ost-Hôtel (Great Eastern Hotel)* liegt. Hier stiegen die Reisenden ab und fanden im Speisesaale ihre indischen Gefährten vom Dampfschiffe beisammen, welche von Suez früher mit Kameelen aufgebrochen, aber nur um zwei Stunden eher hier eingetroffen waren.

Die folgenden Blätter des Tagebuches unserer

Lady enthalten Mittheilungen über die Bauart der Häuser, die Basare, die öffentlichen Bäder und eine Menge andere Gegenstände, welche die Engländer *Lane* und *Wilkinson* in ihren Reiseberichten, von denen der Jahrgang XVI (1838) dieses Taschenbuches S. 198 — 278, das Wesentlichste enthält, umständlicher und allem Anscheine nach genauer, geschildert haben. Wir beschränken uns daher auf Einiges, was der Verf., als einer Frau, vorzugsweise kennen zu lernen verstattet war oder was die den Frauen eigenthümliche Art der Auffassung besonders anziehend macht. Zuvörderst bemerken wir, dass sie ihre Wanderungen durch die Stadt weder zu Fuss noch zu Esel oder zu Pferde, sondern in einer zwischen zwei langen Stangen befestigten Sänfte machte, welche von zwei Maulthieren getragen wurde, deren eines vorn, das andere hinter der Sänfte eingespannt war. Es versteht sich, dass die Maulthiere gleichen Schritt mit einander halten müssen, daher sie auch für diese Bestimmung eigens geschult werden.

Die Verf. erzählt den Besuch, welchen sie im Harem des *Mochtah Bey* abstattete und der natürlich für sie von grösstem Interesse seyn musste. Sie begab sich zuvörderst in das Haus einer französischen Dame, deren Bekanntschaft sie gemacht und welche versprochen hatte, ihr als Dolmetscherinn im Harem zu dienen. Diese Dame war die

Tochter einer Französinn, welche verschiedene Jahre als Modehändlerinn bei den Frauen des genannten Bey und in andern Harems Zutritt gehabt hatte, in diesem Augenblick aber sich in Paris befand, um frische Einkäufe zu machen. Die Tochter war in Aegypten geboren und erzogen und hatte vor Kurzem einen jungen Italiäner geheurathet.

»Wir durchzogen« — erzählt die Verf. — »eine Menge schmaler Gassen und hielten nach einer halben Stunde vor einem grossen hölzernen Thore, welches auf ein gegebenes Zeichen von einem Sklaven geöffnet wurde. Nach dem Eintreten befanden wir uns in einem geräumigen Hofraum, auf den ringsum zahlreiche mit geschmackvollem Gitterwerk verzierte Fenster gingen. Hier wurden wir von einem reich gekleideten Eunuchen empfangen. Wir stiegen ab, liessen unsere Thiere nebst der Sänfte unter der Aufsicht der Wärter zurück, und folgten dem Eunuchen über eine Marmortreppe zu einer mit Vorhängen versehenen Thüre, durch welche wir in einen zweiten, mit Marmor gepflasterten Hof gelangten, der von einem Säulengange umgeben war und wo wir von fünf oder sechs Sklavinnen empfangen wurden. Meine Freundinn ging voraus, mich anzumelden und winkte mir dann, ihr zu folgen.«

»Eine zweite Thüre brachte uns aus dem Hofe in ein Zimmer zu ebener Erde, welches zwei Fen-

ster hatte. Es war ein sehr geräumiges, hohes G
mach und bestand aus zwei Abtheilungen: d
Durkaah und dem *Livan*. Der Fussboden d
Letztern mochte 6 oder 7 Zoll höher liegen
der des Erstern. Wir kamen durch die Thü
zuerst in das *Durkaah*, welches mit schwarzen u
weissen Marmorplatten getäfelt war, zwischen den
mancherlei Muster von polirten rothen Ziegeln ei
gelegt waren. Der Mittelpunkt enthielt einen Sprin
brunnen, dessen Wasserstrahl fast bis an die Dec
empor stieg und dann in ein kleines, mit herrlich
Mosaïk verziertes Becken zurückfallend, ringsu
köstliche Kühle verbreitete. Die Wände des Zin
mers waren längs der untern Hälfte mit eingele
ten Marmorplatten von prächtigen Farben bekleid
Die eine Wand enthielt auf Pfeilern und Boge
ebenfalls von Marmor, eine Art von offenem Schran
worin verschiedene silberne Gefässe standen.«

»Das *Livan*, oder der erhöhte Theil des Zim
mers, war mit sehr schönen Teppichen bedec
und mit niedrigen Diwans umgeben, deren rot
und gelbe seidene Ueberzüge in Verbindung m
den Teppichen einen äusserst gefälligen Eindruc
auf das Auge machten. Auch der Plafond beid
Abtheilungen des Zimmers, besonders der üb
dem *Durkaah*, war sehr geschmackvoll verzier
Er bestand hier aus mit Schnitzwerk geschmück
ten hölzernen, etwa einen Fuss von einander ent

fernten und stark vergoldeten Balken. Die Zwischenräume waren mit mancherlei buntfarbigen Mustern ausgefüllt. Ueber der andern Abtheilung sah man statt der Balken eine Anzahl dünner, auf Brettern befestigter, ebenfalls reich vergoldeter Holzspäne, welche in verschiedener Zusammensetzung höchst eigenthümliche Muster darstellten. Die Zwischenräume waren hier mit rothen, blauen und schwarzen Malereien verziert.« ....

Was nun die schönen Bewohnerinnen des Zimmers betrifft, »so sass mit untergeschlagenen Beinen auf einem Haufen violetfarbener Atlas-Kissen, welche sich auf dem Fussboden dicht neben dem Springbrunnen befanden, eine schöne, würdevoll aussehende Frau. Obschon sie wenigstens vierzig Jahr alt seyn musste, war auf ihrer feinen Haut doch noch keine Runzel zu bemerken. Die Gesichtszüge waren regelmässig, die Zähne blendend weiss und die dunkelblauen Augen blickten mich recht freundlich an. . . . . Das Haupthaar war gänzlich durch ein reich gesticktes Tuch *(Farudeieh)* bedeckt, welches um den *Turbusch* (eine Art Haube) gebunden war. Ausserdem trug die Dame ein schneeweisses, aus einer Art Seidengaze bestehendes Hemd und ein Paar sehr weite Pantalons, welche, um die Hüften fest gebunden, bis auf die Füsse herabhingen. Ein kurzes Leibchen *(Anteri)*, bis zu den Hüften herabgehend und mit offenen

Schleifen versehen, vollendete den Anzug. Der einzige Putz besand in fünf Schnuren sehr grosser Perlen, die vom Halse bis auf die Brust herabhingen.«

»Diese Dame war die Mutter der Gemahlinn *Mochtah Bey's*. Ihr Sohn (dessen Namen ich vergessen habe) ist unermesslich reich. Es sollen ihm ein Drittel aller Häuser und Gärten von *Gross-Kairo* gehören. Sie selbst ist eine Verwandte des Pascha. Als wir eintraten, blieb sie (da sie älter war als wir Beide) sitzen, reichte uns aber zum Empfang die rechte Hand, drückte sie an ihren Busen und berührte hierauf damit ihre Lippen und ihre Stirn. Sie wollte mir nicht gestatten, mich auf den Diwan zu setzen, sondern befahl, mit der Bemerkung, dass sie die europäischen Gebräuche wohl kenne, einer Sklavinn einen grün atlassenen Stuhl (den einzigen im Hause) herbeizuholen, auf welchem ich neben ihr Platz nehmen musste.«

»Hierauf that sie, mittelst meiner französischen, als Dolmetscherinn dienenden Freundinn, eine Menge Fragen an mich, z. B. Wie alt sind Sie? Sind Sie verheurathet? Waren Sie früher schon einmal verheurathet? Wie alt ist Ihr Gemahl? Wie gross ist er? Was hat er für Haare? für Augen? Liebt er Sie? Hat er noch mehr Weiber ausser Ihnen? Warum lässt er Sie ohne Schleier durch die Strassen reiten? Haben Sie Kinder? Warum

sind Sie einen so weiten Weg hieher gekommen? u. s. w. Ich befriedigte ihre Neugierde so gut ich konnte, und meine Antworten schienen ihr sehr zu gefallen. Sie hatte eine besonders sanfte und angenehme Stimme. .... Da meine Freundinn nicht Türkisch verstand, so musste das Gespräch Arabisch geführt werden.«

»Nachdem diese Fragen vorüber waren, sagte mir die Dame, ihre Tochter werde bald hier seyn und diese wäre besonders begierig, die Bekanntschaft einer englischen Dame zu machen. Ich hatte jetzt einen Augenblick Zeit, die Gruppe schöner Sklavinnen zu betrachten, welche über meinen Anzug sich lustig zu machen schienen. Es waren vornehmlich Georgierinnen und Circassierinnen, zum Theil äusserst liebliche Gestalten, von lichter Farbe und dunkelbraunen Augen. Alle waren sehr reich und meistens in grellfarbige Stoffe gekleidet. Zwei oder drei der schönsten trugen verschiedenen Schmuck von Gold und Edelsteinen. Ueberhaupt erschienen sie geputzter als die Frauen selbst. Ich glaube, dass die türkischen Damen ein Vergnügen daran finden, ihre Lieblings-Sklavinnen auf das Prächtigste zu kleiden und zu schmücken, während sie selbst, nur besondere Gelegenheiten ausgenommen, höchst einfach einhergehen.«

»Endlich erschien die Tochter (die eigentliche Frau vom Hause); sie machte durch ihre Liebens-

würdigkeit einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Ihre Hautfarbe war die weisseste, die man sich denken kann; das dunkelbraune, in Zöpfen und Flechten nachlässig über Schultern und Rücken herabfallende Haar liess, da es nach türkischer Sitte rings um das Antlitz kurz abgeschnitten war, die schöne hohe Stirn ganz unbedeckt. Die Zähne, welche zwischen den rosigen lachenden Lippen hindurch fortwährend sichtbar blieben, waren von blendender Weisse, während der von den dunkelblauen Augen hervorgebrachte Eindruck durch die zarte Färbung der Augenlieder und Augenbrauen mit dem bekannten *Chol (Henna)* noch mehr erhöht wurde. Die Kleidung glich so ziemlich der ihrer Mutter; nur das Leibchen *(Anteri)* hatte einen weitern Ausschnitt, so dass der Hals bloss von den Falten des Gaze-Hemdes bedeckt erschien. Die nackten Arme waren sowohl in Form als Farbe vollkommene Muster von Schönheit, ebenso wie die zarten Hände und die mit Henna gefärbten Finger.«

»Sie kam mit dem allen türkischen Damen eigenthümlichen watschelnden *(waddling)* Gang auf mich zu, grüsste mich auf dieselbe Weise wie ihre Mutter und hockte sich dann auf einen ähnlichen Polsterhaufen nieder, indem sie mich einlud, neben ihr Platz zu nehmen. Abermals wurde ich nun mit einer Reihe neugieriger Fragen ins

Examen genommen: Ob ich schon ein Haus so schön wie das ihrige gesehen hätte? Ob ich lesen und schreiben könnte? und eine Menge Fragen über England und englische Zustände, Sitten und Gebräuche. Sie beschrieb hierauf ihren verstorbenen Gemahl, *Mochtah Bey*, was er für ein schöner Mann gewesen sei, die Länge seines Bartes etc., seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten etc., dass er auf Befehl *Mehemed Ali's* ein Jahr in England zugebracht habe, dass er nach seiner Zurückkunft nicht mehr mit den Fingern habe essen wollen, sondern sich Tische und Stühle, Messer und Gabeln angeschafft habe u. dgl. m. Sie schien nicht wenig darauf stolz zu sein, dass sie *sticken* konnte, eine Geschicklichkeit, auf die die morgenländischen Frauen grossen Werth legen. Was sie, wie sie sagte, am meisten betrübte, war, dass sie nie Mutter gewesen sei. Um sich einigermassen dafür zu trösten, hatte sie vor Kurzem ein armes Kind von der Strasse aufgenommen, das sie wie ihr eigenes erziehen liess. Sie schickte sogleich eine Sklavinn nach der Amme, welche es herbeibringen musste. Es war ein Mädchen, kaum acht oder zehn Monate alt, und nichts weniger als hübsch. Kaum sah es meine liebenswürdige Wirthinn, als sie es auf die Arme nahm, es herzte und mit ihm spielte. Es schien der Liebling des ganzen Harems zu seyn. Das Kind fing an zu wei-

nen und sogleich war Alles in Bewegung. Die Grossmutter nahm eine von den in dem Springbrunnen zur Abkühlung liegenden Gurken und gab sie dem Kinde, um daran zu saugen. Auffallend war die schlechte Bekleidung des Kindes. Wahrscheinlich fürchtete die Frau, wie die meisten mohammedanischen Weiber, durch schöne Kleider das s. g. *Böse Auge* auf das Kind zu ziehen (dass es »beschrieen« werden möchte).«

»Ein anderer Liebling des Harems, der mir in der Behausung von Mohammedanerinnen besonders auffiel, war ein kleiner *Mopshund*, welcher im ganzen Zimmer, selbst auf dem *Liwan*, das doch, da man hier das Gebet verrichtet, als ein heiliger Ort betrachtet wird, ungestört herumlief. Die Frau streichelte ihn mehrmals und belustigte sich an seinem Gebell und possirlichen Wesen.«

»Die Dame schritt nun zu einer genauen Untersuchung meines Putzes. Alle meine Fingerringe wurden im Einzelnen betrachtet. Ich trug ein schwarzatlassenes Kleid und wurde gefragt, warum es nicht grün, blau oder gelb sei. Meine Antwort war natürlich, dass ich nicht meine ganze Garderobe mit auf die Reise hätte nehmen können. Dann folgte eine Besichtigung meiner Hände und selbst den Sklavinnen wurde, einer nach der andern, gestattet, mir ins Gesicht zu gucken. Eine derselben, eine lange, dürre Nubierinn, das häss-

lichste Geschöpf, das mir jemals vorgekommen, aber die gewesene Amme der Frau vom Hause und folglich noch in grosser Achtung stehend, war durch den Anblick meiner Person, der ersten Europäerinn, die sie in der Nähe sah, so gänzlich in Erstaunen versetzt, dass sie nach Untersuchung aller meiner Kleidungstücke, sich in einer Ecke des Zimmers niederhockte und mich in Einem fort grinzend anstarrte.«

»Eine schöne Broche, die ich trug, gefiel der Dame ganz besonders. Sie bat mich, sie abzunehmen, damit sie solche genauer betrachten könne, befestigte sie dann ganz gleichgiltig an ihrem eignen Hemd und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Ich wartete einige Zeit und fragte dann, da sie keine Miene machte, die Broche zurückzugeben, ich aber eben so wenig Lust hatte, ihr ein Geschenk damit zu machen, meine Begleiterinn, was sie dazu sage. Diese bemerkte der Dame, die Broche sei so schwer, dass sie fürchte, den Gaze des Hemdes zu beschädigen, und erbot sich daher, ihr beim Aufmachen derselben behilflich zu seyn. Die Dame verstand, obwohl nicht ohne Empfindlichkeit, den gegebenen Wink; mir aber that es leid, nicht ein weniger kostbares Putzstück bei mir zu haben, das ich ihr zum Andenken hätte hinterlassen können. Ohne Zweifel würde sie das Compliment erwiedert haben.«

»Zwei schöne georgische Sklavinnen traten jetzt ein und brachten Kaffeh, die eine das Kaffehgefäss von massivem Gold, die andere einen silbernen Präsentir - Teller mit Porzellanbechern tragend, deren jeder 1 1/2 Unzen halten mochte. Sie hatten keine Henkel und jeder steckte in einem andern goldenen Untersatze, bei welchem man ihn, um die Finger nicht zu verbrennen, anfassen musste. Der morgenländischen Sitte gemäss wurden die Damen des Hauses eher bedient als die Gäste. Der Kaffeh war äusserst stark und mit Ambra versetzt. Nur der für mich bestimmte Becher war mit Milch und Zucker gemischt und dadurch so süss wie Syrup gemacht. Nach dem Kaffeh kamen Tabakpfeifen. Auch mir wurde eine angeboten; ich bat aber, sie zurückweisen zu dürfen, mit der Erklärung, dass ich nie Tabak rauchen gelernt hätte. Man lachte herzlich darüber und fragte, ob denn überhaupt keine Engländerinn rauche. Als ich mit Nein antwortete, zuckten sie recht mitleidig die Achseln. Die Pfeifen waren so lang, aber nicht so stark als die der Männer, übrigens auf das kostbarste verziert. Die Mundstücke waren mit rothen in Gold gefassten Korallen und verschiedenen Edelsteinen besetzt; die Pfeife selbst ein Weichselrohr (von Sauerkirsch-Baum), mit farbiger Seide und Goldfäden überzogen. Der Kopf ruhte auf einem silbernen Untersatz, der auf

dem Fussboden stand. Der Tabak schien ausserordentlich mild zu seyn, wenigstens belästigte mich der Rauch keinen Augenblick. Das Bild einer tabakrauchenden Frau scheint im Allgemeinen etwas so Widriges an sich zu haben, dass man sich davon wegwenden zu müssen glaubt; indessen wussten meine schönen Wirthinnen so anmuthig mit ihren Pfeifen umzugehen, dass ich diese Sitte fast mehr zu bewundern als zu verdammen geneigt wurde.«

»Nachdem die Pfeifen ausgeraucht waren, baten mich die Damen, auch die übrigen Bestandtheile des Hauses zu besichtigen. Da die Stunde des Mittagsgebets herannahete, wurden wir nur von einem Schwarme von Sklavinnen geführt, welche lachend und tanzend, wie ein Haufen Kinder, die ein neues Spielzeug erhalten haben, hinter und vor uns einherzogen. Wir stiessen im Hofe zunächst auf eine Gruppe hässlicher schwarzer Geschöpfe, deren einzige Kleidung in einem kleinen um die Hüften gewickelten Stück Tuch bestand, während ihre Haare zerzaust über das Gesicht herabhingen. Für einen Augenblick vergessend, wo ich war, fragte ich ganz naiv, ob diese Leute (männliche) Sklaven wären. Plötzlich erhob sich ein betäubendes Geschrei von Staunen und Entsetzen, mit schallendem Gelächter vermischt, durch den blossen Gedanken veranlasst, dass ein *Mann*

diese geheiligten Räume betreten könne. Sie zeigten auf den Eunuchen, mit der Versicherung, dass dieser, mit Ausnahme des verstorbenen Herrn vom Hause, der einzige Mann sei, der sie jemals unverschleiert gesehen habe. Was ich für Sklaven gehalten hatte, waren *Abyssinierinnen* und *Negerinnen*, welche gemeine Hausdienste zu verrichten hatten. Das Geschäft der *weissen Sklavinnen* ist nämlich nur Kaffeehkochen, Pfeifenstopfen und -anzünden und sich, so wie ihre Gebieterinnen, anzukleiden und zu putzen; sie bringen also einen grossen Theil ihrer Zeit in Müssiggang hin.«

»Eine Thüre führte jetzt aus dem Hofe zu steinernen Treppe, und über diese zu den eigentlichen Gemächern des Harems. Das Zimmer, wo wir vorhin empfangen worden waren und welches den Frauen gegenwärtig, seiner Kühle wegen, zur Wohnung diente, ist für gewöhnlich der Aufenthalt des Herrn vom Hause. Die Treppe war im gewundenen Viereck, nach Art einer Wendeltreppe (Schneckenstiege) gebaut, so dass sie nach jeden vier Stufen einen Absatz und eine Wendung machte. Oben angelangt, traten wir durch eine mit einem breiten Vorhang geschlossene Thüre in das Hauptzimmer, an welches sich alle übrigen als Seitenzimmer anschlossen. Dieses Hauptzimmer heisst das *Kaah (Ckaah)* und war so gross, dass es gewiss die eine Hälfte des ganzen Hauses einnehmen

musste. Rechts und links war der Fussboden erhöht, so dass zwei *Livans* gebildet wurden, von der Art, wie ich sie oben beim Empfangzimmer beschrieben habe, nur mit dem Unterschiede, dass sie schöner waren, mit prachtvollen türkischen Teppichen bedeckte Fussböden und sammetne Diwans hatten. Der Plafond war sehr hoch und erhob sich noch mehr über dem Mitttelpunkte des Zimmers, zwischen den beiden *Livans*, welcher Theil mit geschmackvollem hölzernen Gitterwerk eingefasst war und oben in eine kleine Kuppel auslief. Die mit reichverzierten Jalousien versehenen Fenster gingen in den äussern Hof, wo die Leute mit den Eseln und meiner Sänfte auf mich warteten. Als die Frauen die Sänfte erblickten, schrien sie vor Erstaunen laut auf.« ....

»Das *Kaah (Ckaah)* ist das grosse Versammlungszimmer für den ganzen Harem. Da es aber keine besondern Schlafzimmer gab, so benutzte es gegenwärtig die Mutter als solches, und in einer Ecke stand ihre kleine hölzerne Bettstelle. Bettzeug oder etwas dem Aehnliches war nicht zu sehen; denn sobald man aufgestanden ist, wird Alles sorgfältig zusammen in Schränke gelegt, deren mehre hier wie in den übrigen Zimmern zu sehen waren. An das Kaah stiessen zwei Reihen von Gemächern, zu welchen man auf einigen Stufen bald hinauf- bald hinabsteigen musste. Die einen waren mit

gelbem Atlas, die andern mit blauen Seidenstoffen ausgeschmückt. Das Hauptzimmer in jeder Reihe war viereckig, sehr geräumig und etwa vierzehn Fuss hoch. Alle waren mit türkischen Teppichen belegt und überhaupt so geschmackvoll und fast europäisch eingerichtet, dass, wenn nicht Gemälde und Kupferstiche an den Wänden gefehlt hätten, ich mich in einem Pariser oder Londoner Prunkzimmer zu befinden geglaubt haben würde. Ausser verschiedenen Spiegeln sah ich herrliche Porzellän-Vasen und Töpfe mit Wachsblumen. Sogar eine französische Stockuhr von Goldkalk *(Ormolu)* fand ich in dem einen Zimmer. *Mochtah Bey* hatte sie aus Europa mitgebracht. Ferner fand ich in jedem Zimmer ein massives Silber-Service von Kaffehkannen, Löffeln, Bechern, Präsentir-Tellern etc. Auch hing überall von der Decke ein feines Netz von eigenthümlicher Form herab, welches nach Art einer Fenster-Roulette aufgezogen und niedergelassen werden konnte. Man sagte mir, es diene zum Fangen oder zur Abhaltung von Fliegen; ich konnte aber nicht genau verstehen, wie es gebraucht würde. Da alle Fenster der einen Seite in den Garten gingen, so waren sie von beträchtlicher Grösse und nur an der untern Hälfte mit Gittern versehen. Der oberste Theil bestand aus gemalten Glastafeln, und nur die Mitte hatte gewöhnliches, feines und reines Glas.«

»Das letzte Zimmer, in welches man uns führte, war für mich das merkwürdigste. Es lag ebenfalls an der Gartenseite, unterschied sich aber von allen übrigen, durch seine alttürkische Einrichtung, in welche die Pariser Moden noch keine Eingriffe gemacht hatten. Die Gypswände waren mit schlechten Malereien von Vögeln und Blumen bedeckt und längs der einen Seite stand eine Reihe kleiner Schränke zur Aufbewahrung des Bettzeugs, der Kleider und Wäsche. Die Fenster waren durch starke hölzerne, obwohl hübsch gearbeitete, Jalousien gänzlich verdunkelt.... Es war ursprünglich zum Empfangzimmer für Gäste bestimmt gewesen, diente aber gegenwärtig meiner jungen Wirthinn zum Wohn- und Schlafgemach. Das schönste Möbel war ihre mit Elfenbein und Perlmutter verzierte Bettstelle, neben welcher ihre niedlichen gestickten Pantoffeln standen. Jedermann, selbst meine französische Freundinn, hatte beim Eintritt in das *Kaah* die Schuhe ausgezogen und man ging barfuss durch alle die verschiedenen Zimmer. Ich war jedoch die einzige Person, welcher man die Beobachtung dieser Sitte erliess.«

»Als wir alles Bemerkenswerthe in Augenschein genommen hatten, gingen wir die Treppe wieder hinab, um von den Damen Abschied zu nehmen, fanden aber die junge Frau noch mit ihrem Gebet beschäftigt, und mussten, da sie nicht

unterbrochen werden durfte, bis zum Ende desselben warten. Sie stand auf dem *Liwan*, welches der gewöhnliche Betplatz ist. Vor ihr war ein kleiner Teppich ausgebreitet und ihr Kopf war mit einem kostbaren grossen Spitzenschleier bedeckt, der bis auf den Boden reichte..... Während sie alle die verschiedenen vorgeschriebenen Verbeugungen etc. sorgfältig und andächtig verrichtete, rauchte die alte Dame ihre Pfeife und fuhr fort zu plaudern und mich zu fragen, wie mir die Zimmer gefallen hätten. Die junge Frau war endlich mit ihrem Gebete fertig, warf den Schleier ab und wir wollten uns nun empfehlen. Aber sie bat mich, noch ihren Garten zu besichtigen, auch sie bald wieder zu besuchen und dann meinen Mann mit in den Garten zu bringen, wo sie ihn durch die Gitterfenster sehen und bemerken könnten, wie ihm der Garten gefalle..... Der Garten war mit einer sehr hohen Mauer umschlossen und enthielt eine Menge Dattelpalmen, war aber nicht mit besonderm Geschmack angelegt... Man überreichte mir einen Blumenstrauss, der grösstentheils aus Ringelblumen *(Marigolds)* bestand.«....

Am 13. Juli zeitig früh verliessen unsere Reisenden Kairo, um über *Alexandrien* nach England heimzukehren. Die Strasse nach *Bulak*, dem am Nil gelegenen Hafen der ägyptischen Hauptstadt, ist nur zwei englische Meilen lang und erhebt sich

einige Fuss über das umliegende, alljährlich vom Nil überschwemmte Land. *Bulak* scheint ein blühendes, sehr gewerbfleissiges Städtchen zu seyn und hat fast ein moderneres Aussehen als Kairo. Es giebt hier zahlreiche Kaufgewölbe für Töpfergeschirr, wo man namentlich die bekannten porösen Wasserkrüge, welche im ganzen Orient zur Abkühlung des Getränkes dienen, um sehr billige Preise bekommen kann. Auch werden hier viel Körbe verfertigt. Fast jedes zweite Haus war ein Kaffehhaus, wo Gruppen von Türken sassen und ihre Morgenpfeife rauchten. Längs dem Ufer sah man zahlreiche Schiffe und Boote, welche theils neugebaut theils ausgebessert wurden. Das merkwürdigste Gebäude ist die vom Vicekönig gestiftete polytechnische Schule. Der Baumeister war ein Engländer, Namens *Galloway*. Auch das Zollhaus und noch einige andere öffentliche Gebäude nehmen sich von der Wasserseite recht gut aus. Dem Orte gegenüber liegt eine grosse, mit Dattelpalmen bepflanzte Insel.

Hier wurde ein Dampfboot bestiegen, um auf dem Nil bis *Fuah* und von da auf dem *Mahudiah-Kanal* nach *Alexandrien* zu fahren. Das Dampfboot war so klein, dass es nur $2\frac{1}{2}$ Fuss Tiefgang hatte. Es wurde scherzhaft als eines von »$2\frac{1}{2}$ Eselskraft« bezeichnet. Indessen that es seine Schuldigkeit und schoss für die Verfasserinn viel

zu schnell den Strom hinab, als dass diese rechts und links Alles hätte genau betrachten können. Ohnehin war der Wasserstand jetzt, da der Zeitpunkt der grossen Ueberschwemmung noch nicht eingetreten war, ziemlich niedrig, und die stellenweise bis 20 Fuss hohen Ufer benahmen die Aussicht auf das angränzende Land.

Zu beiden Seiten führt ein schmaler Leinpfad für die Zugpferde, deren kaum zwei neben einander gehen können. Dieser Kanal wurde bekanntlich in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen durch 250000 Menschen vollendet, welche Tag und Nacht arbeiten mussten; 43000 gingen dabei zu Grunde. Er durchschneidet das alte koptische Dorf *Atfé*, welches grösser ist als irgend eines der am Nil selbst gelegenen Dörfer. Die Hütten der Einwohner erhoben sich reihenweise hinter einander, so dass nur eine sehr schmale Gasse zwischen je zwei Reihen zu bemerken war. Es gewährte der Verf. viel Unterhaltung, die hochgewachsenen Weiber durch diese Gassen gehen zu sehen; sie ragten weit über die niedrigen kegelförmigen Dächer der untern Häuserreihe hinaus. Einige Mädchen, die mit Wasserkrügen auf den Köpfen vom Nil zurückkamen, schritten gerade über die Dächer hinweg, als ob es Ameisenhaufen wären, so wenig Hindernisse legten sie ihrem Gange in den Weg. »Ich bin überzeugt« — sagt die Verf. — »dass die

Termiten-Hügel in Ceylon nicht so leicht zu übersteigen seyn würden.« Alle Kinder (und darunter viele, die über das gewöhnlich so genannte Kindsalter hinaus waren) liefen ganz nackt herum. Auch anderwärts in Aegypten konnte die Verf. diess beobachten. Selbst Erwachsene erschienen oft sehr unanständig gekleidet. Die Weiber der untern Volksklassen glauben mit der Verhüllung des Kopfes und Gesichtes Alles gethan zu haben, was zu einem ordentlichen Anzuge gehört. Sie werden in dieser Hinsicht von den gemeinen *Cingalesen* beschämt, die selbst kein Flussbad nehmen, ohne sich leicht zu bedecken.

Die Schiffe auf dem Kanal werden von Pferden etc. gezogen und gleichen in ihrer langen und schmalen Bauart den auf den Kanälen in Irland gebräuchlichen Fahrzeugen. Das Boot, in welchem unsere Reisenden fuhren, hatte drei Zimmer, jedes mit schmalen Bänken zu beiden Seiten versehen, und war sehr schmutzig, besonders wimmelte es von Ungeziefer, namentlich Schaben *(Cockroaches)*. Es wurde von drei Pferden gezogen. Auf jedem sass ein Reiter. Obwohl bis *Alexandria* acht Mal die Pferde gewechselt wurden, blieben diese Männer doch die nämlichen. Wegen der vielen andern Boote, Schöpfbrunnen und Brücken, die zu passiren waren, ging die Fahrt sehr langsam von statten. Etwa auf der Hälfte des Weges kam man an ver-

schiedenen militärischen Lagerplätzen vorüber. Die Zelte standen in kleinen gesonderten Abtheilungen beisammen und bei jedem war ein Pferd angebunden. Rings um das Zelt sah man Ziegel- und Steinhaufen. Ueberall schien die grösste Regelmässigkeit und Ordnung zu herrschen, obschon nur wenig Offizierszelte sichtbar waren.

Bemerkenswerth fand die Verf. die Bewässerungs-Methode der anliegenden Felder. Das Ufer war in drei übereinander liegende Terrassen abgetheilt. Jede der zwei untern Terrassen enthielt eine kleine cisternenartige Grube, während die oberste an das Mundloch des Bewässerungs-Kanals anstiess. Auf jeder Terrasse standen zwei Männer, welche ein Seil mit einem daran befestigten Eimer hielten. Auf ein gegebenes Zeichen liessen die dem Schifffahrts-Kanal zunächst stehenden Männer den Eimer in das Wasser hinab und brachten ihn durch einen kräftigen Schwung wieder empor, um ihn in die Cisterne auszuleeren. Sobald die erste Cisterne gefüllt war, wurde sie auf dieselbe Weise ausgeschöpft, um die darüber liegende zu füllen, und aus dieser schöpfte man dann das Wasser in die Mündung des Bewässerungs-Kanals. Alle diese Arbeiten wurden ohne Unterbrechung mit der grössten Genauigkeit und Geschwindigkeit verrichtet.

Kurz vor der Ankunft in *Alexandrien* kamen die Reisenden an zahlreichen grossen neugebauten

Häusern vorüber, welche ein vollkommen europäisches Ansehen hatten. Zuletzt war der Kanal auf jeder Seite von hohen steinernen Mauern eingefasst. Nach vollbrachter Landung bestieg die Verf. eine ähnliche Sänfte wie in Kairo, welche sie nach der noch zwei Meilen entfernten Stadt brachte.

Aus den Fenstern des *Englischen Hotels*, welches am Hauptplatze der Stadt liegt, beobachtete die Verf. die aus allen Völkern des Erdbodens zusammengesetzte bunte Menschenmasse, von welcher der Platz erfüllt war. »Das heutige *Alexandrien*.« — sagt sie — »insbesondere der Theil, von dem ich jetzt spreche, erinnerte mich weder an die Stadt, welche einst unter die vornehmsten der Alten Welt gehörte, noch an eine moderne mohammedanische Hauptstadt. Die den Hauptplatz umgebenden Gebäude sind, mit Inbegriff der europäischen Consulats-Paläste, in den letzten zehn Jahren unter der Leitung und auf Kosten *Ibrahim Pascha's* gebaut worden, welcher sie als sein Eigenthum an die gegenwärtigen Bewohner, hauptsächlich europäische Kaufleute, vermiethet hat. Der Platz bildet ein längliches Viereck, mit einem schönen Springbrunnen in der Mitte. Die Häuser sind so regelmässig wie die im *Park Crescent* (zu London) gebaut, haben ausser dem Erdgeschoss zwei Ober-Stockwerke, und sind mit französischen Fenstern und grünen Jalousien versehen. Alles sieht so

durchaus europäisch aus, dass man in einem der besuchtesten französischen oder englischen Kurorte zu seyn glauben könnte. Equipagen aller Art, mit eleganten Damen, fahren den ganzen Tag hin und her, ein Anblick, den *Kairo* niemals gewährt, wo ohnehin nirgends eine so breite Strasse, dass ein Wagen fahren könnte, zu finden ist. Während die wenigen in Kairo sesshaften Europäer sich türkisch kleiden, sieht man hier runde Hüte und Fracks eben so häufig als den Scharlach-Fes und den fliegenden Kuptan *(Ckooptan)*. Juden, Türken, Armenier, die blondhaarigen Bewohner der Jonischen Inseln, Tscherkessen, Araber, hie und da auch ein abyssinischer oder nubischer Sklav, treiben sich bunt durch einander zwischen Engländern, Franzosen, Russen, Teutschen und Italiänern herum. Kaum hat man einen stattlichen Türken auf seinem reich geschmückten Rosse vorbei reiten gesehen, so erblickt man ein halbes Dutzend englischer Matrosen, welche so eben ihr Schiff verlassen haben und auf Eseln reitend lustig einherziehen. Neben einem an der grünen Farbe seiner Kleidung kenntlichen Scherif sieht man einen christlichen Mönch in brauner Kutte und mit dem Rosenkranz an der Seite. Die wenigen ägyptischen Frauen, welche sich in dieses europäische Getümmel wagen, beschleunigen ihre Schritte, und hüllen sich um so

sorgfältiger in ihre Schleier, je mehr sie die Blicke von so vielen Ungläubigen auf sich ziehen.«....

Die Verf. beschreibt umständlich den feierlichen Einzug des neuen französischen General-Consuls, welcher am 16. Juli Statt fand. Das Gepränge dabei war sehr gross, doch auch nicht ohne Beimischung von mancherlei Grotteskem und Lächerlichem. Ein Offizier der ägyptischen Ehrengarde zog, ganz von der Wichtigkeit seiner hohen Stellung erfüllt, mit geschwungenem Säbel in der Rechten, an der Spitze seiner Mannschaft voraus, trug aber kein Bedenken, dann und wann den Säbel in die Linke zu nehmen und sich, in Ermangelung eines Schnupftuches, mit den Fingern der rechten Hand zu schneuzen.

Jeden Tag fuhr auch in einer von vier Pferden gezogenen Berline der Vicekönig *Mehemed Ali* über den Grossen Platz, um sich nach einem seiner Gärten am Ufer des Kanals zu begeben. Sehr oft sass neben ihm sein jüngster Sohn, *Hussein Bey*, ein hübscher blonder Knabe von etwa zehn Jahren und ein grosser Liebling des Vaters. Die Annäherung des Pascha wurde stets durch eine Anzahl Reiter verkündigt, welche es sich angelegen seyn liessen, die Schönheit ihrer Pferde und ihre eigne Reitergeschicklichkeit dem gaffenden Volke im schönsten Lichte zu zeigen. Unmittelbar hinter dem Wagen ritt auf einem Lauf-Kameel ein Cou-

rier des Pascha, welcher jeden Augenblick bereit seyn muss, mit dessen Befehlen nach den entferntesten Punkten des Reiches zu fliegen. Diesem folgte auf einem Maulthier ein Diener mit einem grossen Packet von kostbaren Teppichen und einem kleinen Kohlenbecken zum Anzünden der Tabakspfeife. Den Beschluss des Gefolges machten auf reich geschmückten Rossen eine Anzahl Offiziere.

Ein sehr lebhafter Platz ist auch der Kai oder Hafendamm. Auf dem sandigen und staubigen Wege dahin, welcher der Wüste erst vor Kurzem abgewonnen zu seyn schien, kam die Verf. über den Bauernmarkt, wo die *Fellahs* ihre armseligen Geschäfte abmachen. Sie hatten vornehmlich Durrah-Kuchen und saure Milch, welche in ganz Aegypten eine Lieblingsspeise ist, zu verkaufen. Am Hafendamm sieht man mehre hübsche Gebäude; die schönsten darunter sind der Palast des Vicekönigs und das Zollhaus. Unter die Sehenswürdigkeiten des Erstern gehört ein prachtvolles Mosaik-Gemälde, die Ruinen des alten Roms darstellend, welches der Papst dem Pascha zum Geschenk gemacht haben soll. — Was die Verf. über die altägyptischen und römischen Alterthümer sagt, ist von keiner Erheblichkeit. Auf dem Heimwege sah sie die Signal-Flagge auf dem Amtsgebäude des brittischen Consuls aufgepflanzt, welche die so eben erfolgte Ankunft des brittischen Dampfbootes

mit dem indischen Brief-Felleisen verkündigte. »Obgleich der Telegraph« — sagt sie — »noch nicht gemeldet hatte, dass das Dampfboot von Bombay in Suez gelandet sei, so eilten doch sämmtliche englische Reisende, so schnell als möglich dahin zu gelangen. Es ist wahrhaft schrecklich, ein so merkwürdiges Land wie Aegypten durchfliegen zu müssen, ohne irgend eine Erinnerung davon mitnehmen zu können; gleichwohl ist dieses seit der Einführung der Ueberland-Post mit Hunderten von Reisenden der Fall, welche Aegypten mit so wenig Interesse durchgaloppiren, als ob es eine Heerstrasse in England wäre.«

Bei einem zweiten Besuche der Pompejus-Säule traf die Verf. auf dem Wege dahin mit dem Leichenzuge eines an der Pest verstorbenen Mannes zusammen. Voraus gingen eine Anzahl Männer mit langen Stöcken, welche die Leute nöthigten aus dem Wege zu gehen. Hinter der Bahre folgten eine Menge heulender und schreiender Weiber. Der für die Pestleichen bestimmte Begräbnissplatz befand sich mitten in der Wüste, nicht weit von der Pompejus-Säule. Das traurige und gefährliche Geschäft, die an der Pest Verstorbenen zu beerdigen, ist begnadigten Verbrechern zugewiesen. Sobald ein Erkrankungsfall dieser Art zur Kenntniss der betreffenden Behörde gelangt, werden diese Leute unverzüglich nach der Wohnung des Kranken

geschickt und müssen hier verweilen, bis dieser entweder genest oder stirbt. Im letztern Falle werden alle seine Habseligkeiten vernichtet und die Bewohner des Hauses müssen sich innerhalb desselben einer mehr oder weniger langen Quarantaine unterwerfen. Kurz vor der Ankunft der Verf. in Alexandrien, war ein Diener des einzigen englischen Arztes daselbst an der Pest gestorben, und dieser wurde dadurch wie alle seine Mitbewohner zu einer unfreiwilligen Hausgefangenschaft verurtheilt. Mehr noch litten darunter seine zahlreichen Patienten in der Stadt und nur der kräftigen Verwendung des Consuls hatte er es zu verdanken, dass er schon nach einigen Tagen wieder ausgehen durfte. Doch musste er sich vom Kopf bis zum Fuss neu kleiden. Obschon die furchtbare Krankheit das ganze Jahr hindurch in irgend einem Theile der Stadt zum Vorschein kommt, so behauptet man doch, dass viele durch andere Krankheiten verursachte Sterbfälle fälschlich der Pest zugeschrieben werden, und dass dieses häufig in böser Absicht geschieht, um für irgend eine Beleidigung an den Angehörigen und übrigen Hausbewohnern durch die über sie verhängte Absperrung und Zerstörung des Eigenthums Rache zu nehmen. — Der Vicekönig hat, um das Land vor dieser Geisel möglichst zu schützen, strenge Quarantaine-Vorschriften erlassen. Alle aus der Türkei, Syrien und Griechenland kom-

menden Schiffe müssen eine beträchtliche Anzahl von Tagen unter der gelben Flagge zubringen; aber — so versicherte man die Verf. — »seine eignen Schiffe oder geheimen Sendboten dürfen, auch wenn sie geradeswegs von Konstantinopel kommen, augenblicklich landen.«

Am 22. Juli schiffte sich unser brittisches Ehepaar auf dem Dampfer *Tagus* ein, um über Malta etc. nach England heimzukehren. Man hatte noch vom Schiffe aus einen herrlichen Anblick der Stadt, in deren Bilde, ausser dem Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen, die vielen Hunderte von Windmühlen, welche sich ringsum erheben, einen charakteristischen Zug ausmachen.

IV.

CHIWA.

Nach Abbott*).

Es war im Jahre 1839, als während der von den Russen unternommenen kriegerischen Expedition nach *Chiva*, welche bekanntlich in Folge der strengen Winterkälte verunglückte, der brittische Major *Todd* von der Ostindischen Colonial-Regierung mit geheimen Aufträgen an den Chan von *Herat* (in Afghanistan) geschickt wurde. Hier beauftragte er einen mohammedanischen Priester,

*) *Narrative of a Journey from Heraut to Khiva, Moscow and St. Petersburgh*, during the late Russian Invasion of Khiva; with some Account of the Court of Khiva and the Kingdom of Khaurism. By Capt. *James Abbott*, Bengal Artillery, etc. II. Voll. London, 1843. (Mit 1 Karte und 1 Steinplatte.)

Mulla Hassan, mit der Ueberbringung eines freundschaftlichen Schreibens an den Chan von *Chiva*, oder wie er eigentlich genannt wird, *Charesm Schah* (König von Charesm). *Mulla Hassan* traf zu der Zeit in Chiwa ein, wo dieser Staat mit der russischen Invasion bedroht war, wurde gut aufgenommen und auf der Rückreise nach *Herat* von einem vornehmen Usbeg, Namens *Schukkarulla Bae*, begleitet, welcher als Gesandter des Chans an die Brittisch-ostindische Regierung abgeordnet war. Das von ihm überbrachte Schreiben enthielt die dankbare Annahme des brittischen Freundschafts-Anerbietens, ausserdem aber noch verschiedene Wünsche, welche Major *Todd* auf eigene Verantwortlichkeit nicht erfüllen konnte. Als Erwiederung dieser Mission wurde der der brittischen Gesandtschaft zugetheilte Artillerie-Capitän *Abbott* an den Hof von Chiwa abgeschickt, welcher die Reise am 24. Dez. 1839 antrat.

Cap. *Abbott* hatte auf dieser mit grosser Eilfertigkeit vollzognen Reise, die späterhin von Chiwa aus nach *Moskau* und bis *St. Petersburg* fortgesetzt wurde, wenig Gelegenheit, geographische und andere wissenschaftliche Notizen in sein Tagebuch einzutragen, am allerwenigsten in *Chiva* selbst, wo er ein Gegenstand des grössten Misstrauens war, da man schlechterdings nicht glauben wollte, dass Engländer und Russen nicht mit einander im Bunde

gegen Chiwa seien. Erst als er nach der Heimkehr von England aus wieder nach *Calcutta* zurückgekommen war, fand er hier Musse, die gemachte Reise vollständig zu beschreiben und namentlich das, was er über *Chiwa* während seines langen Aufenthalts daselbst erfahren und beobachtet hatte, gehörig zu ordnen. Er theilt diese Darstellung in einem eigenen *Appendix* zum zweiten Bande mit, aus welchem wir ihn hier mit den nöthigen Abkürzungen aufnehmen. Die Vergleichung mit der Beschreibung desselben Staates, welche der russische Garde-Hauptmann von *Muravïev* vor länger als einem Vierteljahrhundert zu entwerfen Gelegenheit hatte und welche wir im dritten Jahrgange (1825) unsers Taschenbuches (S. 137—179) mitgetheilt haben, wird für die Leser nicht ohne Interesse seyn.

Wer auf einer Weltkarte des XIII. Jahrhunderts das damalige Chanat, oder Kaiserthum, der *Tatarei* hätte aufsuchen können, würde gefunden haben, dass die Gränzen desselben nordwärts bis *Moskau*, südwärts bis *Delhi*, in Osten bis ans *Stille Meer* und in Westen bis an den *Euphrat* sich erstreckten. Gegenwärtig besteht nur noch der Kern dieses grossen Reiches, in den drei klei-

nen Staaten *Charesm* (*Chiwa*), *Kokan* (*Kokand*) und *Bochara* *).

Die Gränzen des Staates *Charesm* sind in Norden die kleinen Flüsse *Yem* (*Dschem* auch *Embah*) und *Irghiz* (*Oulou*), welche ihn von der Steppe der Kleinen Kirgisen-Horde trennen, in Süden eine unregelmässige Linie vom Flusse *Attrack* bis *Penschdih* (rechts am Flusse Murghab), in Westen das Kaspische Meer und in Osten eine sehr unbestimmte, mehr eingebildete als wirkliche Linie, welche von Norden nach Süden etwa 350 (engl.) Meilen durch die Sandwüste östlich von der Stadt Chiwa läuft, dann ungefähr in der Breite von Bochara den Oxus überschreitet und hierauf in südöstlicher Richtung abermals durch eine Sandwüste nach dem Berglande von Herat und Kabul zieht.

---

*) Der Verf. schreibt, abweichend von der in unsern Lehrbüchern der Erdkunde gebräuchlichen Orthographie, die arabischen, türkischen, persischen etc. Namen asiatischer Länder, Städte und Personen, um ihre Aussprache seinen Landsleuten deutlicher zu machen, nach englischer Weise, also z. B. *Khaurism* (*Khiva*) *Kokaun*, *Bokhara*, *Muhummud*, *Mooraud*, *Ameer* u. s. w. Das *Kh* entspricht dem arabischen, und russischen Kehllaute *Ch*, für den die englische (wie auch die französische, spanische und portugiesische) Sprache kein eignes Zeichen hat. (Vergl. unsern XX. Jahrg. (1842) die Anmerkungen zu S. 29 und 237.)

Die gesammte *Oberfläche* kann wenigstens 450000 engl. (oder 21200 geogr.) Geviertmeilen betragen.

Es giebt wenige Länder, welche einen so einförmigen Anblick als Charesm darbieten. Mit Ausnahme eines kurzen und schmalen Striches am linken Oxus-Ufer und der gut bewässerten Sand-Umgebung von Chiwa und Merv, ist das ganze Land eine Wüste, ohne Flüsse und Quellen, Wälder und Gebirge, ein Land, wo der Pflug nur selten eine Erdscholle umgestürzt hat und die Wildniss nur an wenig Stellen vor menschlicher Betriebsamkeit zurückgewichen ist. Zwischen dem Breitenkreise von Chiwa und dem von Merv ist der aus tiefem Sand bestehende Boden zwar gänzlich von Gras entblösst, bringt aber doch einiges Gesträuch hervor, welches theils als Brennholz, theils als gutes Kameelfutter dient. Andererseits, von Chiwa bis zur Nordgränze des Landes, besteht der Boden aus einer festen Lehmschicht, welche auf Muschelkalk liegt und mit einer niedrigen Art Wermuth und einem andern dunkelbraunen Gewächs bedeckt ist.

Der aus Sand bestehende Theil der Oberfläche des Landes hat keinesweges eine wellenförmige Gestalt, wie der Fall seyn würde, wenn er durch Winde zusammengeweht worden wäre, sondern er bildet kleine Hügel und andererseits eine Menge grubenförmiger Vertiefungen, welche durchaus nicht

zu erklären sind. Das Lehmland ist stellenweise völlig eben, häufiger aber von tiefen Schluchten durchschnitten, welche ziemlich genau eine von Nordnordost nach Südsüdwest gehende Richtung haben. Wenn man sich von Chiwa aus dem Vorgebirge *Mangh Kischlak* (am Kaspischen Meere) nähert, so sieht man deutlich, wie das Meer in der Vorzeit das Land in weite Thäler zerrissen hat, welche von Kalk- und Mergelklippen eingefasst sind, über die noch der oben erwähnte Muschelkalkstein und Thon emporragen. Zwischen *Mangh Kischlak* und der Bay von *Tiuk Karasu* (an welcher das russische Fort Neu-Alexandrow [*Nowo Alexandrowskaja*] liegt), streicht eine dreifache Bergkette von Rothem Sandstein, die sich 1500 bis 2000 Fuss über den Spiegel des Kaspischen Meeres erhebt. Diese und die Balkan-Kette waren die einzigen Berge, von welchen *Abbott* Kenntniss erhielt. Die Hochebene zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aral-See schätzt er auf 2000 Fuss. Die Russen sprechen aber von noch höherm Lande, welches unmittelbar südlich vom Flusse Embah liege. Auch giebt es ein paar unbedeutende Kalkhügel am Oxus und etwa 40 Meilen nördlich von Chiwa soll man daselbst in älterer Zeit Gold gefunden haben, was jedoch mit der geognostischen Beschaffenheit des Landes in Widerspruch steht.

Was das *Klima* von Charesm betrifft, so

herrscht ungeachtet der geographischen Breite, von 36° bis 46° nördl., auf dem Hochlande, zwischen dem Kaspischen und dem Aral-See, so wie in und um Chiwa, ein sehr strenger, vier- bis fünfmonatlicher Winter mit fünf Fuss tiefem Schnee und nicht selten bis 40° Réaum. Kälte. Selbst bei Chiwa, dessen Breite mit der von Rom übereinkommt, ist der Oxus vier Monate lang zugefroren und der ebenso lange Zeit liegen bleibende Schnee schmilzt nur in der Sonne etwas. Reisende und Arbeiter im Freien, welche Brennholz holen, verunglücken häufig durch Schneestürme, und die Kälte ist so schneidend und durchdringend, dass das beste Pelzwerk nicht widersteht. In dem kleinen Zimmer, welches *Abbott* in Chiwa bewohnte, fror das Wasser, ungeachtet es nur drei Fuss vom Kohlenfeuer entfernt war. Selbst am Mittag und bei vollem Sonnenschein verdichtete sich der Hauch seines Mundes am Barte und an der Wollmütze zu kleinen Eisklümpchen. Dagegen ist aber auch im Sommer die Hitze in Chiwa fast unerträglich und es ist unmöglich, unter einem Dache zu schlafen. Todesfälle am Tage im Freien und Sonnenschein sollen häufig eintreten. Diese Extreme verschwinden in dem Masse, als man südwärts von Chiwa sich Merv nähert. In Merv selbst ist zwar die Sommerhitze ebenfalls sehr drückend, aber im Winter schmilzt der Schnee augenblicklich weg.

Gleichwohl hat Merv, obschon es 5° südlicher als Chiwa liegt, eine grössere Meereshöhe. Jener Extreme der Temperatur ungeachtet ist das Klima von Chiwa gesund. Das Tafelland zwischen den beiden grossen Seen hat keine übermässige Sommerwärme, da es zu hoch liegt und die Luft durch die hin- und herziehenden Dünste der Gewässer stets feucht erhalten wird.

Vom *Kaspischen Meere* hat nur die Ostküste eine Beziehung auf Charesm, obschon die Jahmut-Turkmanen an der Balkan-Bay, die es beschiffen, sich längst der Herrschaft des Chans entzogen haben. Die Ostküste ist im Allgemeinen eben und abschüssig; nur stellenweise erheben sich Felsklippen bis 700 und mehr Fuss über den Wasserspiegel. Die Busen und kleinen Buchten sind sämmtlich sehr seicht. Als Häfen sind hier *Neu-Alexandrow*, in der Einfahrt Karasu, dann *Mang Kischlak* und der Busen von *Balkan* zu bemerken. Der wichtigste ist der von *Mang Kischlak*, am gleichnamigen Vorgebirge, ein Name, welcher eine beträchtliche Strecke südlich und südwestlich von Neu-Alexandrow umfasst. Hieher pflegen die russischen Schiffe von Astrachan die nach *Bochara* bestimmten Handels-Karawanen zu bringen. *Mang Kischlak* ist ungefähr 480 (engl.) Meilen von Chiwa entfernt. Es hat keine feststehenden Häuser, ist aber stark von *Kasaken* (Kirgisen) bevölkert, welche hier ihre Schaf-,

Pferde- und Kameel-Heerden weiden. Das Meer wird hier einen Monat früher eisfrei als bei Neu-Alexandrow. Die Schifffahrt nach *Astrachan* hat keine Beschwerden und der Weg wird oft in einem Tage zurückgelegt. Einige Stunden vom Hafen sieht man die Insel *Kulali*, wo sich eine kleine russische Niederlassung befindet. Diese Insel war am 13. April 1840, wo *Abbott* sie sah, noch von Eis umgeben. Im Jahre 1838 wollten die Russen auf den Anhöhen um Mang Kischlak ein Fort errichten; der Plan wurde aber wieder aufgegeben.

Der Busen *Balkan*, von den gleichnamigen Bergen so benannt, ist im Besitz der oben erwähnten Jahmut-Turkmanen, welche von hier aus als Seeräuber den kleinern russischen Fahrzeugen furchtbar werden. Merkwürdig ist hier eine untermeerische Strömung, welche zu der Vermuthung geführt hat, dass zwischen dem Kaspischen und dem Aral-See eine unterirdische Verbindung Statt finde.

Ueber den *Aral-See*, der gänzlich in der Gewalt der Kirgisen ist, konnte sich *Abbott* keine genügenden Auskünfte verschaffen *). Sein eigentlicher Name ist *Dungiz-i-Khaurism* (See von Charesm). Der Name *Aral* ist den asiatischen

*) Eine kurze Nachricht von demselben gab der russische Staatsrath *Negri*, welcher 1820 als Gesandter nach *Bochara* ging. S. den III. Jahrgang (1825) die Anmerkung zu S. 141.

Völkern unbekannt, und gehört einem benachbarten Usbeken-Stamme an.

Die *Flüsse* von Charesm sind: der *Amu* (oder *Oxus*), der *Sirr* (oder *Jaxartes*) und der *Arvb-i-Maur* (oder *Murghab*).

Der *Amu* kommt aus dem Chanat Bochara durch eine sandige Wüste nach Charesm, erreicht aber bald nach seinem Eintritt in das Land, eine fruchtbare, meist aus Thonboden bestehende Ebene, über welche seine Gewässer durch zahlreiche Kanäle vertheilt werden. Diese Ebene ist etwa 200 Meilen lang und 60 breit und bringt Getraide theils für die einheimische Bevölkerung theils für die Ausfuhr nach Chorassan hervor. Der Amu ergiesst sich in den *Aral-See*, an der südlichen Seite desselben. In einer unbestimmbar alten Zeit floss er, nachdem er an Chiwa vorbeigegangen, in einem weiten Bogen südwestwärts nach dem *Kaspischen Meere*, in den Busen von Balkan. Man sieht noch jetzt das ausgetrocknete, ehemalige Bett des Flusses *). In der Nähe von Chiwa hat der Amu eine Breite von etwa 2700 Fuss, welche weiter abwärts gegen die Mündung beträchtlich zunimmt. Oberhalb Chiwa ist eine Stelle, wo sein Bett auf 300 Fuss eingeengt

*) S. den III. Jahrgang, S. 141. Vergl. auch den XXIV. Jahrg. (1846) S. LV der Allgemeinen Uebersicht etc.

wird. Er ist von der Mündung aus bis *Bochara* und *Balch* schiffbar, im Winter aber fünf Monate lang so gefroren, dass die Karawanen mit Sicherheit über das Eis gehen können*). Ein kleiner Arm des Amu ergiesst sich in den kleinen See *Laudahn*, unweit südwestlich vom Aral.

Ueber den *Sirr* konnte sich der Verf., da ihm ohnehin während seines Aufenthalts in Chiwa aller Verkehr mit den Eingebornen untersagt war, keine genügenden Auskünfte verschaffen. Dieser Fluss ist nur den an seinen Ufern lebenden Kirgisen und den wenigen Kaufleuten, die von Bochara nach Orenburg reisen, bekannt. Er ist der Hauptfluss von Kokand; sein Lauf in Charesm geht durch eine Sandwüste. — Ueber den *Tanghi-daria*, einen jetzt ausgetrockneten Arm des Sirr, hat der russische Beamte von *Chanikov* auf seiner Reise nach Bochara in den Jahren 1840 und 1841 Beobachtungen gemacht und Erkundigungen eingezogen, welche wir im XXIV. Jahrgange (1846), S. LIV u. ff., mitgetheilt haben. Dieser Flussarm ist erst 1815 absichtlich trocken gelegt worden, und zwar durch die Kokanier, welche erfahren hatten, dass

*) Ueber die Entdeckung der Quellen des Amu durch den englischen Cap. *Wood* sehe man den XIX. Jahrg. (1841) S. XCIX, und den XXII. Jahrg. (1844) S. 308 u. ff.

die Chiwaner eine Niederlassung an seinen Ufern gründen wollten, aber, um dieses zu verhindern, an der Stelle, wo der Arm den Hauptstrom verlässt, einen hohen und starken Damm aufführten.

Der *Murghab* oder *Arvb-i-Maur* (Wasser von Merv) entspringt in dem Ghor-Gebirge und vereinigte sich in uralter Zeit, in der Sandwüste Kara Kum, nachdem er die Thäler von Pendsch-dih und Jullatan, so wie die zwar sandige, aber sehr fruchtbare Ebene von Merv, bewässert hatte, mit dem *Amu*. Aber schon vor 2- oder 3000 Jahren scheinen so viele Kanäle angelegt worden zu seyn, dass er seit dieser Zeit sich in der Ebene von Merv verliert, wo ihm sein Wasser gänzlich durch Kanäle entzogen wird. Der Murghab ist ein tiefer und reissender Fluss; seine Breite beträgt bei Jullatan 150 Fuss. Bei Pendsch-dih empfängt er das kleine Flüsschen *Chuschk* und fliesst dann durch ein aus Thonboden bestehendes Thal, welches in alter Zeit sehr angebaut war, jetzt aber verödet ist.

Der *Embah (Jem*, auch *Dschem)* kommt hier nebst dem *Irghis*, nur als Gränzfluss in Betrachtung. Er fliesst durch die Kirgisensteppe dem Kaspischen Meere zu und hat ein ziemlich salzig schmeckendes Wasser, welches aber doch von den Kameelen getrunken wird. *Abbott* konnte nicht erfahren, wie weit aufwärts er schiffbar ist, glaubt

aber, dass einigermassen schwer belastete Fahrzeuge nur wenige Meilen gezogen werden können.

Der *Irghis* verliert sich in einem kleinen Salzsee, in der Wüste zwischen Kokan und Charesm. Er trägt übrigens so wenig als der Embach zur Befruchtung des Landes bei und sein Wasser ist wahrscheinlich ebenfalls bitter.

Die ursprüngliche *Bevölkerung* von Charesm scheint aus *Turkmanen-* und *Kirghisen*-Stämmen bestanden zu haben, deren Abkömmlinge noch jetzt die Hauptmasse der Einwohner bilden. Jene Stämme waren ehemals einer *persischen* Rasse (jetzt *Sarten* genannt) unterworfen, welche zu der Zeit, als das Persische Reich sich bis an den Oxus erstreckte, die angebauten Gegenden bewohnte, aber später den *Usbeks (Uzbegs)*, den gegenwärtigen Herren des Landes, weichen musste. Folgendes ist eine ungefähre Uebersicht der heutigen Volksmenge von ganz Charesm:

Usbeken . . .	100000	Familien,	500000	Köpfe
Kirghisen (Kasaks) . . .	100000	»	500000	»
Turkmanen . .	91700	»	458500	»
Karakalpaken . .	40000	»	200000	»
Sarten	20000	»	100000	»
Kalmucken . .	6000	»	30000	»
Zusammen .	357700	Familien	1,788500	Köpfe

Hiezu kommen:

Sklaven	700000 Köpfe
Kuselbaschen (Kisilbaschen, persische Stämme)	20000 »
Im Ganzen	2,508500 Köpfe

Es kommen demnach im Durchschnitt auf die geogr. Geviertmeile 118 Köpfe.

Die *Usbeken*, *Karakalpaken* und *Kalmucken* führen ihre Abstammung auf die Stämme an den Gränzen von China zurück. Die *Turkmanen* und *Kirghisen* gehören augenscheinlich zu derselben Rasse, welche einen grossen Theil von Russland und einigen andern asiatischen Ländern bewohnt. Sie behaupten von zwei Brüdern, deren einer der Stammvater der Turkmanen, der andere der Kirghisen gewesen, abzustammen. Beide sollen vor vielen tausend Jahren aus den Gegenden vom Don und der Wolga hier eingewandert seyn.

Es giebt nur wenige dem Lande eigenthümliche Naturerzeugnisse des *Pflanzenreichs*. Ueberall wo der Boden aus Sand oder Thon besteht, findet man *Wermuth* und den *Kameel-Dorn (Solidago)*. Auch sieht man in den Sandwüsten zwei oder drei Straucharten. Bei der einen wird der Stamm so dick als ein Mannsschenkel, ist aber so zerbrechlich, dass man ihn leicht sammt der Wurzel ausreissen kann, und so trocken, dass er als Brennholz dient. Die Flussufer sind mit *Tamarisken* und stellenweise

auch mit *Weiden* bewachsen. Die häufig in Pflanzungen vorkommende *Pappel* scheint kein einheimisches Gewächs zu seyn, und auch die *Fruchtbäume* dürften aus Persien stammen. Torf wird nirgends gefunden. *Gras* wächst in zerstreuten Büscheln auf den Sandflächen, aber selten in hinlänglicher Menge, um gesammelt werden zu können. Das einzige Futter aller grasfressenden Thiere, vom Kameel bis zum Schafe, ist der Wermuth und der Kameeldorn.

Reicher ist die *Thierwelt* ausgestattet. Zwar kann bei dem Mangel an Weideland das *Pferd* schwerlich ein einheimisches Thier gewesen seyn, und die von den Turkmanen gezogene Rasse ist wahrscheinlich aus Kokan und der Chinesischen Tatarei gekommen, während die Kirghisen ihre Pferde vom Don und der Wolga erhalten haben mögen. Unzweifelhaft einheimische Thiere aber sind das *Zweibuckelige Kameel* (oder *Trampelthier*) und das *Einbuckelige* (oder *Dromedar*); ferner der *Wilde Esel* und ein Thier, welches die Mitte zwischen *Antelope* und *Schaf* hält; ferner die *Wilde Ziege* und das *Wilde Schaf*, der *Fuchs*, der *Wolf*, der *Löwe*, *Tiger*, *Leopard* und *Bär*; der *Dscherboa* (Springhase), der *Hase* und das *Wildschwein*; ausserdem viel Vögeln *Fasanen*, *Rebhühner* (namentlich rothbeinige *Chuccore*), *Wachteln*, *Schnepfen*, *Wilde Schwäne*, *Gänse* und *Enten*; ferner *Raben*, *Krähen* und *Elstern*, letztere in grossen Schwärmen

bei allen Brunnen in der Sandwüste; endlich *Lerchen*, *Kibitze* und *Eisvögel (Kingfisher)*.

Obschon das Pferd kein einheimisches Thier ist, so steht doch die von den *Turkmanen* gezogene Rasse bei allen asiatischen Völkern in so grosser Achtung, dass einige Worte darüber gesagt werden müssen. Die Stämme *Tukka* und *Jahmut* sind diejenigen, welche die berühmtesten Pferde besitzen. Auf diese folgen die Stämme *Goklan* und *Tschaudur*. Auch die *Usbeken* haben eine ausgezeichnete Rasse, die aber eben so wenig einheimisch, sondern von *Schirisubs*, im Chanat Bochara, eingeführt worden ist. Das *Tukka*-Pferd ist gross, hat einen hohen und zierlich gewölbten Nacken und gilt für das schönste und geschätzteste Pferd der ganzen Turkmanischen Rasse. Es soll jedoch schwach von Sehnen seyn und in dieser Hinsicht dem Jahmut-Pferde nachstehen. Das *Jahmut*-Pferd mag im Durchschnitt 15 Faust Höhe haben, ist im Allgemeinen wohl gebaut und zeichnet sich durch die Stärke seiner Sehnen aus. Obgleich sehr feurig, lässt es sich doch leicht behandeln. Sehr gross ist seine Ausdauer, auch wenn es kein anderes Futter hat als Wermuth und Kameeldorn. Beim Anblick einer Stute oder eines Wallachen, werden die Turkmanischen Pferde ganz wüthend, bäumen sich und springen auf einander mit einer Wuth los, die man sich nur denken kann, wenn man selbst Au-

genzeuge davon gewesen ist; ausserdem aber sind sie recht sanfte Thiere, welche sich, an das Reiten in dichten Massen gewöhnt, sehr selten stossen oder beissen. Sie werden mit der Trense geritten und sind daher nicht immer leicht in Galopp zu bringen. Stuten werden weder von den Usbeken noch den Turkmanen geritten. Auf Reisen bekommt ein Turkmanen-Pferd täglich, ausser dem, was die Wüste liefert, etwa 10 Pfund Gerste. Dabei macht es mehre Tage hinter einander, je 60 bis 80 (engl.) Meilen, trägt Futter und Wasser für sich und Kleider und Lebensmittel für den Herrn. Im Winter wird das Turkmanen-Pferd in drei dicke Filzdecken von Schaf- und Ziegenwolle eingehüllt, durch welche weder Wind noch Regen dringen kann. Bei der Nacht umgiebt man es rings mit einem Haufen Schnee, was in einem so trocknen Klima zuträglicher ist, als die gesperrte Luft in einem Stalle. Der Preis eines Jahmut-Pferdes der ersten Klasse ist 80 Chiwa-Tillas oder 52 Pf. Sterling (520 fl.). Er würde vielleicht auf 100 Pf. steigen, wenn die Nachfrage zunähme. Die Kosten des Transports bis zur nächsten brittischen Station (in Ost-Indien) dürften 30 Pf. betragen.

Abbott erwähnt noch einer ganz eigenthümlichen Pferderasse, *Tadschkan* genannt, welche in *Kaschgar* einheimisch ist und nur gelegentlich nach Bochara und Chiwa gebracht wird. Er selbst be-

kam zwar während seines Aufenthalts in Chiwa kein solches Pferd zu Gesicht; aber man beschrieb es ihm als klein von Statur, zierlich gebaut und höchst muthig und feurig; ausserdem hat es grosse, weit vorstehende Augen und bemerkenswerth zarte Extremitäten. Vor einigen Jahren soll ein Exemplar dieser Rasse in Bochara zu sehen, und durch zwei kleine, leicht gekrümmte Hörner (?) ausgezeichnet gewesen seyn. Es gehörte einem Usbeken, der eine ungeheure Summe dafür bezahlt hatte.

Das *Kirghisen*-Pferd ist ein kräftiges s. g. *Pony**), eine kleine Rasse, die man das ganze Jahr ungezähmt im Freien herumlaufen und weiden lässt, ohne dass diese Thiere ein anderes Schutzmittel gegen die Witterung hätten, als ihr eignes langes und struppiges Haar. Im Bezirke Mang Kischlak sind die Heerden dieser Pony's nicht zu zählen. Man hält sie hier auch als Hausthiere, um der Milch und des Fleisches willen. Ueberhaupt ist leicht gegohrne Stutenmilch ein Lieblingsgetränk aller Eingebornen von Turkestan, und Pferdefleisch ein Leckerbissen. Das kirghisische

---

*) *Abbott* nennt es ein *Galloway*. Nach *Ludwigs Englisch-teutschem Wörterbuch* bedeutet *Galloway* einen Klepper, der von der „schottischen (?) Landschaft *Galloway*" den Namen führen soll. Wahrscheinlich ist die irländische Grafschaft *Galway* gemeint.

Pony wird auch im ganzen angebauten Bezirk von *Chiwa* als Zugthier für die zweirädrigen Karren gesucht, die in keiner Haushaltung fehlen.

Das *kirghisische Kameel* ist das Zweibuckelige oder Trampelthier, und das kleinste aller asiatischen Kameelrassen, hat einen langgestreckten Rücken, zartgebaute Füsse und über den ganzen Leib fusslange Haare. Man zieht es wegen seiner grössern Gelehrigkeit und Sanftmuth als Reitthier und wegen der grössern Rückenlänge als Zugthier dem Einbuckeligen Kameele (oder Dromedar) vor. Doch steht es als Lastthier den grössern und stärkern Dromedaren von Chiwa und Bochara bedeutend nach. Von höherem Werthe ist die von den *Turkmanen* und *Usbeken* gezogene Dromedar-Rasse, welche an Stärke noch die *Indische* übertrifft. Es legt mit einer Last von 600 Pfund auf jede beliebige Entfernung täglich 30 (engl.) Meilen zurück; nur muss es sein gewöhnliches Futter, Oelkuchen, in hinlänglichem Masse erhalten. Körnerfutter gilt für zu kostspielig.

Ochsen werden nur, als Pflugthiere und in sehr geringer Zahl, in den angebauten Bezirken und längs dem Aral-See gefunden. Sie verdienen keine besondere Erwähnung.

Der *Wilde Esel* schwärmt in Heerden von 2- oder 300 durch die Steppe zwischen der Stadt Chiwa und dem Kaspischen Meere. Es ist ein

ziemlich zahmes Thier, welches sich von der gewöhnlichen Varietät nur wenig unterscheidet. Nur jene, welche mehr vereinzelt in den Bergen leben, verrathen etwas grössere Wildheit; auch sind sie sehr scheu und flüchtig. Der in Heerden gefundene Esel lässt sich schwer zur Eile antreiben, und wenn ihm mit Zwangsmitteln zugesetzt wird, so wird er störrig, beisst und schlägt. Er nährt sich bloss von Wermuth. Das Fleisch wird von Tataren und Persern gegessen und war einst die Lieblingsspeise des berühmten persischen Helden *Rustam*.

In den Wüsten lebt auch, fast so zahlreich, wie der Wilde Esel, eine *Antelopen*-Art, kleiner als das Schaf, dem es an Gestalt des Leibes, Halses und Kopfes gleich kommt; nur die zartgebauten Füsse, die Haare und Hörner, sind wie bei andern Antelopen. Doch sind die Hörner nicht dicht, sondern gleichen, auch bis auf die weisse Farbe, einem Kühhorn. Die Nase ist stark gewölbt und mit einer losen Deckhaut versehen, die das Thier nach Gefallen aufblasen kann; eben so kann es die Nasenlöcher mittelst eines von oben nach unten wirkenden Muskels schliessen. Der Kopf ist äusserst hässlich. Die Eingebornen nennen dieses Thier *Kaigh*. Abbott hat es übrigens nicht selbst gesehen.

Das *Wilde Schaf* soll in den Balkan-Gebirgen leben und nicht vom afghanischen verschieden seyn, welches Abbott gejagt hat. Es ist ein schönes

Thier, welches der Antelope an Leib und Gliederbildung, und selbst in der Beschaffenheit seines Pelzes gleicht. Der Schwanz kommt mehr mit dem des Hirsches oder Rehes überein. Kopf und Hörner sind wie bei andern Schafen. Den Kopf trägt es nach Art der Ziege sehr hoch. Das Männchen hat einen sehr starken weissen Bart, der in einer Länge von 12 Zoll vom Kinn bis auf die Brust reicht. Dieses Wilde Schaf lebt gern auf steilen Bergen, und weidet in Heerden, die eine Schildwache ausstellen, so dass es sehr schwer hält, ihnen nahe zu kommen. Die steilsten und am schwersten zugänglichen Felsklippen sind jedoch vorzugsweise der Aufenthalt der *Wilden Ziege*, welche sich durch die grössern und stärkern Hörner, so wie überhaupt durch ihre Aehnlichkeit mit der Zahmen Ziege, vom Schafe unterscheidet. Ihr Fleisch gleicht dem feinsten Wildpret.

Das gezähmte Schaf zeichnet sich durch einen übermässig dicken Fettschwanz aus, welcher bis auf die Kniee herabhangt und oft 12 bis 14 Pfund wiegt. Das s. g. Fett gleicht aber mehr dem Mark und dient in der Haushaltung der Kirghisen statt Oel und Butter. Man findet dieses Schaf übrigens nicht bloss in Charesm, sondern auch in allen andern Ländern von Mittel-Asien.

Es ist schon oben gesagt worden, dass nur zwei Bezirke vorhanden sind, wo die menschliche

Betriebsamkeit den sonst unfruchtbaren Boden des Landes produktiv zu machen gewusst hat. Der wichtigste derselben ist der Landstrich, in welchem *Chiwa*, die Hauptstadt, liegt. Es ist eine niedrige Thonbodenfläche, welche an der östlichen Seite vom Oxus durchschnitten und in Westen von einer Sandwüste begränzt wird. Gegenwärtig erstreckt sich diese Ebene nur von *Hassarasp* (*Huzzarusp*), etwa 40 Meilen südlich von Chiwa, bis zum Aral-See. Aber zu den Zeiten Alexanders (von Macedonien) war sie fast vier Mal so gross, indem sie sich längs dem *Oxus* auf seinem Laufe zu beiden Seiten desselben bis ans Kaspische Meer ausdehnte. Gegenwärtig kann sie 200 (engl.) Meilen lang und im Durchschnitt 60 breit seyn, folglich einen Flächeninhalt von 12000 (565 geogr.) Geviertmeilen haben. Obgleich dieser ganze Landstrich durch Kanäle vom Oxus aus reichlich bewässert und gut angebaut ist, so giebt es doch noch Raum genug zu fernern Verbesserungen und jedes Jahr werden frische Stellen des fruchtbaren Bodens urbar gemacht. Das Nomaden-Leben hat allerdings viel Reizendes für Völker, welche in der Wüste aufgewachsen sind, und ihr behaglicher Müssiggang scheint sie untauglich zu jeder Anstrenguug zu machen, welche erforderlich ist, dem Erdboden seine Schätze zu entwinden. Andererseits hat aber auch der Uebergang von den Entbehrungen der

Steppe zu den Genüssen der umschlossenen Ebene, von der Sauermilch-Kost und dem Schafspelze zum Brode, Reiss, und wohlschmeckenden Früchten, so wie zur Bekleidung mit einem Erzeugnisse indischer und europäischer Webstühle, so viel Anlockendes, dass allmählich auch die angeborne Trägheit der Nomaden-Stämme dadurch besiegt wird, und zwar um so leichter, als die Hauptarbeiten des Landbaues von den Sklaven verrichtet werden müssen und die Herren bloss die Aufsicht darüber zu führen haben.

Man kann sich keinen stärkern Contrast denken, als die Nacktheit der Steppe gegenüber dem lachenden Anblick des angebauten Landes, obschon der Letztere nur auf die sieben Monate des Jahres beschränkt ist, wo die durch einen langen Winter erstarrten Kräfte der Natur sich wieder frei gemacht haben. Die Hauptgewächse sind: Waizen, Reiss und eine als Pferdefutter dienende Gerstenart, die Abbott *Jon'ar* nennt (vielleicht Hordeum distichon), alle drei Getraidearten in grösster Fülle. Die Melone von Chiwa ist wahrscheinlich die köstlichste des Erdbodens und die Weintraube steht kaum der von Kandahar und Herat nach. Andere Früchte sind Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Pflaumen.

Die Ebene von Chiwa wird durch die zahlreichen Bewässerungs-Kanäle in eine Menge von

grössern und kleinern Landgütern und Gärten abgetheilt, welche Letztern von niedrigen, übrigens recht nett aufgeführten Lehmmauern umschlossen sind. Ausserdem ist der Boden auch gut bewaldet und da die Wohnhäuser der Reichen und Vornehmen in der Bauart einige Aehnlichkeit mit Schlössern haben, so gewährt das Land im Ganzen einen recht malerischen Anblick. Leider spenden die Kanäle ihr Wasser nur im Frühling und Herbst; im Winter werden sie abgedämmt und die Stadt muss sich kümmerlich mit Brunnen- und Teichwasser behelfen.

Chiva, die gegenwärtige Hauptstadt von Charesm, ist etwa $^1/_2$ engl. Geviertmeile gross, und wird durch einen hohen Erdwall mit Bastionen vertheidigt. Sie enthält nur elende Lehmhütten, welche enge und krumme Gassen bilden. Bloss das Residenz-Schloss des Chans ist von Stein gebaut, hat aber weder von Aussen noch von Innen Ansprüche auf den Namen eines Palastes. Auch wohnt der Chan in der Regel unter seinem schwarzen Filzzelte, welchem Beispiele viele Usbeken und Turkmanen folgen. Das Schloss scheint nur bei feierlichen Gelegenheiten vom Chan betreten zu werden. Von grosser Ausdehnung sind die Vorstädte, an welche sich fast unmittelbar die Dörfer und die Landgüter der vornehmen Welt anschliessen.

Urgendsch, die ehemalige Hauptstadt, ist noch jetzt nächst Chiwa die wichtigste Stadt, da sie dieses sowohl an Grösse als Handelsbetriebsamkeit übertrifft. Sie liegt am westlichen oder linken Ufer des Oxus, an den Karawanen-Strassen von Bochara nach Chiwa und Mang-Kischlak, so wie von Kokan nach Chiwa.

Ebenfalls am Oxus, aber näher an der südlichen Gränze des angebauten Landes, liegt *Hassarasp (Huzzarusp)*, wo gewöhnlich der einzige Bruder des Chans, nächst ihm selbst die vornehmste Person des Reiches, als Statthalter residirt.

Auf Hassarasp dürfte an Wichtigkeit die Stadt *Ghanghrat* folgen, welche unweit von der Oxus-Mündung liegt und von einem Usbeken-Stamme, den *Karakalpaks* (Schwarzmützen) bewohnt wird. Die Frauen und Mädchen dieser Stadt stehen in Bezug auf Sittlichkeit in einem höchst übeln Rufe.

Die Provinz *Merv* ist eine 60 Meilen lange und 40 Meilen breite Ebene, welche aus dem feinsten Flugsande besteht und einen noch traurigern Anblick gewährt als die Wüste selbst. Weit und breit ist kein grünes Blatt zu sehen. Nur mittelst Bewässerung durch Kanäle aus dem Flusse Murghab können einige mässig fruchtbare Felder hergestellt und Jowarr und Gerste gewonnen werden. Auch hat man schöne Melonen und in frühern Zeiten, als die Stadt *Merv* noch blühend war, gab es hier

Weintrauben und verschiedenes Obst. Aber in den letzten sechzig Jahren wurden in Folge der kriegerischen Ereignisse die Kanäle zerstört und vernachlässigt, so dass *Merv* eine Zeit lang gänzlich verödet war. Doch hat sich diese Stadt durch den gegenwärtigen Gouverneur wieder etwas gehoben, und ist ein wichtiger Platz für den Handelsverkehr zwischen *Bochara*, *Chiva*, *Herat* und *Mesched* geworden. Der Gouverneur wohnt in einem kleinen, aus Lehm gebauten Schlosse am westlichen Ufer des Murghab, an der Stelle, wo sich dieser durch fünf Hauptkanäle in die Ebene ergiesst. Einige elende Hütten bilden den Basar, welcher gleichwohl für einen Umkreis von mehren Hundert Meilen der wichtigste Markt ist. Die Einwohner sind meist Turkmanen und bewohnen, an 60000 Familien, grösstentheils die Ebene. Die Einkünfte der Provinz Merv sollen sich auf 30000 Tillas oder 18000 Pf. St. belaufen.

Jullatan (*Yoollataun*) ist die südliche Fortsetzung der Ebene von Merv. Es wird ebenfalls vom Murghab bewässert und von nomadischen Turkmanen bewohnt.

Pendsch Dih (*Punj Deeh*), ein ehemals sehr gut angebautes Seitenthal des Murghab, welches jährlich 500 Tillas oder 3000 Pf. St. einbrachte, ist jetzt fast ganz verödet.

Aus der frühern Blüthezeit des Reiches Tur-

kestan sind nur wenige Gebäude noch übrig und auch diese sind verfallen und höchst armselig. Selbst das berühmte Grabmahl des Helden *Alp Arslan*, welches unter den Persern, die er bezwungen hatte, lange Zeit für ein Symbol des Unbestandes menschlicher Grösse angesehen wurde, dürfte bald gänzlich verschwunden seyn. In *Urgendsch* fand Abbott noch eine aus Backsteinen errichtete Denksäule, aber von schlechtem Baustyl. Sie soll von *Tschenghis Chan* errichtet worden seyn. Unter den übrigen Ruinen dieser alten Hauptstadt waren ihm besonders die pyramidenförmigen Dächer der Paläste der *mongolischen* Dynastie *Maandao* merkwürdig. Er hatte dergleichen früher schon in *Indien* gesehen und fand sie später auch in *Moskau* wieder, so dass sie eine Kette von 3500 Meilen bilden, ungeachtet damit bei weitem noch nicht der ganze Umfang des ehemaligen grossen Mongolen-Reiches, dessen Gebäude an chinesischen Geschmack erinnern, bezeichnet ist.

Was Abbott über die *Einwohner* des Landes, ihre Sitten und Gebräuche etc. beobachten und erfahren konnte, besteht in Folgendem.

Die *Usbeken*, das gegenwärtig herrschende Volk, mögen im Durchschnitt eine Länge von 5 Fuss 7 Zoll (engl.) haben, sind stark gebaut und fast von so heller Farbe wie die Europäer. Sie haben breite und stark geröthete Gesichter, lang

gezogene aber wenig geöffnete Augen und wenig oder gar keinen Bart. Die Frauen werden von den Asiaten als sehr schön beschrieben. Die Tracht der Männer besteht in einem baumwollnen Hemd, weiten Beinkleidern von Wollentuch, und zwei oft auch bis sechs über einander gezogenen Mänteln, meist von gestreiftem Seiden- oder Baumwollen-Zeug, mit roher Baumwolle wattirt. Die Vornehmen haben dergleichen Mäntel von feinem Wolltuch, am liebsten von grüner Farbe und mit Pelz verbrämt und gefüttert. Die Kopfbedeckung ist bei allen Männern, mit Ausnahme der Priester, welche Turbane tragen, eine cylinderförmige Mütze von schwarzem Lammfell, deren Grösse im Verhältniss zum Range des Trägers steht.

Die weibliche Tracht unterscheidet sich von der männlichen nur durch die Kopfbekleidung, welche in einem weissen oder auch farbigen Tuch besteht, das fast wie ein Seil rings um den Kopf gewunden wird, so dass es eine cylindrische Gestalt, beinahe wie eine Mütze erhält. Das eine Ende desselben wird um den Hals gewickelt, indem es für unanständig gilt, diesen entblösst zu tragen.

Die Tracht der *Turkmanen* ist ungefähr dieselbe wie die der Usbeken, nur die Mütze ist mehr kegel- als cylinderförmig. Zuweilen trägt man auch nur eine flache Schädelkappe von schwarzem

Lammfell. Der Turkmane hat dieselbe Körperlänge wie der Usbeke, ist aber weniger untersetzt. Das Gesicht ist dunkelfarbig; die kleinen runden und schwarzen Augen geben der Physionomie viel Lebhaftigkeit. Die der freien Luft weniger ausgesetzten Frauen haben eine lichtere Hautfarbe, sind aber im Ganzen nicht eben schön zu nennen.

Der *Kassak* (oder *Kirghise*) ist von schwerfälligem Körperbau und robuster als der Turkmane. Er hat auch eine lichtere Gesichtsfarbe, weit vorstehende Jochbeine (Backenknochen), regelmässigere Züge und kleine, etwas schief stehende und wenig geöffnete Augen. Der Gebrauch von Leinenzeug ist dem Kirghisen unbekannt und er hält überhaupt nicht viel auf Kleiderpracht. Statt eines Rockes von gewebtem Stoff hüllt er sich in einen Mantel von halbgegärbtem Schaffell oder Kameelshaut, deren Haarseite nach innen gekehrt ist, oder er trägt auch wohl eine Pferdehaut, jedoch mit der Haarseite auswendig. Den Kopf bedeckt eine Mütze von demselben Stoff. Das Weib des Kirghisen ist lichtfarbiger als ihr Mann. Sie sieht stets so roth aus, als ob sie so eben Ohrfeigen erhalten hätte. Mit Ausnahme vielleicht der Negerinn ist die Kirghisinn das hässlichste Weib unter der Sonne. Durch starken Körperbau ausgezeichnet, werden ihr vom Manne die schwersten Arbeiten aufgebürdet.

Die *Kalmucken* sind zu wenig zahlreich, um besondere Erwähnung zu verdienen, und die *Sarten* unterscheiden sich fast nicht von den andern Einwohnern des benachbarten Persiens.

Der Reichthum des Usbeken besteht in Ländereien und Sklaven. Von Letztern besitzt er oft mehre Hundert, da er, als Eigenthümer der einträglichsten Ländereien, sich dieselben sehr leicht von den Turkmanen verschaffen kann. Er ist ein harter Gebieter und als Mensch das sittenloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Wenn er reich genug ist, um seine Wirthschaft einem Haushofmeister überlassen zu können, so bringt er seine Zeit in Müssiggang und grobem Sinnengenuss hin. Sein Weib aber hat den Geldbeutel in den Händen, und führt, bei gänzlicher Vernachlässigung von Seiten ihres rohen Gatten, auf seine Kosten ein ausschweifendes Leben. Da jedes Haus einen oder zwei kleine Wagen mit kirghisischen Pony's besitzt, so macht sie, wenn es ihr beliebt, Lustfahrten in die Wildniss hinaus, auf welchen sie sich bloss von einem besonders von ihr begünstigten Sklaven begleiten lässt. Diese Art von Ausschweifung ist das Einzige, was dem Sklaven Aussicht auf Freiheit gewährt; denn wenn er so glücklich ist, sich in der Gunst seiner Gebieterinn zu behaupten, so verschafft ihm ihre Freigebigkeit nach und nach

so viel Geldmittel, dass er sich nach 15 oder 16 Jahren loskaufen kann.

Das einzige anständige Vergnügen des Usbeken ist die *Falkenjagd.*

Die *Waffen* der Usbeken sind der Säbel, die Luntenflinte und der Dolch. Pistolen werden nur selten angetroffen; man erhält sie von den Kirghisen, die sich dieselben von den Russen verschaffen. Der von den vornehmen Usbeken getragene Säbel kommt aus Isfahan oder aus Chorassan, und die gezogene Luntenflinte aus Herat oder auch aus Persien. Es besteht zwar auch in *Chiva* eine Säbel- und Dolchfabrik; sie liefert aber sehr mittelmässige Waare. Man kann einem vornehmen Usbeken kein angenehmeres Geschenk machen als ausländische Säbel, Pistolen und gezogene Büchsen.

Als *Krieger* spielt der Usbeke keine sonderliche Rolle, um so mehr, da er bloss zu Pferde streiten kann, aber im Allgemeinen, trotz des kostbaren Geschirres seiner Rosse, ein schlechter Reiter ist. Er unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheile von seinem kräftigen und tapfern Aeltervater, welcher unter *Tschenghis Chan* alle Kriegsheere Asiens besiegte und ein Viertel des Erdbodens eroberte. Während andere Völker in der Gesittung Fortschritte gemacht haben und durch Industrie und Handel reich und mächtig geworden

sind, ist in demselben Masse der Usbeke zurückgegangen. Von Wüsten umgeben, deren räuberische und grausame Bewohner keine andere Wichtigkeit für ihn haben, als dass sie ihm seinen Bedarf an Sklaven liefern, haben diese Wildnisse bis jetzt zwar seine Unabhängigkeit gesichert, aber auch die Wege versperrt, auf welchen die Kenntnisse der gebildeten Welt zu ihm hätten gelangen können.

Weit thätiger und regsamer ist das Leben des *Turkmanen*, der in der Regel nur die Wüste bewohnt, wo Verfeinerung und Ueppigkeit unbekannte Dinge sind und seine Thatkraft weit mehr als in den Städten angespornt wird. Jeden dritten Tag wird sein Zelt von den Weibern abgebrochen, auf seine Kameele geladen und nach einer frischen Stelle gebracht, wo noch unversehrte Weide anzutreffen ist. Mit guten Pferden und tüchtigen Windhunden versehen, macht er Jagd auf die *Kaighs* (kleine Antelopen), an denen die Wüsten so reich sind, oder er plündert die Karawanen und macht die Kaufleute und ihre Begleiter zu Sklaven, die er nach *Merv* oder *Chiva* verkauft. Sind diese Leute, wie es mehrentheils der Fall ist, *Sunniten* (oder rechtgläubige Mohammedaner), so werden sie so lange geprügelt oder sonst gequält, bis sie sich in Gegenwart von Zeugen für Schiiten (oder persische Ketzer) erklären; denn das mo-

hammedanische Gesetz verbietet sehr streng, einen (rechtgläubigen) Muselman zum Sklaven zu machen. Die Zahl der auf solche Weise in die Sklaverei gerathenen Reisenden übersteigt fast allen Glauben. Man rechnet in der Hauptstadt Chiwa allein zusammen nicht weniger als 12000 Unterthanen von *Herat* und *Persische* Sklaven giebt es wahrscheinlich an 30000. Die Gesammtsumme aller Sklaven im Lande soll 700000 betragen. Der *Turkmane* ist noch grausamer gegen seine Sklaven als der Usbeke. Er macht sich kein Gewissen daraus, selbst eine Sklavinn, die ihm Kinder geboren hat, zu verkaufen und ist überhaupt gegen männliche und weibliche Sklaven, die er als Lastthiere zurückbehält, gleich unbarmherzig. Da hier keine solchen häuslichen Verhältnisse Statt finden, wie sie oben als bei den Usbeken bestehend geschildert worden, so hat der Sklave keine Aussicht, jemals seine Freiheit wieder zu erlangen. Eine beträchtliche Zahl Turkmanen haben sich in neuerer Zeit dem Landbau zugewendet, namentlich zählt man deren in Merv 60000 und in Chiwa wahrscheinlich eben so viel. Aber auch diese haben ihre alten nomadischen Gewohnheiten nicht ganz abgelegt. Sie leben in Zelten, besitzen häufig grosse Viehheerden und ziehen mit diesen, wenn gerade auf den Feldern nichts zu thun ist, in die Wüste auf die Weide.

Der *Kassak* oder *Kirghise* ist der roheste aller Einwohner von Charesm. Er weiss freilich nichts von den Lastern, denen der Usbeke in seiner Ueppigkeit fröhnt, und ist auch weit weniger zum Raube geneigt als der Turkmane. Wie der Letztere zieht er von einem Weideplatze zum andern und bürdet alle schweren Arbeiten seinem Weibe auf. Die Kinder müssen die Pflege der Kameele, Pferde und Schafe besorgen und er selbst geht in die Wüste, um Füchse, Antelopen und Wilde Esel zu jagen, oder er schlendert von Zelt zu Zelt herum und vertreibt sich die Zeit mit Plaudern und Spielen. Da er Gegenden bewohnt, welche grossen Extremen von Hitze und Kälte ausgesetzt sind, so muss er auch seine Wohnplätze nach der Jahreszeit wählen und auf Mancherlei denken, was der Turkmane nicht nöthig hat. Im Sommer begiebt er sich nach den Thälern des höhern Landes, wo kein Mangel an Brunnen ist, die allen Wanderstämmen wohl bekannt sind. Bei Annäherung des Winters steigt er nach tiefern Stellen herab, die aber ebenfalls Brunnen haben müssen, denn in seinem Lande giebt es weder Flüsse noch Bäche. Ist der Winter völlig eingetreten, so kann er auch diese Stellen verlassen, da der Schnee ihn hinlänglich mit Wasser versieht, aber der Viehweide wegen muss er die tiefsten Gegenden aufsuchen, es wäre denn, dass er sich einen zureichenden

Futtervorrath für den Winter hätte einlegen können. Bis dahin hat er fast nur von der Milch seiner Kameele, Stuten und Schafe gelebt, die er in geronnenem Zustande, als Quark *(curds)*, ohne Brod oder andere Zuthat von Pflanzenspeisen, genieſst, und nur bei seltenen Gelegenheiten hat er sich Fleisch gegönnt. Aber mit dem Eintritt des Winters, wo die Thiere nur wenig Milch liefern, schlachtet er alle seine alten Kameele, Pferde und Schafe und salzt ihr Fleisch ein, welches dann, ebenfalls ohne Brod oder sonstige Zuthat, verzehrt wird. Die einzige ihm bekannte Art der Zubereitung ist das Kochen.

Im Frühling bringt der Kirghise seine Viehheerden in die Nachbarschaft der Kalkberge, welche sich von Nowo Alexandrowsky am Kaspischen Meere in südlicher Richtung bis zum Breitenkreise von Chiwa erstrecken und welche in ihren Schluchten noch bis weit in den Sommer hinein einen Vorrath von Schnee bewahren.

Die Sitten des Kirghisen sind zwar höchst roh, aber er ist ein gutherziger und gastfreier Mensch und weiss nichts von den Lastern seiner Nachbarn. Die wenigen Sklaven, welche die Kirghisen besitzen, werden milder behandelt als bei den Turkmanen und Usbeken. Die Kirghisen sind wohlhabender als die Turkmanen, werden aber, da sie am weitesten vom Sitze der Regierung ent-

fernt wohnen, von den dazwischen hausenden Turkmanen sehr gedrückt und beraubt. Ihr Vermögen besteht einzig in ihren Viehheerden; andere Bedürfnisse, die ihnen diese nicht liefern, namentlich solche, welche die Turkmanen sich selbst bereiten, wie z. B. Teppiche, Filz, Pferdegeschirr etc. müssen sie gegen Kameele, Ponys und Schafe von diesen eintauschen. Hausgeräthschaften und Werkzeuge (z. B. gusseiserne Kessel, Töpfe und Pfannen, Messer, Löffel etc.) erhalten sie von den Russen, welche auch ganz Turkestan und die Tartarei mit diesen Artikeln versehen.

Dem Kirghisen stehen wenig Waffen zu Gebot; auch sind sie ihm bei seiner Lebensweise nicht sonderlich nothwendig. Die bewaffneten Reiter, welche er pflichtmässig zum Kriegsheere des Staates zu stellen hat, reiten kleine Ponys und haben lange Spiesse, Säbel und Luntenflinten, sämmtlich von geringem Werth. Die Pferde sind Walachen und werden an Kraft und Ausdauer weit von den Rossen der Turkmanen übertroffen, leiden aber weniger als diese von den Unbilden der Witterung.

Die Kirghisen bekennen sich zwar, wie die Usbeken und Turkmanen, zum *Islam* und sind ebenfalls *Sunniten*; aber ungeachtet sie eigne Mollahs haben, welche den Koran nothdürftig lesen können, sind sie doch schlecht in Glaubenssachen

unterrichtet und beobachten selbst die vorgeschriebenen Gebräuche sehr nachlässig.

Ueberhaupt ist die ganze *Gelehrsamkeit* von Chiwa nicht der Rede werth. Sie beschränkt sich auf die Priester, welche etwas Arabisch und Türkisch, Letzteres auch mit arabischen Lettern geschrieben, verstehen. Der Mangel an Wissbegierde, selbst in Bezug auf das, was in der Nähe vorgeht, ist so gross, dass bis zu den letzten Begebenheiten in Afghanistan, in ganz Chiwa Niemand etwas von den *Engländern* gehört hatte, und selbst der Chan von Chiwa, wie die andern Grossen, steif und fest glaubten, dass Engländer und Russen ein und dasselbe Volk seien, eine Unwissenheit, die für *Abbott* sehr nachtheilig war, da man ihn ebenfalls für einen Russen ansah.

Auch *Künste* und *Gewerbe* sind unbedeutend in Charesm. Das Wichtigste, was darin geleistet wird, ist die von den Turkmanen betriebene Verfertigung von Filzen und Teppichen, mit welchen diese das ganze Reich versehen und auch einen kleinen Beitrag zum Handel mit *Russland* liefern. Indessen sind die Filze vielleicht nicht so gut wie die von *Ghayn* und die Teppiche können auf keinen Fall mit denen von *Herat* und *Persien* verglichen werden. Eben so ist die Stahlwaaren-Erzeugung in Chiwa von geringer Bedeutung; sie beschränkt sich auf eine kleine Zahl von Säbeln und Dolchen.

Die Scheiden sind, je nach dem militärischen Range des Trägers, von Silber oder Gold und werden von den einheimischen Gold- und Silberarbeitern recht zierlich verfertigt.

Nicht minder unbeträchtlich ist der *Handel*, ungeachtet für seine Emporbringung in einem Lande, das so wenig eigne Bedürfnisse erzeugt, alles Mögliche von der Regierung gethan werden sollte. Als der Vorgänger des jetzigen Chans, gewöhnlich *Madrehim Chan* *) genannt, den Thron bestieg, war der Staat in Frieden mit Russland und es gingen von Chiwa Handels-Karawanen unmittelbar nach *Orenburg*. Seitdem aber die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Reichen aufgehört haben **), kann der Verkehr mit Russland nur mittelbar, über *Bochara*, Statt finden, was für letztern Staat von grossem Vortheil, für Chiwa selbst von Nachtheil ist. Die von den bocharischen Karawanen aus Orenburg und Astrachan nach Chiwa gebrachten Waaren bestehen in feinen Tüchern, Zitz, Kattun, Pelzwerk, Leder, feinem Hutzucker, gusseisernen Küchengeschirr, Stangeneisen, Porzellan etc. etc., für welche Artikel Chiwa fast nichts weiter als gemünztes Gold und Silber

*) *Muraview* nannte ihn *Mohammed Ragim* oder *Rahim*. S. den III. Jahrg. (1825), S. 159.

**) *Abbott* schrieb diess 1842.

anzubieten hat. Die von Russland gesuchten Trockenfrüchte liefert Bochara. — Auch mit *Bochara* unmittelbar unterhält Chiwa einen nur schwachen Verkehr und die Einfuhr von dort besteht hauptsächlich in Lammfellen, welche an Schönheit die von Chiwa übertreffen. Ausgeführt wird zuweilen eine nicht unbeträchtliche Menge Getraide. — Aus *Herat* empfängt Chiwa Tabak, einige Seidenstoffe und Shawls, etwas Thee, einige gezogene Flintenröhre, persische Säbel und Dolche, und giebt dafür baares Geld, Lammfelle, turkmanische Pferde und Kameele. — *Persien* liefert Waffen, Seidenwaaren, Hutzucker, Türkisse, einige Shawls und Tabak, und lässt sich in Getraide, Lammfellen und turkmanischen Pferden bezahlen.

Ungeachtet der feindseligen Verhältnisse, welche mehre Jahre hindurch einen offenen Verkehr zwischen *Russland* und *Chiwa* gehindert haben, ist zwischen russischen Kaufleuten und den Kirghisen und Turkmanen in der Provinz *Mang-Kischlak* ein nicht unbedeutender Schleichhandel unterhalten worden, indem diese letztern Stämme in Hinsicht vieler ihnen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, z. B. Brod, Zucker, Küchen- und Hausgeräthschaften, für welche sie Schafe und Pferde austauschen, ganz von Russland abhängig sind.

Die öffentlichen *Einkünfte* von Charesm sind von dreierlei Art: Häusersteuer, Eigenthumssteuer

und Handelszölle. Die Usbeken entrichten nach Verhältniss ihres Vermögens, jährlich einen halben *Tilla* bis drei *Tillas* (oder 3 bis 18 fl. Conv. Mz.) von jedem Hause. — Die Turkmanen und Kirghisen bezahlen von jeden 40 Stück Vieh eines als Abgabe. Ausserdem werden von eingeführten Sklaven und von solchen, die sich frei kaufen, bestimmte Abgaben erhoben; eben so von jeder Kameelladung ein- und ausgeführten Waizens, Tabaks und anderer Waaren, je nach dem Werthe derselben. Nach einer ungefähren Schätzung beläuft sich das ganze Jahreseinkommen, auch die Abgaben in Vieh zu Geld gerechnet, auf 450000 Tillas oder etwa 2,700000 Gulden C. M. Doch ist zu bemerken, dass fast diese ganze Summe in den Privatschatz des Chans fliesst und nichts davon für den Staat selbst ausgegeben wird. Die s. g. Polizei und die stehende Miliz muss, ausser den Steuern und Gaben, von den ansässigen Einwohnern sowohl als von den Nomaden auf eigne Kosten gestellt und unterhalten werden.

Die sesshaften Einwohner von Charesm sind verpflichtet, jeden Augenblick, wenn es verlangt wird, für den Dienst der Regierung einen bewaffneten Reiter ihres Stammes von je 50 Ketten *(? chains)* urbaren Landes zu stellen. Die Nomaden oder Zeltbewohner stellen in ähnlicher Weise von je vier Familien einen solchen bewaffneten Reiter.

Diese erhalten nur in wirklichen Kriegsfällen einen bestimmten Sold von der Regierung, welcher jedoch für die ganze Dauer des Feldzugs, gleichviel wie gross die Entfernung ist, nicht mehr als 5 Tillas (30 fl. C. M.) für Mann und Pferd beträgt. Abgesehen davon, dass eine auf diese Weise eingerichtete Kriegsmacht, die überdiess von keiner militärischen Disciplin etwas weiss, eine sehr unzuverlässige Stütze der Regierung ist, hält es auch sehr schwer, den Chan, selbst in Zeiten wirklicher Gefahr, zur Oeffnung seiner Schatzkammer zu bewegen. Die gesammte Kriegsmacht wird zwar auf 350000 Mann (sämmtlich Reiter) angegeben, aber *Abbott* bringt nur folgende ungefähre Schätzung heraus: 50000 Usbeken, 25000 Turkmanen, 8000 Kisilbaschen oder Perser und 25000 Kirghisen, zusammen 108000. Darunter gelten die Perser und nächst diesen die Usbeken für die besten, die Kirghisen für die schlechtesten Truppen.

Die Hauptmacht, gegen welche Chiwa sich zu rüsten hat, ist schon seit Zar Peters Zeiten *Russland*. Dieser Monarch erkannte die grosse Wichtigkeit, welche die Nachbarschaft von Chiwa für sein Reich haben musste und beschloss durch einen Kriegszug, welchen Fürst *Bekewitsch* befehligte, sich des Landes zu bemächtigten. Etwa 4000 Mann setzten über das Kaspische Meer, landeten am östlichen Ufer des Busens Mertwoi und zogen

von hier, ohne sonderlich aufgehalten zu werden, nach der Hauptstadt Chiwa. Als sie in deren Nähe anlangten, schickte der damalige Chan *Hasarat (Huzurut)*, ein Kirghise, eine Gesandtschaft an den russischen General, liess ihn seiner Freundschaft und völligen Unterwerfung versichern und zugleich einladen, sich nach dem königlichen Palaste zu begeben. Hier wusste der Chan den russischen Feldherrn dergestalt zu bethören, dass dieser sich bereden liess, die Truppen, angeblich um besserer Verpflegung willen, in kleinen Abtheilungen in die bewohnten kleinen Ortschaften der Ebene von Chiwa zu verlegen, wo sie sämmtlich in einer Nacht ermordet wurden. Nur zwei Kosaken entgingen der Metzelei und brachten die Nachricht davon nach Russland. Damals wurde am Eingange des Balkan-Busens das Fort *Krasnovodsk* errichtet, welches aber schon seit langer Zeit aufgegeben worden ist. Später haben sich allmählich wieder einigermassen freundschaftlichere Beziehungen zwischen beiden Reichen gestaltet, namentlich sind bis zur Regierungsperiode des letzten Chans *Madrehim* (oder *Mohammed Rahim*) regelmässige Handelsverbindungen mit Orenburg und Astrachan unterhalten worden. Dieser kriegslustige Fürst hatte in mehren Kriegen mit *Bochara* verschiedene Landstrecken von diesem Staate erobert und mit Chiwa vereinigt. Während einer solchen

Fehde mit Bochara, die gegen das Ende seiner Regierung Statt fand, hatte auch eine nach Bochara bestimmte russische Heeresabtheilung einen Weg durch das nördliche Charesm, wahrscheinlich durch die neueroberten Landestheile, erzwingen wollen, aber an den Truppen des Chans von Chiwa kräftigen Widerstand gefunden. *Abbott* glaubt, dass dieses Ereigniss die wahre Ursache des letzten feindlichen Einfalls der Russen in Chiwa gewesen sei, in dessen Folge er als brittischer Vermittler von Herat aus abgeschickt wurde.

Die *Verwaltung* des Staats Chiwa ist sehr einfach. Der Monarch selbst thut alle wichtigen Geschäfte ab und giebt in Betreff der minder wichtigen bloss die nöthigsten Befehle. Sein erster Minister (der *Mechtar)* hat wenig mehr als dergleichen untergeordnete Angelegenheiten zu besorgen. Der *Chusch Bigi* (oder *Ober-Falkenmeister, Chief Falconer)*, ist der zweite Staatsbeamte im Range und eigentlich der Kriegsminister, erledigt aber auch geringere Civil-Geschäfte. Die diesen beiden Ministern untergebenen Beamten haben keine Stimme in den Rathsversammlungen und überhaupt kein besonderes Ansehen in Staatsangelegenheiten. Selbst die Priesterschaft, welche doch sonst in mohammedanischen Reichen grossen Einfluss besitzt, wird zwar mit vieler Achtung behandelt,

übrigens aber nur selten vom Chan zu Rathe gezogen.

Der jetzige Chan, der dritte der gegenwärtigen (Usbekischen) Dynastie, heisst *Alla Kulie* und ist ein Sohn des verstorbenen *Mohammed Rahim Chan*. Ehe diese Dynastie zur Regierung kam, war der Thron im Besitz einer *Kirghisen*-Familie, die aber durch eine usbekische Aristokratie eingeschränkt war. Der jetzige Monarch ist ein Mann von etwa 45 Jahren, gewöhnlicher Statur und einnehmender Gesichtsbildung. Er hat mehr Bart als die Usbeken in der Regel besitzen, und verdankt diesen Vorzug, auf den alle orientalischen, besonders die mohammedanischen Völker den grössten Werth legen, der Verheurathung seiner Vorältern mit den Sarten oder den ursprünlichen persischen Bewohnern von Chiwa. *Alla Kulie Chan* behauptet, was freilich etwas zweifelhaft ist, vom grossen *Tschenghis Chan* abzustammen, dessen wirkliche Abkömmlinge übrigens auf dem Throne von *Kokan* sitzen. Er wird wegen seiner Milde mehr geliebt als gefürchtet und man lässt auch seinem Verstande alle Gerechtigkeit widerfahren; nur wäre ihm mehr Thatkraft und mehr Vertrauen in seine Kräfte zu wünschen. Wie alle Usbeken ist er ein grosser Freund von ländlichen Unterhaltungen, namentlich von der Falkenjagd. Da das mohammedanische Gesetz jedem Gläubigen

nur vier Weiber gestattet, so hat auch der Chan nicht mehr als vier Weiber *(Bibi)* — zu gleicher Zeit, — an seinem Hofe; diese werden aber, bei seiner Liebe zur Veränderung und seiner Bewunderung fremder Schönheiten, gelegentlich ausgetauscht, und während der Anwesenheit *Abbotts* in Chiwa, belief sich ihre Zahl, mit Inbegriff derer, welche nicht mehr am Hofe lebten, auf zwölf. Sie sind sämmtlich Usbekinnen und gehören meist solchen Familien an, die mit der herrschenden Dynastie verwandt sind. Die am Hofe lebenden Frauen sind streng auf den Harem beschränkt und haben wenig oder keinen Einfluss auf die Handlungen ihres königlichen Gebieters.

Der zweite Mann im Königreich ist unbestritten der *Einak* (Statthalter) von *Hassarasp*, einer Stadt, welche 40 engl. Meilen südsüdöstlich von Chiwa liegt. Sein Name ist *Rahman Kuli* und er ist der einzige Bruder des Chans. Man schildert ihn als einen kräftigen und einsichtsvollen Mann, der vom Chan oft zu Rathe gezogen wird und überhaupt dessen Zuneigung in hohem Grade geniesst.

Die Thronfolge in Chiwa kann nicht wohl eine erbliche genannt werden; wenigstens wird sie von den Turkmanen nicht so betrachtet. Der letzte König, *Madrahim Chan*, der zweite aus der jetzigen Usbeken-Dynastie, war der Bruder seines

Vorgängers gewesen. Der Sohn des Letztern lebt noch am Hofe zu Chiwa und geniesst prinzliches Ansehen, obwohl er für den jetzigen Chan ein Gegenstand der Eifersucht ist. Man betitelt ihn den »*Bi.*« Er scheint kein Mann von sonderlichen Fähigkeiten zu seyn und hat in der Rathsversammlung des Chans wenig Einfluss.

Die dritte Person im Reiche ist der *Turrah*, oder der älteste Sohn des jetzigen Chans und der wahrscheinliche Thronfolger. Er gilt für einen jungen Mann von gesundem Verstand und gutem Herzen. Während der Zeit, die der Vater alljährlich auf dem Lande mit der Jagd und andern Zerstreuungen zubringt, wird diesem Prinzen die Regierung übergeben; ausserdem aber nimmt er keinen Theil an den Staatsgeschäften.

Der letzte *Mechtar* oder vornehmste Minister, *Jusuf Bey*, war ein Mann von ausgezeichneten Talenten und grosser Humanität. Er hatte sein Amt unter fünf auf einander folgenden Monarchen bekleidet und stand allgemein in hoher Achtung. Seinem Andenken zu Ehren erhielt, als er starb, sein ältester Sohn den Posten eines Mechtar. Dieser heisst *Jakub Bey*, gleicht aber dem Vater weder an Talent noch Charakter und Ansehen und nur die ungemeine Nachsicht des Chans erhält ihn auf seinem Posten. Seine Unfähigkeit und Unentschlossenheit gehörten unter die Haupthindernisse,

welche *Abbott* bei seinen Verhandlungen mit dem Chan zu überwinden hatte.

Der *Chusch Bigi* oder Oberfalkenmeister (Kriegs-Minister) ist der Sohn seines Vorgängers in diesem Amte, der in groser Achtung gestanden zu haben scheint. Der jetzige Chusch Bigi hatte die Truppen befehligt, welche den Russen bei ihrem letzten Einfalle in Charesm entgegengestellt worden waren, und bei dieser Gelegenheit weder Muth noch sonstiges militärisches Geschick bewiesen. — Die übrigen vornehmen Usbeken dienen bloss, das Gefolge des Chans zu vergrössern und den Glanz des Hofes zu erhöhen, haben aber keinen Einfluss auf die Staatsangelegenheiten.

An der Spitze der Priesterschaft stehen der *Nakib* und der *Scheich ul Islam*. Der Nakib scheint eine Art von Corporation zu seyn, wie die Ulemas in der Türkei. Aus seiner Mitte werden die *Kadis* oder Unterrichter gewählt, welche über geringe Rechtshändel und manche Criminal-Verbrechen zu entscheiden haben. Sachen von grösserer Wichtigkeit werden dem Chan selbst vorgetragen, welcher auch jedes Todesurtheil zu bestätigen hat. Es lässt sich denken, dass in solchen Fällen, wo der Monarch der einzige Richter ist, von dem keine Appellation Statt findet, manche Ungerechtigkeit vorkommen mag; indessen findet *Abbott* ein Gegengewicht in der Strenge, mit wel-

cher, nämlich mit Tod oder Verstümmelung, jede falsche Zeugenaussage und überhaupt jeder Meineid bestraft wird.

Die Turkmanen und Kirghisen haben ihre eigene Gerichtsverfassung; doch müssen auch hier die Todesurtheile dem Chan zur Bestätigung vorgelegt werden. Jeder Turkmanen-Stamm hat sein Oberhaupt, unter welchem die *Jus Baschis (Yooz Baushees)* oder die Häuptlinge von je 100 Familien stehen. Letztern sind wieder die *Risch Sofeid* (die Weissen Bärte) untergeordnet, welche von der Gemeinde zur Entscheidung über geringfügige Angelegenheiten gewählt werden.

V.

MADRID.

(Aus dem Tagebuche eines Engländers *).

Wir entlehnen die nachfolgenden Bemerkungen über Madrid einem ungenannten Engländer, welcher in den Jahren 1840 und 1841 acht Monate in Spanien und Tanger verlebte und über diesen Aufenthalt von Zeit zu Zeit an einen nahen Verwandten in London berichtete. Indem wir uns auf die vom Verfasser besprochenen Merkwürdigkeiten der spanischen Hauptstadt beschränken, lassen wir Alles weg, was Politik betrifft oder unsern Lesern im Allgemeinen durch öffentliche Blätter bekannt geworden seyn dürfte.

*) *Spain, Tangier etc. visited in 1840 and 1841.* By *X. Y. Z.* London, 1845.

Auffallend — sagt der Verf., welcher aus *Frankreich* auf dem gewöhnlichen Wege über Bayonne etc. nach Spanien kam, — ist die *Einöde*, welche *Madrid* nach allen Seiten umgiebt. Es scheint unbegreiflich, wie sich an einer solchen Stelle eine Hauptstadt habe erheben können. Dieser Mangel an Umgebungen (Landhäusern, Gärten und andern Pflanzungen) findet auch bei den übrigen kleinen Städten zwischen dem *Ebro* und *Madrid* Statt. Nicht ein nennenswerther Fluss oder Bach bewässert die trostlose Ebene. Von *Miranda* an, wo auch der *Ebro* noch ein kleiner Strom ist, bis Madrid, wo der »elende *Manzanares*« sich mit dem Namen eines Flusses brüstet, erinnert sich der Verf. nicht, auch nur einen Hut voll *(a hat full)* Wasser angetroffen zu haben. Kommt man der Hauptstadt näher, so findet man das Land mit Felsblöcken jeder Grösse und Gestalt bedeckt, und nur selten sieht man eine Spur von Anbau. Auf den wenigen Stoppelfeldern, die einiges Getraide geliefert haben, »weiden« (wie man sich lächerlich genug ausdrückt) kleine Heerden von Schafen, die sich glücklich schätzen können, wenn sie hie und da ein grünes Hälmchen oder Blättchen finden.

In Verbindung damit steht der Mangel an *Bevölkerung* in der Umgegend der Stadt. »Oft sahen wir« — heisst es — »meilenweit keine Bauernhütte, kein menschliches Wesen. Fünf Tage

lang begegnete uns Niemand auf der Strasse, als eine Diligence, welche von Madrid zurückfuhr. Lange Reihen von beladenen Maulthieren waren ausserdem die einzigen lebendigen Geschöpfe, die an uns vorüberzogen. Nicht einmal eine Don-Quixotische Windmühle unterbrach die Eintönigkeit der Gegend. Eine herrschaftliche Equipage anzutreffen wäre ein wahres Wunder gewesen. Erst in der unmittelbaren Nähe der Stadt kam uns eine, aber auch nur diese Eine, zu Gesicht. Die Todtenstille erstreckt sich fast bis an die Mauern. Kein Menschengewühl, kein Geschwirre und Gesumme, wie man es bei der Annäherung an andere grosse Städte wahrnimmt, bereitet den Ankömmling auf den Eintritt in die volkreiche Residenz der Königinn von Spanien vor. Wenn er nicht die zahlreichen Kirchthürme vor sich sähe, würde er noch in der Wüste zu seyn glauben.«

Es ist unnöthig, noch auf die Abwesenheit adeliger Landsitze in den Provinzen aufmerksam zu machen, welcher der sprichwörtliche Ausdruck »*Chateaux en Espagne*«, der bei den Franzosen so viel als »Luftschlösser« bedeutet, seine Entstehung verdankt. Nur zwei Mal glaubte der Verf. etwas zu entdecken, was einem Schlosse ähnlich sah, zuerst bei *Vitoria* und später etwa 40 Meilen vor *Madrid*; aber jedes Mal belehrte ihn der Maulthiertreiber, dass er sich irre. Das erste war eine

Burgruine aus Karls V. Zeit und das zweite das berüchtigte Kloster *Cabrera*, welches ehemals als Staatsgefängniss diente. Erst etwa 20 Meilen von Madrid zeigte sich wirklich ein Schloss, welches einem spanischen Granden gehörte.

Der Verf. schildert den ersten Eindruck, den Madrid auf ihn machte, in folgender Weise: »Es war zufällig ein Gala-Tag, der 29. Sept. (1840), an welchem wir ankamen. *Espartero* hatte diesen Morgen seinen Triumpheinzug in die Stadt gehalten. Alle Fenster und Balcons waren noch mit Seidenstoffen, Teppichen, Blumengewinden etc. behängt. .... Das Vornehmste, was dem Fremden beim Eintritt in die Stadt auffällt, ist der Contrast, den die Armuth und der Schmutz der Vorstädte mit der Wohlhäbigkeit und dem Glanze in den innern und schönsten Theilen der eigentlichen Stadt bildet. Aber auch hier stört ein an sich unbedeutender Umstand den günstigen Eindruck. Die eisernen Gitter, welche fast bei allen Gebäuden die Fenster des Erdgeschosses verwahren, geben ihnen das Ansehen von Gefängnissen.... Was jedoch, ausser der Schönheit der Gebäude selbst und der die Strassen belebenden Volksmenge, der innern Stadt um diese Jahreszeit ein so munteres Ansehen giebt, ist der fast immer wolkenlose Himmel und die Heiterkeit der Atmosphäre, welche besonders dazu beiträgt, die Einwohner

aus den Häusern auf die Strassen zu locken, aus welchen sie nur, wenn es trüb und finster wird, in jene zurückkehren. Im hohen Sommer ist es natürlich anders. Die gewaltige Hitze hält die Bewohner den Tag über in den Häusern zurück und erst nach Sonnenuntergang erfüllen sie bis spät in die Nacht den Prado.« ....

Ganz Madrid zählt ungefähr 8000 Häuser, welche von 212000 Menschen bewohnt werden. Die Häuser werden durch die sich kreuzenden Strassen und Gassen in 540 Gruppen *(Manzanas)* abgetheilt, deren jede ihre besondere Nummer hat. Die einzelnen Häuser selbst haben ebenfalls ihre Nummern, welche aber noch bis in die neueste Zeit, anstatt die Strassen entlang zu laufen, rings um die Gruppe, zu der sie gehören, herumgingen, so dass daraus grosse Verwirrung entstand. Auch waren nur bei einigen wenigen Hauptstrassen die Namen am Anfange und Ende derselben aufgeschrieben; ein Uebelstand, dem jetzt abgeholfen ist, obschon bei der ungemeinen Länge vieler Strassen dem Fremden, der zufällig zuerst in die Mitte derselben geräth, beim Aufsuchen eines bestimmten Hauses diese Verbesserung wenig hilft.

Manche ältere Strassen haben sehr seltsame Namen, z. B. *Noramala vayas* (abgekürzt von *En hora mala vayas*, ungefähr so viel als »Geh zum Teufel!«), *Infierno* (die Hölle), *Ancha de los pe-*

ligros (breite Strasse der Gefahren), *Sal si puedes* (Gehe hinaus, wenn du kannst), *Valgame Dios* (So wahr mir Gott helfe!) u. a. m.

Die merkwürdigste und von jedem Fremden am meisten bewunderte Strasse ist die *Alcala-Strasse (Calle de Alcalá)*, theils wegen ihrer ausserordentlichen Breite, theils wegen des schönen Thores an ihrem obern Ende, theils auch wegen der prachtvollen Gebäude, welche meistens vom höchsten Adel und den Gliedern des diplomatischen Corps bewohnt werden. Ausserdem zieren die Strassen noch zwei andere Paläste: das Mauthgebäude und das Kriegsmuseum *(Museo Militar)*. Letzteres gehörte vormals den Herzogen von *Alba* und wurde, als diese erloschen, von der Stadt gekauft und dem bekannten Friedensfürsten *Godoy* geschenkt, fiel aber, 1808, wo dessen sämmtliches Vermögen confiscirt wurde, an den Staat. Diese prachtvolle Strasse wird von dem weltberühmten *Prado* durchschnitten, welcher an und für sich auch nur eine sehr breite Strasse ist, die zu beiden Seiten doppelte Alleen und Spaziergänge hat. In der Nähe der Alcala-Strasse erweitert sie sich zu einem grossen kreisförmigen Platze, dem sogenannten »Salon«, welchen drei sehr schöne Springbrunnen zieren, während rings um ihn die Fahrstrasse läuft, auf welcher die Equipagen der vornehmen und schönen Welt ihren Corso halten.

Wie der Prado jetzt besteht, verdankt er seinen Ursprung wailand *Karl III.*, einem Könige, der, mit Ausnahme der Privatpaläste, fast Alles geschaffen zu haben scheint, was Madrid an architektonischen Kunstwerken besitzt.

Der *Königliche Palast* fällt sehr grossartig ins Auge. Die Vorderseite hat eine Länge von 400 und eine Höhe von 100 Fuss. Die Flügel sind nicht völlig ausgebaut. Das Ganze ist an der Beletage reich mit Halbsäulen, Gesimsen etc. verziert und eine geschmackvolle Balustrade läuft, das Dach verbergend, rings um den obersten Theil des Gebäudes. Die Lage auf einer beträchtlichen Anhöhe am Ufer des Manzanares ist eine der besten, welche die Stadt darbieten konnte. Der Fluss ist hier auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt und die schöne Toledo-Brücke verbindet die Stadt mit einer gleichfalls etwas hoch liegenden Vorstadt, während eine andere Brücke vom Palast nach der *Casa de Campo*, im königlichen Thiergarten, führt, welcher drei (spanische) Meilen im Umfange hat. Der Palast ist in seiner jetzigen Gestalt von König *Philipp IV.* im Jahre 1737 u. ff. durch den Neapolitaner *Jubara* aufgeführt worden, hat aber bei aller seiner Ausdehnung doch nur ein Sechzehntel von der Grösse, die er dem ursprünglichen Plane nach erreichen sollte. Man erkennt diese aus einem prachtvoll in Holz gearbeiteten Modell, welches in

den *Salones de los Reinos*, am Palast-Platze, zu sehen ist und für sich allein 50000 Pf. St. (?) gekostet haben soll. Das Innere der fast unzählbaren Gemächer des Palastes ist auf das kostbarste verziert; doch sind die meisten Gemälde gegenwärtig nach dem Museum gebracht worden.

Unter den Palästen der Grossen verdienen die der Herzoge von *Villa Hermosa* und *Medina Celi*, mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Letzterer wird vom Verf. für das grösste Privat-Wohnhaus erklärt, das ihm jemals auf seinen Reisen vorgekommen sei. Einige andere Paläste befinden sich in der *Carrera de Geronimo*, welche sich zwischen den beiden obigen aus der Alcala-Strasse abzweigt. Der schönste darunter ist der Palast des Herzogs von *Hijar*. Er enthält unter andern eine prachtvolle Gobelin-Tapete, welche König *Ludwig XV.* von Frankreich dem Ahnherrn des jetzigen Herzogs geschenkt hat.

Nahe am obern Ende des *Salon del Prado* stehen zwei andere von Karl III. errichtete Gebäude, auf der einen Seite die *Fabrica de Plateria*, auf der andern das *Museum*. Letzteres ist ein vorzüglich schönes, obwohl nicht vollendetes Gebäude, da die Basreliefs, Statuen etc. und andere dafür bestimmt gewesenen Verzierungen bis jetzt noch fehlen. Aber höchst prachtvoll ist das Innere. Der Hauptsaal ist mit einer Kuppel über-

wölbt und hat eine Länge von 378 Fuss. Dieser Pracht entsprechen denn auch die zahlreichen Gemälde der grössten Meister Spaniens, Italiens, Frankreichs und der Niederlande, welche hier aufgestellt sind, insbesondere der von *Velasquez* und *Murillo*, von welchen kein anderer Ort weder in Spanien noch sonst in Europa, selbst die berühmte Sammlung des französischen Kriegsministers *Soult*, nichts Gleiches aufzuweisen hat. Die vornehmsten Werke von *Murillo* sind die »heil. Anna, welche die heil. Jungfrau lesen lehrt,« eine »Himmelfahrt,« eine oder zwei Madonnen,« ein »St. Johannes als Kind mit dem Lamm«. Von *Velasquez* bewahrt das Museum die »Schmiede des Vulkan,« die »Uebergabe von Breda,« und mehre Porträts, worunter *Philipp IV.*, zu Pferde, und der Herzog von *Olivares*. Unter den Gemälden aus der italiänischen Schule steht Raffaels *Pasmo de Sicilia* oben an.

Ein anderes öffentliches Gebäude ist das *Museo de Ciencias Naturales*, welches vornehmlich reich an Mineralien, namentlich Edelsteinen, Marmorarten etc. ist, dagegen in den für das Thierreich und die Botanik bestimmten Abtheilungen noch grosse Lücken zeigt. Nur das Exemplar eines vorweltlichen Thieres, des *Megatheriums*, giebt dem Museum den Vorzug vor allen andern wissenschaftlichen Sammlungen ähnlicher Art. Es ist

das grösste bekannte vollständige Exemplar dieser Gattung und wurde in *Paraguay* gefunden, zu der Zeit, als dieser Theil von Süd-Amerika noch unter spanischer Herrschaft stand. Man kann sich von der Grösse dieses Thieres einen Begriff machen, wenn man erwägt, dass es für sich allein ein ganzes, ziemlich geräumiges, Zimmer einnimmt. Der Fuss des Skeletts misst zwei Drittel Yard (2 engl. Fuss). Der Verf. forschte angelegentlich nach *altmexicanischen* Denkmählern, fand aber nur ein kleines Zimmer, welches dergleichen enthielt, und auch dieses Wenige war von keiner besondern Wichtigkeit.

Hat man den Theil der Stadt, wo sich die vorbeschriebenen Strassen und Gebäude befinden, verlassen, so findet man grösstentheils nur schmale, gekrümmte, mit verfallnen Häusern besetzte Gassen. Auch die meisten Handlungsgewölbe sind, mit wenigen Ausnahmen in der *Calle de la Montera*, nur ärmlich versehen. Zu allen Jahreszeiten, nicht bloss im Sommer, sondern auch im *Winter*, werden sie um die Mittagszeit auf ein paar Stunden der lieben *Siesta* wegen geschlossen.

Ausserhalb der Stadt, aber dicht an derselben, befindet sich der weitläuftige und angenehme königliche Garten *Buen Retiro*, welcher zahlreiche Lusthäuser, einen kleinen See, eine Menagerie etc. enthält. Ehemals stand hier auch ein Palast, ein

Theater, eine Kirche, eine Porzellänfabrik nebst mehren andern Gebäuden, und die Gartenanlagen sollen weit vorzüglicher als die jetzigen gewesen seyn. Während der französischen Invasion wurden die meisten dieser Gebäude und Anlagen zerstört, und was man jetzt sieht, ist hauptsächlich das Werk des letztverstorbenen Königs *Ferdinand VII.* Die insbesondere für die königliche Familie vorbehaltenen Theile des Gartens können, gegen Eintrittskarten, auch von Fremden besichtigt werden, bieten aber nicht viel Grossartiges oder Geschmackvolles dar. Die sogenannte *Casa del pobre* z. B. stellt äusserlich eine Hütte dar, welche im Erdgeschoss eine Bauernwohnung enthält, mit lebensgrossen Puppen, die die ländlichen Eigenthümer derselben vorstellen sollen, während das Ober-Stockwerk ein zierliches Prunkgemach ist. Andere Gebäude zeichnen sich durch ähnliche kindische Spielereien aus; z. B. einen Smuggler *(Contrabandista)* mit seinem Weibe, beide zu Pferde und nicht über einen Fuss lang. Das grösste Gebäude ist ein im chinesischen Styl errichteter, kreisförmiger, Tempel mit einer Kuppel überwölbt und in allen Farben des Regenbogens mit seidnen und sammetnen Teppichen, Elephantenrüsseln, Straussen- und andern Federn, Edelsteinen und Perlen ausgeschmückt. Das einzige wahrhafte Kunstwerk ist die auf einer Anhöhe im Garten aufgestellte, von

Bronze gearbeitete, schöne Reiter-Bildsäule *Philipps IV.*, das Werk des Florentiners *Tacca*, nach einer Zeichnung von *Velasquez*.

Ein anderes königliches Landhaus ist das *Casino de la Reyna*, mit einem Park, in welchem neben manchen geschmackvollen Parthien sich auch viel Lächerliches befindet. Eine Viertel-Legoa von der Stadt kommt man zu der königlichen Besitzung *Moncloa*. Das Landhaus und der Park der Gräfinn *Benevente* werden dem Fremden ebenfalls als Sehenswürdigkeiten angepriesen. Unweit von dem Thore *Acocha* (Akotscha), welches das eine Ende des Prado bildet, erhebt sich die von *Karl III.* erbaute *Sternwarte*, ein schönes rundes Gebäude mit einer von Säulen getragenen Vorhalle. Innerhalb der Stadtmauern breitet sich zwischen dem Acocha-Thore und dem Museum, längs der einen Seite des Prado, der sehr schöne *Botanische Garten* aus. Um zu der dem Acocha-Thore entgegengesetzten *Puerta de Recoletos*, am andern Ende des Prado, zu gelangen, geht man an dem ungeheuern, jetzt aufgehobenen, Kloster der *Salesas Viejas* vorüber, welches *Ferdinand VI.* für Nonnen des heil. Franciscus von Sales gestiftet hatte. Mit diesem Kloster war eine Erziehungsanstalt für adelige Fräulein verbunden. Das Kloster gehört nebst der Kirche unter die prachtvollsten Gebäude von Madrid. Es enthält eine Fülle kostbarer

Marmorarten, Säulen, Standbilder, reicher Grabmähler etc.

Die *Einwohner* von Madrid *(die Madrileños)* erschienen dem Verf. als ein Volk, »das nichts zu thun hat.« Tausende von Menschen aller Klassen (mit Ausnahme der vornehmern Frauenwelt, die nur am Abend ihre Gemächer verlässt) trieben sich den ganzen Tag über in den Strassen herum, und nur wenige sah man darunter, welche ein Geschäft zu verfolgen hatten. Unter diese gehörten die armen blinden Sänger, die Pamphlet-Ausrufer, die überall ihr *»a dos cuartos«* (für zwei Quartos) den Leuten in die Ohren schrien, und das Militär, dessen Blech-Musik das müssige Publikum stundenlang belustigte. Es versteht sich, das diese Lebhaftigkeit in den Strassen nur in den gemässigten Jahreszeiten Statt findet; in den heissen Sommermonaten wird die Siesta gewissenhaft beobachtet. Lobenswerth ist, dass man wenig Bettler auf den Strassen antrifft.

Der *Gewerbfleiss* scheint auf die Erzeugung dessen beschränkt zu seyn, was die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung unumgänglich nöthig hat. Gegenstände für den Handel werden nicht fabricirt, auch lässt sich an ein Aufblühen von Fabriken, bei dem Mangel an Wasser, Brennholz, Rohstoffen, bequemen Verkehrsmitteln, wohlfeilen und tüchtigen Arbeitern etc. sobald nicht denken.

Das Einzige, was von Madrider Erzeugnissen über das Weichbild der Stadt hinausgeht, sind die Produkte der »Königlichen Fabriken«, als Tabak (hauptsächlich in Cigarren-Form), zuweilen auch Gold- und Silber-Artikel, Glas und Tapeten, vielleicht auch dann und wann einige feinere Tischler- und Gärber-Artikel, durch welche sich mehre hiesige Werkstätten auszeichnen.

Für die Schaulust der Bewohner von Madrid ist in grossartiger Weise durch das zu den *Stiergefechten* bestimmte Amphitheater gesorgt, welches recht bequem 15000 Menschen fassen kann. Die Leidenschaft des Volkes für diese Unterhaltung geht bekanntlich ins Uebertriebene, und verschlingt fast jedes Interesse an andern öffentlichen Belustigungen. Es giebt zwei Schauspiel-Häuser für spanische Theaterstücke und eines für die italiänische Oper. Ein viertes Theater *(Teatro del Oriente)*, unweit vom königlichen Palaste, war 1840 noch im Bau begriffen; es enthält grosse Ball- und Concertsäle und ist höchst prachtvoll eingerichtet. Auf dem *Teatro del Principe* werden grösstentheils Uebersetzungen aus dem Französischen gegeben. Das *Teatro de la Cruz*, von der Strasse, wo es liegt, diesen seltsamen Namen führend, ist klein und unbequem. Während des Faschings werden hier Maskenbälle gehalten. Die *italiänische Oper* ist sehr mittelmässig. Sänger und Sängerinnen

sind Eingeborne und zeichnen sich weder durch Stimme noch durch Schule und dramatische Geschicklichkeit aus. Eine Ausnahme machte eine *Señora de Montenegro*, die, obwohl noch eine Anfängerinn, vom Publikum mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde. Uebrigens wird die Oper immer stark besucht, was ein Zeugniss für die Liebe der Einwohner zur Musik ablegt.

Im Jahre 1830 hat sich ein Musik-Verein gebildet, welcher den Namen *Conservatorio de Maria Cristina* führt und für die Ausbildung talentvoller Spieler und Sänger sorgt. Der Verf. wohnte mehren öffentlichen Concerten dieser Anstalt bei und spricht sich mit vielem Lobe darüber aus. Nur die Compositionen gefielen ihm nicht. »Nach Allem zu urtheilen,« — sagt er — »was ich von musikalischen Arbeiten der Spanier gehört und gekauft habe, fehlt es ihnen an Seele. Ueberhaupt giebt es nur wenig echt spanische Musik, d. h. National-Musik, von einigem Alter; wenigstens habe ich in den Musikhandlungen nichts davon angetroffen. Was man hier findet, sind moderne Lieder, die sich gleichen wie ein Ei dem andern. Der Text ist meistens gemeine Volksprache, besonders wie sie die Burschen und Mädchen (*Majos* und *Majas*) in *Andalusien* reden, und die Musik hat selten etwas von dem unbestimmten Zauber, den der Fremde in spanischen Melodien

zu finden so geneigt ist..... Was das Ankaufen spanischer Musik erschwert, ist der Umstand, dass es nur wenig *gedruckte* Werke dieser Art giebt. Es wird von den Componisten fast Alles nur in Manuscript verkauft.... Wer etwas haben will, muss in der Kunsthandlung eigens ein geschriebenes Exemplar bestellen. Die Abschreiber solcher Sachen bilden einen eignen industriellen Verein.«

Mit dem Einkauf von *Büchern* ging es dem Verf. auch nicht viel besser, was jedoch nicht zu verwundern war, da der spanische Buchhandel erst seit kurzer Zeit sich frei bewegen konnte. Merkwürdig erscheint auf jeden Fall der ausserordentliche Mangel an Werken der ernsten und gemeinnützigen Literatur; denn nur auf dem dramatischen Felde haben sich überwiegend zahlreiche moderne Arbeiter versucht und hervorgethan. Von ältern klassischen Schriftstellern wird der Verfasser des unsterblichen *Don Quijote* noch immer in höchsten Ehren gehalten. Auch *Gil Blas*, den ganz Europa nur als ein Werk der französischen Literatur zu betrachten pflegt, wird von den Spaniern als National-Eigenthum in Anspruch genommen, indem man behauptet, dass Le Sage den Stoff des berühmten Werkes aus spanischen Handschriften entlehnt habe. Unter den jetzt lebenden Schriftstellern werden *Campomanes*, *Jovellanos* und *Moratin*, und nächst diesen *Toreno*, *Llorente*, *Quin-*

tana, *Arguelles*, *Muñoz Maldonado*, *Roca* und *Martinez de la Rosa* als die vorzüglichsten genannt. Letzterer namentlich hat sich als Historiker, Politiker, Dichter, dramatischer Schriftsteller und Kritiker ruhmvoll bekannt gemacht. Andere moderne Bühnendichter sind *Breton de los Herreros*, *Gil y Zarate*, *Hartzenbusch*, *Gutierrez*, *Saavedra (Duque de Rivas)*, *Zorrilla*, *Escosura*, *Larra*, *Ochoa* und *Antonio Gil*.

Die *periodische* Literatur hat in der neuern Zeit übermässig zugenommen. Bis zum Jahre 1835 gab es in Madrid nur 5 Zeitschriften; die einzige politische Zeitung war die *Gaceta*, welche sich aber meist auf inländische Angelegenheiten, Regierungs- und Polizei-Verordnungen etc. beschränkte. Das *Diario* war ein Intelligenz-Blatt; ausserdem erschienen der *Correo Literario y Mercantil*, das *Boletin de Comercio* und eine *Revista Española*. »Gegenwärtig« (1840) — sagt der Verf. — »sollen an 40 Blätter bestehen; freilich sind die meisten, mit denen von London und Paris verglichen, nur ärmliche Dinger *(very poor things)* und viele befinden sich in feilen Händen.« — Als die bessern Blätter bezeichnet er die *Constitucion*, das *Eco del Comercio*, den *Correo Nacional*, den *Corresponsal*, und den *Castillano*. Der *Trueno* ist ein satyrisches Blatt; auf dem Titel sieht man eine Vignette, welche einen Taschenspieler in tür-

kischer Tracht darstellt; er zeigt zwei leere Becher vor und ruft: *En el uno estaba el trono y en el otro la constitucion.... ya ven V. V. que no haya nada* (in dem einen war der Thron, in dem andern die Constitution... jetzt, sehen Sie, meine Herren, ist nichts mehr darin).

Das *gesellschaftliche Leben* in Madrid ist nicht so geräuschvoll wie in London, Paris oder vielen andern europäischen Hauptstädten. Grosse Mittagstafeln mit Einladung von zahlreichen Gästen sind fast unbekannt; nur bei wichtigen politischen Ereignissen kommen dergleichen vor. Während des Verf. Anwesenheit gab bloss der Herzog von *Osuna* eine Tafel, zu welcher auch Fremde und Damen geladen waren. Die Gräfinn von *Montijo* und etwa noch eine oder zwei Frauen von Stande hatten an Sonntags-Abenden kleine Gesellschaften bei sich. Unterhaltungen in grösserm Styl, wie Bälle, Concerte etc., sind auf die Faschingszeit beschränkt. Ausserdem schliesst sich der Madrider in seine Zimmer ein und begnügt sich, einige gute Freunde oder sonstige genauere Bekannte zu besuchen oder zu empfangen. Doch wird er durch diese Eingezogenheit keineswegs engherzig und unfreundlich. Wer ihn in dem Augenblicke besucht, wo er sich zu Tische setzt, muss Theil an der Mahlzeit nehmen, wenn diese auch, wie in der Regel, nur aus dem »*Pucheroc* (ein Mischgericht

von Suppe, Fleisch und Gemüse) besteht. Doch hängt es von der Einladungsformel ab, ob es der Wirth ernstlich meint oder nicht. Sagt er: *Sientese V.* (setzen Sie sich), so wird es nicht ausgeschlagen; heisst es aber: *Quiere V. tomar algo?* (Wollen Sie nicht etwas zu sich nehmen?) so ist diess eine blosse Höflichkeitsformel, die der Andere zu würdigen weiss.

In der Regel bestehen die spanischen Gesellschaften nur aus *Besuchenden.* Die *Tertulia* ist eine Abendversammlung von 6 bis 12 Bekannten und Freunden, welche sich, ohne eingeladen zu seyn, versammeln, um zu plaudern, auch wohl zu singen, Guitarre zu spielen, oder ein paar Stunden die Zeit mit Karten zu vertreiben. Dergleichen *Tertulias* werden heute bei Diesem, morgen bei Jenem etc. gehalten. Fremde finden, einzelne empfohlne Männer ausgenommen, selten Zutritt zu diesen Abendgesellschaften.

Für die öffentliche *Erziehung* ist im Ganzen noch sehr unvollkommen gesorgt; es fehlt, im Gegensatze zu den Hauptstädten vieler andern Länder, an Lehrern, Büchern, Bibliotheken, Lehr-Anstalten, öffentlichen Vorlesungen, Gelehrten Gesellschaften etc. Besonders gross ist der Mangel an Privatschulen, tüchtigen Lehrern, Gouvernanten, und an literärischen Hilfsmitteln. Oeffentliche Anstalten sind freilich, besonders im vorigen Jahr-

hunderte, unter der Regierung *Karls III.*, sowohl in Madrid als in den Provinzen, in Menge errichtet worden. Man hat *Akademien* für Spanische Sprache, Literatur und Geschichte, für die Schönen Künste, Landwirthschaft (»*Sociedad Economica*«), Heilkunde, Rechtspflege, Canonisches Recht, Theologie, Griechische und Lateinische Sprache etc.; aber nur wenige Collegien (Gymnasien) sind zum Behuf allgemeiner Bildung in demselben Zeitraume gegründet worden. Eine der vornehmsten Anstalten der letztern Art ist das *Seminario de Nobles*, in welches, wie der Name besagt, nur solche Zöglinge aufgenommen werden dürfen, welche ihre adelige Abstammung beweisen, namentlich auch darthun können, dass unter ihren Voräitern weder Mauren noch Juden gewesen und auch Niemand als Ketzer von der Inquisition verurtheilt worden, nicht minder, dass wenigstens vier Generationen rückwärts kein Individuum der Familie ein bürgerliches Gewerbe getrieben habe. Diese strengen Forderungen sind jedoch im Jahre 1834 »gesetzlich aufgehoben worden. Ausser diesem adeligen Priester-Seminar giebt es noch zwei oder andere, ebenfalls aus dem vorigen Jahrhundert stammende Lehranstalten dieser Art, in welchen hauptsächlich Scholastische Theologie und Metaphysik vorgetragen werden. In den »*Reales Estudios de San Isidro*«, welche Anstalt weit ältern Ursprungs als die

übrigen ist, lehrt man ausser den eigentlichen theologischen Wissenschaften auch Physik, Logik, Mathematik, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch. *Karl III.* hat 1783 auch eine Anstalt für *Medicin* und *Chirurgie* gestiftet, welche zweckmässig geleitet wird, eine Sammlung anatomischer Wachs-Präparate enthält etc. Neuere Anstalten sind das *Collegium für Pharmacie, Naturgeschichte* etc., vom Jahre 1815, das *Conservatorio de Artes*, 1824, die *Handlungsschule*, 1828, das (schon oben erwähnte) *Musik-Conservatorium*, 1830, die der *Academia de San Fernando* beigefügten Schulen für Malerei, Skulptur und Baukunst etc. Das 1822 für Literatur und Poesie gegründete *Ateneo* wurde schon 1823 vom letzten Könige wieder aufgehoben, nach seinem Tode zwar durch den Herzog von *Rivas*, die Herren *Olózaga* und *Sabiani*, neu hergestellt, aber später, da die Anstalt in einen politischen Club ausartete, abermals unterdrückt.

Ungeachtet der Fortschritte übrigens, welche die Erziehung, sowohl die öffentliche als die durch Privat-Institute, in neuern Zeit gemacht hat, herrscht doch eine beklagenswerthe Vernachlässigung vieler wichtigen Zweige der allgemeinen Bildung. Die Literatur und die Geschichte anderer Länder und Völker als Spaniens und der Spanier, die höhern juridischen Studien, politische Oekonomie etc., die Naturwissenschaften, insofern sie nicht unmittelbar

mit Mathematik in Verbindung stehen, etc. endlich wahrhaft praktische Uebungen im Denken, Sprechen und Schreiben — alle diese Gegenstände scheinen nicht in den Unterrichts-Plan der verschiedenen Collegien und Schulen aufgenommen zu seyn. Mit Ausnahme des Französischen vermisst man auch die Kenntniss fremder Sprachen, und selbst jenes beschränkt sich nur auf die höhern Stände.

Was vollends das weibliche Geschlecht betrifft, so hat man dieses bis jetzt in dem Zustande von Unwissenheit gelassen, der von jeher das Erbtheil der spanischen Frauen gewesen ist. Diess gilt vornehmlich von den höhern Klassen der Madrider Gesellschaft. Besser fast ist durch Volks- und Armenschulen für die untern Klassen gesorgt; wenigstens versichert der Verf., dass ihm kein weiblicher Dienstbote vorgekommen sei, der nicht lesen und schreiben konnte. Die Familien der höhern oder wohlhabendern Stände schicken ihre Töchter in die Pensionen nach Frankreich und England. Von der grossen Unwissenheit, die unter den Vornehmen herrscht, wurden dem Verf. Beispiele erzählt, die ans Unglaubliche gränzen.

In Beziehung auf die *Vermögensumstände* scheint der hohe Adel Spaniens in keinem blühendern Zustande zu seyn als in Hinsicht der Geistesbildung. Die vornehmsten Besitzungen vieler

Familien bestehen in altergrauen Palästen, einer unzählbaren Dienerschaft, einem unmässigen Stolz und spärlich gefüllten Taschen. Ihre Landgüter sind allerdings öfters von gewaltiger Ausdehnung; aber der grössere Theil des Einkommens fliesst in die Kassen der *Administradores* und der zahlreichen Unterbeamten, deren so viel als möglich zu haben, als eine Ehrensache angesehen wird. Unter solchen Umständen ist der spanische Grande übler daran als der gemeine Bürger und Bauer, um so mehr, da sein Stolz ihm nicht erlaubt, sein Hauswesen auf einen bescheidenen Fuss einzurichten, obschon er innerhalb seiner vier Mauern, wo es Niemand sieht, dürftig genug lebt.

VI.

MADAGASCAR.

Nach Carayon, Dalmond und Cotain*).

Die Insel Madagascar liegt zwischen 11° 57½' bis 25° 39' südlicher Breite und 62° 41' bis 66° 53½' östlicher Länge von Ferro, an der östlichen Seite von Afrika, von welchem sie durch den *Canal Mozambique* getrennt wird. Ihr *Flächeninhalt* wird zu 10500 geogr. Geviertmeilen angenommen

*) *Histoire de l'Etablissement français de Madagascar*, pendant la Restauration, précédée d'une Description de cette Ile etc. etc. etc., par *L. Carayon*, Capitaine d'Artillerie et ancien commandant du dit établissement. Paris, 1845. (Mit einer Karte.); — *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1846, März, S. 372 u. ff. (aus den *Annales de la Propagation de la Foi*, Tom. XVIII., 1846, März, S. 146); — *Lacroix Annuaire des Voyages et de la Géographie* etc., pour 1847 etc. Paris, S. 49 bis 126.

und sie steht daher an Grösse nur der australischen Insel *Neu-Guinea*, von 10800 Gev. M. nach, welche ihrerseits von der Insel *Borneo* (11300 Gev. M.) des Ostindischen Archipels übertroffen wird. Madagascar ist demnach, in Betreff der Grösse, die dritte Insel des Erdbodens. Die erste Entdeckung geschah 1506 durch den Portugiesen *Lorenzo Almeida*, welcher ihr den Namen seines Schutzheiligen, *San Lorenzo*, beilegte. Späterhin nannten sie die Franzosen *Ile Dauphine* (Dauphins-Insel). Bei den Eingebornen heisst sie, nach *Flacourt*, einem ehemaligen französischen Gouverneur, *Madécasse*, mit welchem Namen man auch die Einwohner im Ganzen belegt, deren Anzahl auf 4 Millionen geschätzt wird.

Die Insel wird durch eine *Gebirgskette* von 3- bis 4000 Meter Höhe, welche sie von Norden nach Süden durchschneidet, in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Gegen die Mitte der Insel hat der westliche Abhang dieses Gebirges eine sehr sanfte Abdachung, welche in ein ungeheures regelmässiges *Plateau* übergeht. Dagegen ist der östliche Abfall sehr steil, geht aber, nachdem er plötzlich eine Tiefe von 1000 bis 1500 Meter erreicht hat, ebenfalls in ein weit ausgedehntes *Plateau* über, welches dann steil gegen die Meeresküste abfällt. Man kann, mit Carayon, diese beiden Plateaux wegen ihrer ungleichen Meereshöhe das

Obere und das *Untere* nennen, und in Uebereinstimmung damit auch die sie einschliessenden Gebirge in zwei Abtheilungen, die *Obere* und *Untere Bergkette*, bringen. Vom Fusse der Letztern lösen sich, mit Verzweigungen gegen das Küstenland, mehre Seitenketten ab, die, allmählich an Höhe abnehmend, sich in einem sumpfigen Landstrich verlieren, der die ganze Ostküste der Insel einfasst und vom Meere selbst durch einen kalkartigen, aus Korallentrümmern entstandenen, Sandstreifen geschieden wird.

Aus den Gebirgen des Innern kommen zahlreiche und grosse Flüsse an der östlichen Seite herab und ergiessen sich in das Meer, ohne jedoch schiffbar zu seyn und eine Verbindung mit dem Innern der Insel herzustellen. Es ist diess einer der wichtigen Nachtheile, welche dieses Land darbietet. Der Lauf der Flüsse wird entweder durch mehr oder weniger hohe Fälle unterbrochen, oder das Bett ist dergestalt mit Felsblöcken und Bänken angefüllt, dass nur die kleinen Piroguen der Eingebornen darüber hinweg oder dazwischen hindurch kommen können, und auch diese gerathen oft an Stellen, wo man aussteigen und das Fahrzeug eine Strecke zu Lande fortschleppen muss. Stromabwärts geht es im Ganzen freilich leichter, aber bei der ungeheuern Geschwindigkeit, mit welcher die Gewässer hinabstürzen, erfordert es die grösste

Vorsicht und Besonnenheit, um über alle Hindernisse glücklich hinwegzukommen. Ausserdem sind alle diese Flüsse, obschon sie meistens hinlängliche Tiefe haben, an ihren Mündungen dergestalt mit Untiefen und Barren angefüllt, dass das Einlaufen der Schiffe vom Meere aus äusserst schwierig und nicht selten sehr gefahrvoll ist. Viele solche Einfahrten werden zuweilen durch Sandbänke gänzlich verstopft, so dass erst durch die angestrengte Gewalt des Wassers selbst ein Weg ins Meer gebahnt werden kann.

Die ansehnlichsten Flüsse sind der *Manguru* und der *Mananguru*. Beide entspringen auf dem höchsten Punkte des *Untern Plateaus*, wo ihre Quellen ganz nahe beisammen liegen, nehmen aber sogleich jeder einen entgegengesetzten Lauf, der *Manguru* nach Süden, der *Mananguru* nach Norden, und wenden sich dann beide nach Osten, um die *Untere Gebirgskette* zu durchbrechen und sich ins Meer zu ergiessen. Sie bilden demnach gewissermassen einen ungeheuern Bogen, dessen Sehne, oder die Entfernung ihrer Mündungen von einander, achtzig Lieues betragen kann. Alle übrigen Flüsse, welche zwischen diesen beiden das Meer erreichen, kommen nur von der Untern Gebirgskette. Die Quellen sowohl des *Manguru* als auch des *Mananguru* befinden sich in der Provinz *Antsianak*, und einer von ihnen (ob jener oder dieser?

konnte *Carayon* nicht mit Gewissheit erfahren) ist der Abfluss eines grossen Sees.

Die Ostküste selbst besteht aus zwei deutlich geschiedenen Abtheilungen. Die eine erstreckt sich vom Hafen *Tamatave* (etwa unter 18° südl. Br.) bis zur Nordspitze der Insel, und besitzt zahlreiche und treffliche Ankerplätze für Seeschiffe. Der andere, von Tamatave bis zur Südspitze, ist von diesen Vortheilen fast gänzlich entblösst. Wenigstens giebt es von Tamatave bis *St. Lucia*, auf eine Strecke von fünf Breitengraden, keinen einzigen Zufluchtsort für die Schiffe, und die diesen Küstenstrich besuchenden Seefahrer müssen entweder auf der hohen See vor Anker gehen oder sich sehr unsichern Rheden anvertrauen, oft auch ihre Ladung einnehmen, ohne irgendwo ans Land gehen zu können. Gleichwohl sind die Handelsvortheile so überwiegend, dass die Rheder sowohl von *Mauritius* als von *Bourbon* diesen Schwierigkeiten und Gefahren unbedenklich Trotz bieten.

Ein beträchtlicher Theil des Küstenlandes wird von einer Reihe von *Strandseen* und *Kanälen* eingenommen. Diese unterhalten eine innere Schifffahrt, welche zwar durch die zwischenliegenden *Fangalanen* (Erdengen) oft gehemmt ist, aber doch diesem Theile der Insel Leben verleiht und ihn einigermassen für die Schwierigkeiten, an dem auswärtigen Handel Theil zu nehmen, entschädigt,

indem sie wenigstens den Transport der Waaren nach den vornehmsten Einschiffungsplätzen erleichtert.

Was das *Klima* von Madagascar betrifft, so finden im östlichen Theile als Folge der oben beschriebenen Configuration des Bodens drei grosse Verschiedenheiten Statt. Während man auf dem *Untern Plateau* eine wahre Frühlings-Temperatur geniesst und die Berge des *Obern Plateaus* nicht selten mit Reif bedeckt sind, empfindet man am *Ufer des Meeres* alle Unannehmlichkeiten einer heissen und feuchten Atmosphäre. Gleichwohl ist diese Küstengegend, trotz der einen Theil des Jahres hier herrschenden ungesunden Luft, diejenige, welche wegen der Beschaffenheit des Bodens, der Kräftigkeit des Pflanzenwuchses und der Leichtigkeit des Verkehrs mit den Fremden, der Bevölkerung die meisten Vortheile gewährt. Uebrigens befallen die den Letztern und selbst den an ihre gesunde Gebirgsluft gewöhnten Madecassen des Innern so verderblichen Fieber keineswegs die erwachsenen Eingebornen des Küstenlandes. Nur die Kinder sind ihnen bis etwa zum sechsten Lebensjahre unterworfen, und da die Krankheit im Sommer herrscht, zur Zeit der kräftigsten Vegetation, so bezeichnet man sie mit einem Namen, welcher soviel als »Krankheit des Grassprossens« *(Maladie de la pousse des herbes)* bedeutet. — Im

Allgemeinen giebt es hier, wie anderwärts in den Tropenländern, *zwei Jahreszeiten*, aber von ungleicher Dauer: die *trockne* und die *Regenzeit*. Jene beginnt im August und endigt im Dezember, umfasst also das Ende des Winters und den Frühling. Diese herrscht die übrigen sieben Monate des Jahres, im Sommer, Herbst und einem Theile des Winters. Die *Winde* wehen zu bestimmten Zeiten nach gewissen Richtungen. Sie theilen sich in die bekannten *Monsuns* (oder *Mussons)*, den Nordöstlichen und Südwestlichen, zwischen welchen eine Reihe veränderlicher Winde eintreten. Am Ende des Herbstes und im Anfange des Winters (April, Mai, Juni und Juli) weht der Südwestliche Monsun anhaltend, mit gleicher Stärke und von Regengüssen begleitet. Auf ihn folgen zu Ende des Winters und im Frühlinge (August, September, Oktober, November) schwache Winde aus Süden, Südosten und Osten, bringen schönes Wetter mit und drehen sich in dem Masse, als der Sommer näher rückt, immer mehr nach Norden, bis sie endlich in den Nordöstlichen Monsun übergehen, der nun während der heissen Jahreszeit, aber mit ungleicher Stärke, fortdauert und häufig starke Gewitter, Stürme und selbst furchtbare Orkane mit sich bringt. Die gewöhnlichen West- und Nordwest-Winde, die vom Lande her kommen, treten nur zur Nachtzeit und am Morgen ein,

während die täglichen Seewinde sich erst um Mittag erheben und bis Sonnenuntergang anhalten.

In Betreff des Gesundheitszustandes bemerkt der Missionär *Dalmond*, dass die Insel in dieser Hinsicht ungerechterweise in schlechten Ruf gekommen sei. »Es giebt zwar« — sagt er — »sumpfige Tiefländer, aber auch hohe Gebirge, die die Insel der ganzen Länge nach durchziehen. Daraus folgt, dass bei einer Ausdehnung von 300 Lieues der Gesundheitszustand sehr verschieden seyn muss. Was eine so ungünstige Meinung von dem Klima der Insel im Allgemeinen veranlasst hat, ist der Umstand, dass die Franzosen sich bisher vorzugsweise an den ungesundesten Stellen niedergelassen haben. Man beachtete bei *Tamatave*, *Foulpointe*, *Tintingue* und *Ste. Marie* nur die trefflichen Häfen und die reizende Umgebung und liess sich ohne Bedenken daselbst nieder; aber die Keime böser Krankheiten, die unter diesen glänzenden Hüllen verborgen lagen, wollte man nicht bemerken. Unsere Landsleute starben haufenweise dahin und man zog nun, ohne weitere Untersuchung, daraus den Schluss, dass *Madagascar* (die Insel im Allgemeinen) das »Grab der Europäer« sei. — Was mich betrifft, der ich in den verschiedensten Theilen der Insel Erkundigungen eingezogen und sowohl Eingeborne als Fremde genau befragt, auch selbst viel eigene Erfahrungen gemacht habe, so

ist mir die Ueberzeugung geworden, dass selbst ein grosser Theil des *Küstenlandes* einer vollkommenen Gesundheit geniesst. Diess ist namentlich in Nordosten, um *Wuhémar* und *Diego Suarez*, auf eine Strecke von wenigstens hundert Lieues, der Fall, wo das Land eben so gesund als fruchtbar ist. Ich habe sieben oder acht französische Familien besucht, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, die seit sechs, zehn, fünfzehn und achtzehn Jahren hier einheimisch geworden waren. Alle versicherten mich, dass sie sich stets gesund befunden haben..... Eben so ist auch die Südwestküste, um *St. Augustin*, in einem befriedigenden Zustande. Die Temperatur ist gemässigt, der Boden trocken und ohne Sümpfe. Amerikanische und englische Walfischfänger schläfen oft am Lande, zuweilen sogar, wie die Eingebornen, unter freiem Himmel, ohne dass einer vom Fieber befallen würde. Dasselbe ist der Fall mit unsern Seeleuten von *Bourbon*, welche häufige Reisen hieher machen. Dagegen wird man auf *Ste. Marie* krank, sobald man nur ans Land steigt.... Das Innere von Madagascar ist noch wenig bekannt; aber nach der Provinz *Emyrne* zu urtheilen, wo längere Zeit Europäer sich aufgehalten haben, scheint es so gesund zu seyn wie Frankreich.«

Von *Naturerzeugnissen* des Mineralreichs erwähnt *Carayon* Granit, Quarz und Basalt als die-

jenigen Felsarten, aus welchen hauptsächlich die Gebirge der Insel bèstehen, und zwar finden sich die beiden erstern überall, der Basalt aber insbesondere in den Seitenästen und Verzweigungen der Untern Gebirgskette, gegen das Küstenland hin. Er gilt allgemein für das Kennzeichen eines guten Bodens. Auch Eisenerz wird im Ueberfluss angetroffen, und liefert ein treffliches Metall; eben so Blei, dessen sich die *Ovas* zur Glasur ihrer Geschirre bedienen. Blättertalk und Bergkrystall, die in kleinen Stücken vorkommen, werden den Fremden als besonders merkwürdige Gegenstände gezeigt; doch erklärt *Carayon* die Erzählungen mancher Schriftsteller von »ungeheuern Blöcken« von Bergkrystall, namentlich von der berühmten Säule, die in der Gegend von *Manahar* (an der Bay Antongil) zu finden seyn soll, für Mährchen.

Nahe an der Küste ist der Meeresgrund mit *Korallen* bedeckt, welche das Anlanden der Schiffe gefährden und die Ankertaue zerschneiden. Ein wenig *Gold*, welches sich im Süden der Insel findet, wohin es vermuthlich durch Araber oder Portugiesen gekommen ist, hat die Meinung veranlasst, dass es Goldminen auf Madagascar gebe. *Flacourt* scheint davon überzeugt gewesen zu seyn und spätere Schriftsteller haben es ihm nachgeschrieben. Es ist jedoch nichts Gewisses darüber bekannt geworden.

Der *Pflanzenwuchs* ist in dem heissen und feuchten Küstenlande ungemein kräftig und mannichfaltig. Wer den Samenkern eines Baumes der Erde anvertraut, kann sich, ehe sechs Jahre vergehen, in seinem Schatten erquicken. Auch weiter landeinwärts findet man diese Ueppigkeit der Vegetation, wenn der Mensch den Boden durch eine Aufeinanderfolge unzweckmässiger Culturen nicht erschöpft hat. Bäume der ersten Grösse, deren Wurzelstock täglich von der Meeresfluth bespült wird, bilden mit untergemischten baumartigen Farnkräutern, Schlinggewächsen und kleinen Laubpflanzen, die in ihrem Schatten wachsen, ein für das Auge vom Meere her undurchdringliches Gehölz, dessen bezaubernder Anblick in Verbindung mit den prachtvollen und lieblich duftenden Blüthen an die von den Dichtern geschilderten Paradiese der Fabelwelt erinnern. Die zunächst am Meere stehenden, den Winden ausgesetzten Bäume haben meistens gekrümmte Stämme; aber weiter landeinwärts findet man die herrlichsten geraden Stämme, welche treffliche Schiffsmasten geben. Ueberhaupt hat die Insel das schönste Bau- und Werkholz. — Nahrungspflanzen sind Reiss und Mais, Süsskartoffeln etc. und eine Fülle köstlicher Früchte.

Von der *Thierwelt* giebt der Missionär *Cotain* eine kurze Schilderung bei Gelegenheit eines Aus-

flugs, den er von *St. Augustin* machte.... »Schon ist unser Fahrzeug von Piroguen umringt. Es sind Malgaschen (Madécassen, Eingeborne) von verschiedenen Punkten der Küste, welche uns ihren Ueberfluss verkaufen wollen. Dieser bringt Geflügel...., jener eine Gattung Rindvieh mit fast senkrecht emporstehenden Hörnern und einem Buckel, so dass man sie fast für Dromedare halten könnte; ein anderer Schafe mit Fettschwänzen und hangenden Ohren wie bei den Jagdhunden. Wie alle Hausthiere haben auch diese Schafe statt der Wolle nur Haare. Zahme Schweine sind an diesem Theile der Küste nicht bekannt, aber im Innern der Insel soll es viel Wildschweine geben, auf welche Jagd gemacht wird, obschon man ihr Fleisch nicht isst. Von Hausgeflügel hat man nur die gewöhnlichen Hühner, deren Eier aber sehr klein sind. Perlhühner und Tauben leben wild in den Wäldern. Unter den Letztern giebt es grüne, blaue und aschfarbige. Die Landschildkröte ist sehr gemein und wird nach *Mauritius* und *Bourbon* ausgeführt, wo sie für einen köstlichen Leckerbissen gilt, während man hier an Ansehen verlieren würde, wenn man sie auch nur anrühren wollte. Pferde finden sich nirgends auf der Insel als bei den *Hovas (Ovas)*, welche sie von den Europäern erhalten haben. Wenn man dem Volksgerücht Glauben beimessen darf, so giebt es im Hochgebirge

eine Art von wildem Esel, den die Eingebornen sehr zu fürchten scheinen. Hunde sind selten, Katzen giebt es gar nicht, obwohl sie zur Vertilgung der Menge von Ratten sehr nothwendig wären. Von reissenden Thieren soll es nur eine kleine Tigerart geben, aber auch diese sehr selten vorkommen. Dagegen wimmeln alle Flüsse von Krokodilen; ich habe deren am Ufer eines kleinen Gewässers 20 bis 25 dicht beisammen gesehen. Wenn es Schlangen giebt, so dürften sie nicht besonders giftig seyn. Man findet auch einige kleine Affen, namentlich eine Art sehr hübscher *Makis*, die der Insel eigenthümlich ist; er hat eine schwarze und zugespitzte Schnauze, spitze, behaarte und sehr kurze Ohren, einen dichten Pelz, ungefähr wie der Hase, und eine aschgraue Farbe. Der lange Schweif, den er nachlässig um die Schultern wirft, ist weiss und schwarz geringelt und hat, nach dem Ende zu sich abplattend und breiter werdend, fast die Gestalt eines Fächers.« ....

Afrikanische *Neger* und *Malayen* aus Indien scheinen zuerst Madagascar bevölkert zu haben. Die Bewohner der Küsten haben den Typus und die schwarze Farbe ihrer afrikanischen Vorältern bewahrt, während man bei den Völkern des Innern die deutlichsten Spuren asiatischer Abstammung findet; namentlich hat sich die malayische Hautfarbe fast in ursprünglicher Reinheit im Mittelpunkte

des Obern Plateaus erhalten, ein Beweis, dass die Malayen später als die Neger gekommen sind. Sie würden sich, als ein seefahrendes Volk, gewiss nicht weit von den Küsten entfernt haben, wenn sie diese nicht schon besetzt gefunden hätten.

In einem spätern Zeitraume, aber noch vor der Entdeckung der Insel durch die Europäer, hatten auch die *Araber* zahlreiche Verbindungen mit Madagascar, besonders im südlichen Theile. *Flacourt* spricht sehr umständlich von diesem Volke, welches zu seiner Zeit (im XVII. Jahrh.) die »Aristokratie« der Provinz *Anossi* und ihrer Umgebungen bildete. Demselben Schriftsteller zufolge sollen in uralter Zeit auch *Juden* sich auf der Insel Sainte Marie niedergelassen haben. Carayon bezweifelt diess mit Recht und weist nach, dass die Sitten und Gebräuche, auf welche man diese Hypothese gründen wollen, recht füglich von den Arabern herstammen können, wie denn auch der Name *Nossi-Hibrahim* (Abrahams-Insel), den manche Schriftsteller der Insel Ste. Marie beigelegt haben, nicht gerade hebräischen Ursprungs zu seyn braucht, sondern ebenfalls von den Arabern herrühren kann.

In neuern Zeiten hatten, nachdem Madagascar durch die Portugiesen entdeckt war, auch die Europäer zahlreiche Verbindungen mit der Insel, theils um Handel zu treiben und Niederlassungen zu gründen, theils um an ihren, damals noch

wenig bekannten Küsten Zufluchtsorte gegen die Verfolgungen der Seeräuber zu finden. Es mussten dadurch mancherlei Kreuzungen mit den Eingebornen entstehen, so dass man heut zu Tage an der Ostküste die grösste Mühe haben dürfte, einen Menschen zu finden, der den afrikanischen Typus in seiner völligen Reinheit bewahrt hätte. Daher stammen die mehr oder weniger zahlreichen, von einander verschiedenen Volkstämme, welche die Insel unter sich getheilt haben.

Die Madecassen sind im Allgemeinen grosse, wohlgewachsene und starke Leute. Von Kindheit auf nackt einhergehend, haben ihre Gliedmassen sich frei entwickeln können. Auch die Erwachsenen sind durch ihre einfache Kleidung in ihren Bewegungen durchaus nicht gehemmt. Ein Stück Baumwollenzeug umhüllt den obern Theil des Körpers und ein anderes ist um die Hüften geschlungen. Die Weiber richten es ungefähr in Form eines bis auf die Knie herabgehenden Rockes zu und tragen überdiess ein sehr enges Leibchen, welches zum Theil auch den Hals bedeckt. Beide Geschlechter halten viel auf ihre Haare, die sie mit einer gewissen Zierlichkeit flechten. Die Greise tragen lange Bärte, welche ihnen ein wahrhaft ehrwürdiges Ansehen geben. Unter den Frauen und Mädchen giebt es viele Schönheiten. Die Vielweiberei ist gebräuchlich; wenigstens hat jeder

Mann zwei Frauen, »die grosse« und »die kleine«; sie werden im Allgemeinen gut behandelt und sind ihren Männern auch treu ergeben, namentlich rühmt man sie als gute Mütter. Bei der Verheurathung findet weder eine religiöse noch andere Feierlichkeit Statt; auch trennen sich Eheleute, ohne besondere Förmlichkeiten. Die Kinder folgen in diesem Falle dem Vater oder der Mutter, je nachdem sie diese oder jenen mehr lieben. Sobald sie selbst für ihre Bedürfnisse sorgen können, sind sie unabhängig und verlassen die Aeltern, bewahren aber doch in der Regel auch später eine grosse Verehrung gegen bejahrte Personen und beachten ihre Rathschläge und Warnungen.

Der Madécasse braucht im Allgemeinen wenig Nahrung und arbeitet nur soviel, als zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse erfordert wird. Auch beschränkt er sich auf die Ausübung der gemeinsten Gewerbe und auf den Anbau seiner Nahrungspflanzen. Sowohl im Innern als in den Küsten-Provinzen baut man allgemein Reiss, in den letztern besonders zur Zeit der grossen Hitze und der Gewitterregen, so dass man zwei Aerndten erhält. Im Innern der Insel bedarf der Reissbau künstlicher Bewässerung, wie wir weiter unten bei der Schilderung der *Ovas* sehen werden. Eine beträchtliche Menge Reiss, so wie eine grosse Anzahl Rindvieh, wird ausgeführt. Uebrigens aber werden

die kostbarsten Gewächse, welche den Reichthum anderer Länder ausmachen, von den Eingebornen ganz vernachlässigt, selbst solche, die wild wachsen, wie der Indigo, die das Kautschuk liefernde Schlingpflanze, der Kopal und andere Gummibäume, ein unter dem Namen *Raventsare* bekanntes Gewürz, mit einem Worte Alles, was nicht unmittelbar zur menschlichen Nahrung dient. Von Gewerbserzeugnissen hat man so gut wie gar nichts zur Ausfuhr. Bloss einige *Pagnes* (ein feines Gewebe, das aus den zarten Fasern der Oberhaut von den Blättern der *Raphia*, einer Palmenart, gemacht wird) werden zuweilen von Fremden als merkwürdige Arbeiten mitgenommen. Bauholz könnte allerdings einen werthvollen Ausfuhrartikel darbieten, dürfte aber durch die Transportkosten bis nach Europa zu sehr vertheuert werden. Die im Innern vorkommenden Seidenraupen erhalten von den Eingebornen zu wenig Pflege, als dass sie Beachtung verdienten; auch wird die wenige Seide, die man gewinnt, im Lande verbraucht. Im Allgemeinen herrscht jedoch, durch den schlechtern Boden und das kältere Klima bedingt, im Innern der Insel mehr Thätigkeit und Betriebsamkeit, als in den Küstenprovinzen.

Dass die Greise in bedeutendem Ansehen stehen, wurde schon oben erwähnt. Sie entscheiden, als oberster Volksrath, nicht nur über die allge-

Stammes, sondern sprechen
Fälle und über Verbre-
glichen Beweisen für ein
hlt, oder dieses abge-
an seine Zuflucht zur
Gottesurtheil, welche
geklagte ein gewisses
lem man glaubt, dass
en tödtlich werden
geringes Vergehen,
les Tanguin. Der
eines bestimmten
sage und dass
rd, dem Häupt-
erdem versteht
n Bevölkerung
e Verbot, den
ge nicht ge-
en. Dieses
en oft an-
oder Ge-

r Made-
nit einer
en etc.)
chwur
über-
mehr

zu befestigen. Die Feierlichkeit geschieht in Gegenwart der vornehmsten Einwohner des Orts. Beide Theile lassen sich etwas Blut entziehen, fangen es mit einem Stück Ingwer auf und Jeder verschluckt das ihm von dem Andern dargereichte Stück, indem er dabei die furchtbarsten Verwünschungen für den Fall eines Meineides und Treubruches auf sich herabruft. Sie sind von nun an verbunden, sich in allen Verhältnissen des Lebens wechselseitig beizustehen. Viele Europäer haben, um ihren Vortheil im Verkehr mit den Eingebornen zu befördern, solche Freundschaftsbündnisse mit Einzelnen von diesen geschlossen; doch sagt *Carayon*, dass die Sitte heut zu Tage nicht mehr so religiös beobachtet werde und häufig zu einer leeren Förmlichkeit geworden sei.

Dagegen wird die *Gastfreundschaft* fortwährend aufrecht erhalten. Der Reisende, welcher im Augenblick, wo man sich zum Essen anschickt, ein Haus betritt, wird sogleich eingeladen, Theil an der Mahlzeit zu nehmen, und erst, wenn er sich gesättigt hat, fragt man ihn nach dem Zwecke seines Besuchs. Hat er Diener bei sich, so erhalten auch diese so viel Reiss und Fleisch, als sie bedürfen, und Alles wird mit freundlichen Worten dargeboten, obwohl man sich nicht weigert, ein allenfalls dargebotenes freiwilliges Gegengeschenk anzunehmen.

Der Madecasse ist im Allgemeinen seiner Familie und seinem Lande sehr anhänglich. Auf Mauritius und Bourbon bemerkte man schon in frühern Zeiten, dass die von *Madagascar* kommenden Sklaven sich viel schwerer an ihren neuen Zustand gewöhnten, als die, welche von der afrikanischen Küste eingeführt waren. Auch auf Fremde macht die Insel einen unbeschreiblich reizenden Eindruck. Man hat gesehen, dass wohlhabende, selbst sehr reiche Leute, die anderwärts das glänzendste Leben führen konnten, sich freiwillig und für immer auf Madagascar niederliessen, während Andere, die die Insel verlassen mussten, diess nur mit grösstem Schmerz und Widerstreben thaten.

In Betreff der *Religion* behauptet Carayon, dass die Madecassen an ein gutes und ein böses oberstes Wesen glauben, unter welchen eine Menge geringerer Gottheiten stehen, welche über die Elemente und die menschlichen Schicksale gebieten. Einen regelmässigen Cultus und eigne Priester giebt es nicht. Man empfängt das Gute mit Gleichgiltigkeit, gleichsam als eine Sache, die man zu fordern berechtigt ist. Nur gegen befürchtete Uebel sucht man sich durch Opfergaben zu schützen. Man opfert z. B. einen Ochsen, oder bringt eine geistige Flüssigkeit dar, wenn eine Frau in Kindesnöthen ist, oder anhaltende Dürre den Feldfrüchten nahtheilig zu werden droht. Ausserdem herrschen

eine Menge abergläubischer Meinungen und Gebräuche. Man glaubt an Amulette und andere Zaubermittel. Bei einer Mondfinsterniss feuert man Gewehre gegen den Mond ab, um dem guten Princip, das man im Kampfe mit dem bösen begriffen glaubt, zu Hilfe zu kommen etc. etc. Eben so glaubt man an unglückliche Tage und ehemals wurden sogar Kinder umgebracht, die an diesen auf die Welt kamen. Einzelne Stämme haben besondere Gebräuche, verabscheuen z. B. den Genuss des Schweinfleisches etc. Allgemein aber ist auf der Insel die Sitte der Beschneidung, welche öffentlich auf einem Platze in der Mitte jedes Ortes vorgenommen und durch Opferung eines Thieres, so wie mit Tanz und Trinkgelag gefeiert wird.

Grosse Verehrung bezeigt man den *Todten*. Jede Familie hat einen eignen Bestattungsplatz, wohin selbst, wenn es möglich ist, die an entfernten Orten verstorbenen Glieder der Familie gebracht werden. Die Särge sind aus einer Holzart gemacht, die für unzerstörbar gilt. Man hat eigne Hütten dafür, wo sie einer über dem andern aufgehäuft werden, und welche unter einzelnen grossen Bäumen mitten im Walde errichtet sind. Im Innern der Insel werden die Leichen der Familienhäupter zuweilen im Orte selbst, dicht neben ihrer ehemaligen Wohnung, beigesetzt, und man giebt ihnen auch wohl einen Theil ihres nachgelassenen

Vermögens mit in den Sarg. Diese Bestattungsorte führen den bezeichnenden Namen *das Kalte Haus*. Man nähert sich ihnen nur mit Zeichen der tiefsten Verehrung, und wer den Theil des Waldes, wo sich ein solches Haus befindet, umhauen wollte, würde sich den Hass und die Verfolgung der beleidigten Familie zuziehen. Neben den Särgen stehen Gefässe mit geistigen Flüssigkeiten, die bei der Bestattung als Opfer dargebracht und auch wohl von Zeit zu Zeit erneuert werden.

Der Missionär *Dalmond*, welcher durch längern Aufenthalt in verschiedenen Theilen der Insel und genaue Kenntniss der Sprache in den Stand gesetzt war, umfassende Beobachtungen über die einzelnen Volksstämme zu machen, theilt unter Anderm Folgendes mit: »Die Völker in Nordosten, unter dem allgemeinen Namen *Betsimitsaras* (nach Carayon richtiger *Betsimissaraks)* bekannt, sind von Natur schüchtern, gutmüthig, sanft, gastfrei und voll Achtung gegen die Europäer; sie wagen es nicht leicht, einen Weissen zu beleidigen, selbst wenn sie Unrechtes von ihm zu erleiden haben sollten. Der Diebstahl ist ihnen unbekannt. Die *Sakalaven* dagegen, welche im westlichen Theile der Insel wohnen, sind hochfahrend, unruhig, für den Krieg eingenommen und zum Diebstahl geneigt; sie werden zwar keinen Weissen ohne Noth beleidigen, aber auch kein ihnen widerfahrnes Un-

recht geduldig hinnehmen. Zwischen diesen beiden Extremen giebt es soviel Abstufungen als Völkerschaften. Die *Antinossi* z. B., im Süden der Insel, unterscheiden sich wenig von den *Betsimitsaras*. Die *Antankaras* (im nördlichsten Theile der Insel) sind muthig und tapfer wie die Sakalaven, haben aber sanftere Sitten.... Die *Hovas (Ovas)*, welche das Innere bewohnen und als Eroberer über einen grossen Theil von Madagascar herrschen, hatten unter ihrem Könige *Radama**) wesentliche Fortschritte in der Civilisation gemacht, die jedoch seit seinem Tode durch die jetzige Königinn, welche eine von ihren eignen Vasallen sowohl als von den neuen Unterthanen gleich sehr verabscheute Tyranninn ist, wieder zu verschwinden drohen.«

»Alle diese Völker« — fährt *Dalmond* fort, — »haben viel Talent für europäische Wissenschaften und Künste. Man überzeugt sich davon namentlich auf der Insel *Bourbon*, wo die Madecassen die einzigen Afrikaner sind, welche ein Handwerk geschickt zu treiben verstehen. Die Kinder lernen in sechs Monaten lesen. In vielen Dörfern, wo ich kaum eine oder zwei Wochen mich aufhielt, gelang es mir, den Kindern, welche ich den ganzen Tag um mich hatte, das *Vater Unser*, den *Christ-*

*) S. den VIII. Jahrg. (1880) dieses Taschenbuches, S. LXX u. ff. der *Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen* etc.

lichen Glauben, den *Englischen Gruss*, die *Zehn Gebote* etc. etc. beizubringen. Man hätte von europäischen Kindern nicht mehr erwarten können. Ueberhaupt geben die Madécassen in Hinsicht der *Religion* die schönsten Hoffnungen. Sie glauben an einen einzigen Gott*). Es giebt weder Götzenbilder, noch öffentlichen Cultus, weder Tempel noch Priester bei ihnen. Wie die Patriarchen der biblischen Vorwelt bringen die Hausväter der Gottheit ihre Opfer dar, welche in den Erstlingen der Feldfrüchte oder in dem Blute eines geschlachteten Thieres bestehen. Allerdings findet man viele abergläubische Gebräuche und Meinungen; diese werden aber vor dem Lichte der wahren Religion bald verschwinden.« . . .

Wir geben jetzt umständlichere Nachrichten über das Hauptvolk der Insel, die *Ovas*, wie sie Carayon mittheilt.

Die Ovas, welche die Vertreter der *malayischen Rasse* auf Madagascar sind, bewohnen den Mittelpunkt der Insel, auf dem Obern Plateau, welches einen Theil des westlichen Abhanges der grossen Gebirgskette bildet. Ihr Land heisst *Ankova*, d. h. Land der Ovas. Der Boden dieser Provinz ist

---

*) Nach *Carayon* (s. oben) nehmen sie zwei oberste göttliche Wesen an; wahrscheinlich gilt diess nur von einzelnen Völkerschaften.

sanft gegen Westen geneigt. Aus kleinen Bergen und Hügeln bestehend, die vom mittlern Kamm der Kette ausgehend, Anfangs dicht beisammen stehen, wird er in dem Masse, als man sich vom obersten Höhenpunkte entfernt, weniger bergig und es folgen allmählich weite Ebenen, die durch schmale Schluchten von geringer Tiefe von einander getrennt sind. In diesem mittlern Theile der Provinz, wo auch die Hauptstadt liegt, giebt es zahlreiche Dörfer und Reissfelder. Bei der hier herrschenden Betriebsamkeit könnte das Land das schönste von ganz Madagascar seyn, wenn der Boden nicht im Allgemeinen von schlechter Beschaffenheit wäre und wenn hauptsächlich die Pflanzenwelt, bei der grossen Meereshöhe, nicht ein so kümmerliches Aussehen hätte. Mit Ausnahme der Ebenen, und der von Flüssen und Bächen durchströmten Thäler, deren Boden sich täglich auf Kosten der benachbarten Anhöhen verbessert, sind die Fluren überall von abschreckender Unfruchtbarkeit und bieten kaum einen Baum oder Strauch dar, der die Landschaft verschönerte und dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt gewährte. Diese aus alter Zeit herrührende Entblössung von Holz verursacht, dass bei Regengüssen die Berge und Hügel ihrer Dammerde beraubt werden und heut zu Tage nur noch eine Grasart hervorbringen, die viel zu hart ist, um als Viehfutter zu dienen,

und die man nur in einzelnen kleinen Büscheln beisammen antrifft. Kaum giebt es einige geschützte und weniger von Regengüssen durchfurchte Abhänge, welche des Anbaues fähig sind. Dagegen bieten der Fuss der Anhöhen, der Boden der Thäler und die Ebenen den reizendsten Anblick dar und bilden mit den kahlen Gipfeln und Abhängen ihrer Umgebungen den erfreulichsten Contrast.

Der Boden wird mit grossem Geschick bewässert. Unabhängig von den Bewässerungen, die in den Ebenen zum Behuf des Reissbaues vorgenommen werden, erblickt man nicht ohne Wohlgefallen in den geschlossenen Thälern, wo der Boden nicht überall im richtigen Verhältniss zur Bevölkerung steht, andere Reisspflanzungen, welche amphitheatralisch an den steilen Bergwänden angelegt sind und in wagrechten Stufen vom Fuss des Berges bis zum höchsten Gipfel, wo das Wasser noch hinreichen kann, emporsteigen. Diese Arbeiten der Geschicklichkeit und der Geduld, welche für die Betriebsamkeit der Ovas Zeugniss ablegen, verleihen gewissen Theilen des im Allgemeinen durch die Unfruchtbarkeit der nicht bewässerbaren Gegenden so trostlosen Landes einen lachenden Anblick.

In Folge der Nothwendigkeit, den Boden besser zu bearbeiten, um ihn ertragsfähig zu machen, ist der Ackerbau der Ovas weiter vorgeschritten als

bei den übrigen Völkern der Insel. Die Ovas haben nicht nur den Nutzen tieferer Ackerung und reichlicher Düngung, so wie der Verbesserung durch Asche, wovon man im Küstenlande nichts weiss, eingesehen, sondern sie schliessen auch die Felder mit kleinen aus Erde aufgeführten Mauern ein, welche sie, nachdem sie längere Zeit den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt gewesen, wieder zerstören und die Bruchstücke auf dem Felde zerstreuen, wo sie dann eingeackert werden.

Das Land der Ovas bringt übrigens wenig mehr als den für den Verbrauch der Einwohner nothwendigen Reiss hervor; aber sehr beträchtlich ist der Reichthum an Rindern, Schafen und andern Hausthieren. Man erstaunt über die Menge dieser Thiere, welche an bestimmten Tagen auf die in verschiedenen Ortschaften gehaltenen Märkte gebracht werden. Auf diesen Märkten sind auch Gewebe, Schneid-Werkzeuge und mancherlei Hausgeräthschaften zum Verkauf ausgestellt. Der Verkehr geschieht theils durch Tausch theils in Geld. Der spanische Piaster, die einzige im Umlauf befindliche Landesmünze, wird in mehr als 800 kleine Theilchen zerstückelt, was einen Beweis von der Seltenheit des Geldes unter den niedern Volksklassen liefert. Da jeder Einzelne diese Zerstückung für sich vornimmt, ohne mechanische Hilfsmittel, die Theilchen gleich gross zu machen, so begreift

man, dass sie selten den wirklichen Werth vorstellen, den man ihnen beilegt. Jeder Ova hat daher stets eine kleine Wage bei sich, um das Gewicht des empfangenen Geldes genau zu bestimmen.

Wenn man sieht, wie sehr die Märkte von *Ankova* mit Waaren angefüllt sind, und wenn man die niedrigen Preise erfährt, zu welchen sie verkauft werden, so sollte man die Einwohner für höchst wohlhabend halten, und dennoch herrscht hier, mit Ausnahme einiger Familien, das grösste Elend. Es verhungert zwar nicht gerade Jemand, aber Viele besitzen kaum soviel, dass sie sich gehörig bekleiden können. »Ich hatte zwar,« — sagt *Carayon* — »als ich das Land bereiste, kein Thermometer bei mir, um die Temperatur der Luft genau zu bestimmen, aber der Boden war überall mit Reif bedeckt und ich sah eine Menge ganz unbekleideter Menschen, welche dieser Kälte Trotz boten. Namentlich fand ich ein Mädchen von 12 oder 13 Jahren, welches nur die Brust, wo es sie am meisten zu frieren schien, mit einem Stück Leinwand bedeckt hatte, übrigens aber wenig darnach fragte, ob die Schamhaftigkeit nicht auch andere Kleidungsstücke nothwendig mache. Hiezu rechne man, dass Brennholz seiner Theurung wegen nur ein Luxus-Artikel für die Reichen ist, so dass der grösste Theil der Einwohner sich mit dürren

Gewächsen und an der Sonne getrocknetem Kuhmist begnügen muss.«

Die Ovas wohnen in Hütten, welche mit Stroh gedeckt sind und Holz- oder Erdwände haben. Bei jeder Hütte ist eine Erdgrube *(Silo)* zur Aufbewahrung des Reisses. Ein Bretterboden unter dem Dach, zu welchem man auf einer Leiter hinaufsteigt, bildet die Schlafstelle für den Hausvater. Sehr häufig dient die Wohnung auch zum Aufenthalt der kleinen Hausthiere, die bloss durch eine Flechtwand von den Menschen getrennt sind. Nur das Rindvieh schläft im Freien, in tiefen Gräben, welche zu diesem Behuf in allen Dörfern hergerichtet sind. Carayon sah 1826 selbst in der Hauptstadt *Tananarrivu*, in dem vom königlichen Palast eingenommenen Raume, solche Gruben, welche aber noch aus der Zeit herrührten, wo diese Stadt nur der Hauptort eines einfachen Bezirkes war. Uebrigens unterscheidet sich *Tananarrivu* auch jetzt nicht von andern Städten des Landes. Es ist wie die meisten von diesen, auf dem langgestreckten Gipfel eines kahlen Berges gebaut, der auf drei Seiten steil abfällt. Eine schmale Strasse, die allen Unebenheiten des Bodens folgt, durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge, von Norden nach Süden, und enthält die Häuser der Reichen. Die übrigen liegen an den Abhängen des Berges und stehen mit dem obersten

Theile durch mehr oder weniger beschwerliche Fusssteige in Verbindung. Im nordwestlichen Theile der Stadt wird der Gipfel des Berges breiter und dacht sich allmählich gegen das untere Flachland ab. Hier befindet sich ein grosser Platz und weiter abwärts steht die von den Missionären (französischen Lazaristen) erbaute Kapelle. Die Missionäre hatten auch für sich selbst kleine Häuser im europäischen Styl gebaut, und mehre reiche Leute sollen diesem Beispiele gefolgt seyn. Der königliche Bezirk befand sich im Mittelpunkte der Stadt und bildete für sich selbst ein kleines Dorf, welches mit Ausnahme des von *Radama* bewohnten Hauses, sich in nichts von andern Dörfern unterschied. Das Haus des Königs hatte ein Ober-Stockwerk von zwei oder drei kleinen Gemächern, zu welchen man auf einer Leiter emporstieg, die zunächst auf eine mit einem Schirmdach versehene Gallerie führte. Von dieser Gallerie herab pflegte der König bei öffentlichen Feierlichkeiten das Volk anzureden, auch wohl an den nächtlichen Belustigungen desselben als Zuschauer Theil zu nehmen. Rings um das Haus ging eine Palissade.... Man hat übrigens die Wichtigkeit dieser Stadt übertrieben. Sie mochte kaum 6- oder 8000 Einwohner haben, wenn man nicht die Menge von Sklaven in Rechnung bringen will, die nur am Tage in der Stadt waren, aber sonst ausserhalb derselben, an

den Rändern der von ihnen bebauten Reissfelder wohnten.... Südlich am Fusse des Berges hatte *Radama* auch einen grössern Palast von Holz zu bauen begonnen, dessen Vollendung er aber nicht erlebte. Die Engländer hatten ihm von *Mauritius* einen geschickten Zimmermeister und mehre andere Arbeiter geschickt. Dieser Palast bestand aus einem Hauptgebäude mit einem Ober-Stockwerk und zwei Flügeln an jeder Seite, das Ganze ein Viereck von 36 Meter Seitenlänge bildend. Es stand auf einer weiten Plattform, zu deren Herstellung mehre Hügel abgegraben werden mussten. Alle Arbeiten dieser Art, so wie die Herbeischaffung des Holzes aus den Wäldern am östlichen Abhange der Obern Bergkette, d. h. 25 bis 30 Lieues weit, musste durch die Eingebornen verrichtet werden. »Nichts vielleicht« — sagt *Carayon* — »beweist mehr die unumschränkte Gewalt eines Herrschers über seine Unterthanen, als diese für das Allgemeine nutzlosen Arbeiten, welche einer ganzen Bevölkerung ohne Bezahlung oder sonstige Entschädigung aufgelegt wurden.«

Da die *Ovas* zu weit von den Küsten entfernt leben, als dass sie sich beim Seehandel betheiligen könnten, und da sie zur Bearbeitung eines Bodens genöthigt sind, der von Natur dem Pflanzenwuchse wenig vortheilhaft ist, so waren sie in dieser doppelten Beziehung das am wenigsten begünstigte

Volk der Insel. Auch ihr Gewerbfleiss, obschon er, besonders was Weberei und Metallarbeiten betrifft, grössere Fortschritte als bei den Nachbarn gemacht hat, brachte nichts Erhebliches für den auswärtigen Handel hervor. Sie wären also gänzlich auf die kaum zur Nahrung und Bekleidung hinreichenden Erzeugnisse ihres Bodens beschränkt gewesen, wenn nicht der Sklavenhandel einen Gegenstand des Verkehrs mit den Fremden dargeboten hätte. Ehemals in ihren Gebirgen eingeschlossen, aus welchen sie nicht nach der Küste kommen konnten, ohne den Häuptlingen der zwischen liegenden Gebiete Abgaben zu entrichten, sahen sie sich bald selbst zu Hause von gewinnsüchtigen Europäern besucht, deren Nachfrage nach Sklaven ein mächtiger Reiz zum Kriege wurde, dessen Schauplatz zunächst das eigene Land war. Man sah noch bis in neure Zeit die tiefen Wallgräben, mit welchen die grösstentheils auf den Anhöhen erbauten Dörfer umgeben waren, und wodurch man sich vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen gesucht hatte.

Das Land war damals unter mehre Häuptlinge getheilt, welche der Sage nach alle von einer und derselben Familie abstammten. Man erzählt, dass *Andrianmassunaval*, der älteste bekannte König von Ankova, bei seinem Tode diese Provinz unter seine vier Söhne vertheilt habe, wodurch blutige

Fehden entstanden seien. Zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte der Abkömmling eines jener vier Brüder neuerdings die ganze Provinz in seine Gewalt und vergrösserte sie durch die Eroberung des Bezirks *Emirne*, der grössten, schönsten und reichsten Landschaft, in welcher auch die Hauptstadt *Tananarrivu* liegt. Was die Wichtigkeit dieser Eroberung in den Augen des Volks bewies, war, dass in ähnlicher Weise, wie einst die Römer ihren *Scipio Africanus* hatten, der Name des Landes dem Namen des Eroberers beigefügt wurde. *Andrianpuen-Emirne*, dieser berühmte Krieger, hatte schon den östlichen Abfall des Obern Plateaus überschritten, um auch das Land *Ankaye* zu erobern, welches einen Theil des Untern Plateaus ausmacht, als der Tod seinen Siegen ein Ziel setzte. Sein Nachfolger war *Radama*, dessen Liebe zum Kriege, verbunden mit grossem Herrschertalent, die vortheilhafte Meinung rechtfertigte, welche der Vater von ihm gefasst hatte und diesen bewog, ihn zum Nachtheile der übrigen Brüder, die zwar älter als *Radama*, aber von einer andern Mutter geboren waren, zum Nachfolger zu ernennen. Den innern Unruhen, welche daraus entstanden, machte *Radama* ein schnelles Ende, indem er alle Glieder seiner Familie umbringen liess. Er war bereits der mächtigste König der Insel, wenigstens der, dessen Ruhm sich

am weitesten in den Nachbarländern verbreitet hatte, als bei dem Wiedererscheinen der Franzosen auf Madagascar, die Engländer ihn in der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe zu unterstützen begonnen hatten. Um jedoch die Beweggründe dieser Allianz deutlicher kennen zu lernen, muss von einem zweiten Volke gesprochen werden, das am meisten dabei zu leiden hatte.

Die *Betsimissaraks* bewohnen den Theil der Ostküste, welcher sich vom Hafen *Tamatave* bis zur Bay *Antongil*, und landeinwärts vom Meeresufer bis zur ersten Bergkette erstreckt. Dieses Land ist sowohl wegen der Menge und Schönheit seiner Häfen als wegen seiner zahlreichen Meeresbuchten und guten Rheden eines der von der Natur am besten bedachten der Insel. Das dazu gehörige Eiland *Sainte Marie* wird von der gegenüber liegenden Küste durch einen Kanal getrennt, der eine Menge trefflicher Ankerplätze darbietet und dessen geringste Breite, der *Pointe à Larrée* gegenüber, zwei Lieues beträgt. Der Name *Betsimissarak* bedeutet *Viele, die sich nicht trennen.* Man bezeichnet damit eine uralte politische Verbündung zahlreicher kleiner Volksstämme, die unter verschiedenen Namen bekannt waren und aus welchen einige Schriftsteller manche, wie z. B. die *Antambanivulus*, als besondere Völker darstellen, so dass ihnen zufolge das weite Land der Betsimissaraks

nur in den kleinen Bezirken von *Tamatave* und *Foulpointe* bestehen würde. Jene Verbündung entstand bereits im XVII. Jahrhundert. Einer der vielen Seeräuber, die damals das Indische Meer beunruhigten und in Madagascar ihre Schlupfwinkel hatten, lebte mit der Tochter eines Häuptlings der Insel Ste. Marie. Als er einst, von einer Fregatte verfolgt, das Leben verlor, wurden seine Waffen etc. das Eigenthum seiner Wittwe. Diese bot sie grossmüthig ihren Landsleuten an der gegenüber liegenden Küste an, welche sich damals im Kriege mit einem andern Stamme befanden und aus Dankbarkeit für dieses Geschenk beschlossen, das Kind des Verstorbenen als Oberhaupt anzuerkennen und unter demselben nur ein einziges Gesammtvolk unter dem oben bezeichneten Namen auszumachen.

Diess war der Ursprung der sogenannten *Malatten* (Mulatten)-*Fürsten*, von deren Stamme ein Zweig bis auf unsere Zeiten noch in *Foulpointe* geherrscht hat. Später nahmen auch die von einem Weissen und einer Madecasse gezeugten Kinder diesen Titel an und bemächtigten sich unmerklich der Vorrechte, welche die Dankbarkeit des Volks damit verknüpft hatte. Aber diese neuen Häuptlinge wurden bald das Unglück des Landes, indem sie nicht bloss alle flüchtigen Sklaven bei

sich aufnahmen, sondern auch auf andere Weise die vermöglichern Einwohner durch Erpressungen etc. kränkten. Die *Betsimissaraks* ertrugen geduldig diesen Druck bis zum Jahre 1821, wo zuerst der Stamm der *Antaywongus* sich empörte und bald alle übrigen in sein Interesse zog. Die *Malatten* mussten alles unrechtmässig erworbene Vermögen zurückstellen und sich mit ihrem wirklichen Eigenthum und dem Titel, auf den sie so eitel waren, begnügen. Diese Volksbewegung hätte sowohl für die Eingebornen als für die Fremden von grossem Nutzen seyn können, wenn die *Ovas*, die 1822 das Land eroberten und später die vornehmsten Malatten-Fürsten aus dem Wege räumten, nicht eine härtere Tyrannei an die Stelle der vorigen gesetzt hätten. Bis dahin gab es noch eine Menge kleiner Malatten-Häuptlinge, welche unter sich selbst uneinig, auch auf das Land einen nachtheiligen Einfluss ausübten.

Diess war der politische Zustand eines Theils von Madagascar, als die *französische Regierung* der Restauration damit umging, eine neue Niederlassung daselbst zu gründen. Seit der Revolution von 1789 war kein Versuch dieser Art gemacht worden; man hatte bloss von Zeit zu Zeit auf verschiedenen Punkten der Insel Handels-Factoreien für die Versorgung der Inseln *Ile de France* (Mau-

ritius) und *Bourbon**) aufgestellt und unterhalten. Am Anfange dieses Jahrhunderts befanden sich die wichtigsten Factoreien in der Provinz der *Betsimissaraks*. Da den Franzosen zu jener Zeit kein einziger solcher Posten von irgend einer europäischen Nation streitig gemacht wurde, so genügte zur Sicherheit derselben eine einfache Palissade. Nur mit den eingebornen Häuptlingen gab es wiederholte Zwiste, die besonders unter dem letzten französischen Agenten *Sylvain Roux*, so ernsthaft wurden, dass der Gouverneur der Mascarenen ihm 1809 eine Truppenmacht gegen *Tsassé*, den Häuptling von *Foulpointe*, zu Hilfe schicken musste.

Als 1810 die Mascarenen in die Gewalt der *Engländer* geriethen, sahen sich die Franzosen genöthigt, ihre jetzt unbeschützten Factoreien auf *Madagascar* freiwillig zu verlassen. Erst nach dem Pariser Frieden richtete Frankreich von neuem wieder seine Blicke auf diese Insel. Aber indem die Restauration den Verlust der wichtigen *Ile de France*, so gut es gehen wollte, durch eine militärische Niederlassung auf *Madagascar*, in Verbindung mit einem Hafen, zu ersetzen suchte, reizte

---

*) Man sehe über diese Inseln (die *Mascarenischen*) einen eignen Artikel im XIX. Jahrgange unsers Taschenbuches (1841), S. 78 — 127.

sie die Eifersucht der Engländer, welche Madagascar als ein Anhängsel von Mauritius betrachteten und den Franzosen nur gegen Licenzen von Seiten des brittischen Gouverneurs Handel daselbst zu treiben gestatten wollten. Auf die darüber in London geführten Beschwerden gab das brittische Ministerium dem Gouverneur Unrecht. Letzterer aber legte diess so aus, dass *Madagascar* jetzt eine *freie Insel* sei und die Engländer eben so viel Rechte als die Franzosen hätten, sich hier festzusetzen. Er erweiterte zu dem Ende seine politischen Verbindungen mit den Häuptlingen im Innern der Insel und suchte den Franzosen überall Feinde zu erwecken. Namentlich schloss er 1817 einen Vertrag mit dem Könige *Radama*, den er schon früher durch reiche Geschenke an Pferden, Silbergeschirr etc. und einen jährlichen Tribut von 8000 Pf. St. (wegen der Aufhebung des Sklavenhandels) für sich gewonnen hatte. Auch errichtete er Missions-Anstalten im Lande der Ovas, welche von *Radama*, der die Vortheile einer höhern Bildung seines Volks recht gut begriff, mächtig unterstützt wurden. Ueberdiess wurde 1820 ein Agent beim Könige accreditirt und zwei brittische Unter-Offiziere mussten seine Truppen auf europäischen Fuss einrichten. Auch gingen zwanzig junge Ovas nach England, um dort Handwerke zu lernen, und

eine grössere Zahl diente als Lehrlinge auf brittischen Kriegsschiffen, während andere in Mauritius zu Musikern für die Musikbande der königlichen Leibwache gebildet wurden. Die Zöglinge der Missionäre erhielten zum Theil ebenfalls eine militärische Ausbildung u. dgl. m. Das Missvergnügen der Ovas über alle diese Neuerungen, namentlich über die Abschaffung des Sklavenhandels, wurde vom Könige gewaltsam unterdrückt.

Die französische Regierung hatte sich jedoch während dieser Umtriebe nicht bewogen gefunden, auf ihre Colonisations-Projekte zu verzichten. Der Hafen *Tintingue* und die gegenüber liegende Insel *Ste. Marie* wurden schon 1818 vorläufig von der Insel *Bourbon* aus in Besitz genommen und nur die Weigerung der Kammern, die für die Ansiedelung bestimmten 700000 Franken zu bewilligen, verhinderte (1820) die wirkliche Ausführung des Planes. Die Insel *Ste. Marie* bietet zwar, obschon sie 10 Lieues lang und $2\frac{1}{2}$ breit ist, wegen der schlechten Beschaffenheit von drei Viertheilen ihres Bodens äusserst wenig Aussichten zu einem günstigen Landbau dar, so wie sie auch schwerlich einen guten Stapelplatz abgeben würde; aber durch ihre geringe Entfernung von *Tintingue* wird sie ein trefflicher Vertheidigungspunkt desselben. Die Vortheile dieses geräumigen und sichern Hafens

bestehen in seiner günstigen Lage, da man von hier aus beide Seestrassen nach Ostindien, nördlich und südlich von Madagascar, überwachen kann, und in seinen Beziehungen zu Ste. Marie. Aber diese Vortheile können trotz dem, dass sie durch reich bewaldetes Hinterland, die Leichtigkeit, sich mit Lebensmitteln zu versorgen etc. erhöht werden, den Nachtheil nicht aufwiegen, welchen das ungesunde Klima für eine europäische Bevölkerung haben muss. In letzterer Hinsicht wäre die vollkommen gesunde Lage des Hafens *Diego Suarez* vorzuziehen gewesen, wenn man hier nicht die *Ovas* und die sie unterstützenden Engländer allzusehr hätte fürchten müssen.

Die *Ovas* waren zuerst 1817 an der Ostküste von Madagascar erschienen, wo *Radama* an der Spitze von 25000 (?) Mann als Sieger in *Tamatave* eingezogen war, ohne von Seiten der Einheimischen den mindesten Widerstand zu finden. Gleichzeitig war ein englisches Kriegsschiff daselbst angekommen, durch dessen Vermittelung zwischen *Radama* und dem Häuptling *Jean Réné* ein Vertrag geschlossen wurde, worin dieser die Oberherrschaft *Radamas* anerkannte, worauf derselbe wieder abzog. Im Jahre 1820 fand sich *Réné* von seinem feindlichen Nachbar, dem Häuptling *Tsassé* in *Foulpointe*, so bedrängt, dass er seinen

Ober-Lehnsherrn um Hilfe anging, welcher ihm auch 3000 Mann Ovas schickte, mit denen es ihm gelang, Tsassé nebst dessen Anhängern gänzlich aus *Foulpointe* zu vertreiben. Diese beiden Expeditionen der Ovas hatten, obschon dieselben wieder in ihre Gebirge zurückgegangen waren, allen Völkern im Küstenlande einen solchen Schrecken eingeflösst, dass der französische Gouverneur von *Bourbon* einen Gesandten an *Radama* abzuschicken beschloss, welchen *Carayon* als Befehlshaber der ihm beigegebenen kleinen Ehrengarde begleiten sollte. *Fünfzehnhundert Piaster* waren für die Kosten dieser Mission bestimmt und schon alle Vorbereitungen dazu gemacht, als die Ankunft eines Botanikers, den das französische Ministerium zur Erforschung von Madagascar abgeschickt hatte, das Unternehmen vereitelte. Der Gouverneur musste die 1500 *Piaster* dem Botaniker einhändigen und erklärte, dass für die Gesandtschaft nur 1500 *Franken* zur Verfügung blieben, womit natürlich nichts auszurichten war.

Nachdem man so die Gelegenheit versäumt hatte, die *Ovas* dem verderblichen Einflusse der Engländer zu entziehen, hätte man wenigstens die Küstenbewohner sich zu Freunden machen sollen, um bei diesen Unterstützung wider die Invasion zu finden, welche das ganze Land zu Grunde zu richten und das Gelingen der französischen Un-

ternehmung zu vereiteln drohte. Aber auch daran dachte Niemand. Freilich wurde 1821 Hr. *Sylvain Roux* mit einer Expedition von Bourbon aus abgeschickt, um auf *Ste. Marie* eine Niederlassung zu gründen, aber diese lief, theils durch die schlechten Verhaltungsregeln, die er vom Gouverneur empfing, theils durch seine eigne Unfähigkeit, so unglücklich ab, dass im nächsten Jahre von den 200 Mann, aus welchen sie bestand, schon 83 den Einflüssen des Klima unterlegen waren und zuletzt auch Hr. *Roux* selbst mit Tode abging. Der vornehmste Ansiedler der Insel, ein Hr. *Albrand*, aus Marseille gebürtig, wurde provisorisch zum Befehlshaber der Colonie ernannt, bis in der Person des Genie-Capitäns *Blevec* von Bourbon aus die Stelle wieder militärisch besetzt wurde. Es geschah aber nichts, um die so nothwendige Besatzung zu verstärken; denn mit den wenigen Truppen, die der neue Befehlshaber zur Verfügung hatte, konnte höchstens die Insel Ste. Marie, aber nicht die gegenüber liegende Küste gegen die Ovas geschützt werden. Im Jahre 1823 kam *Radama* an der Spitze eines neuen Heeres nach *Foulpointe* und nahm zum zweiten Male die ausschliessliche Oberherrschaft über ganz Madagascar in Anspruch, bemächtigte sich des Hafens *Tintingue* und unterwarf sich alle die kleinen Häuptlinge, welche sich als Vasallen des Königs von Frankreich erklärt

hatten, während zu gleicher Zeit die Magazine der Garnison von *Ste. Marie* geplündert wurden, trotz den Betheuerungen wahrhafter Freundschaft, die der König gegen die Franzosen zu hegen vorgab. Alle Protestationen gegen dieses Verfahren waren nutzlos, da *Radama* sich auf die von englischer Seite zu erwartende Hilfe stützen zu können glaubte.

Carayon verbreitet sich noch weiter über das Fehlschlagen der französischen Colonisation. Ausser den Krankheiten, mit welchen die Europäer fortwährend zu kämpfen hatten, fiel ein grosser Theil der Schuld auch auf die Unerfahrenheit in Betreff der *Bodenkultur*. Mit zahlreichen Büchern und einer Masse anderer schriftlicher Anweisungen versehen, die sich zum Theil sehr widersprachen, wählte man die den Lokalitäten am wenigsten angemessenen Betriebsarten. Weder der Anbau des Kaffehs noch der der Gewürznelken wollte gelingen.

Am Schluss des Jahres 1825 hatte *Radama Fort-Dauphin*, *Mananzary*, *Tamatave*, *Foulpointe*, die Bayen *Antongil* und *Vohemare*, so wie verschiedene Zwischenpunkte, also drei Viertel von der Ostküste, ungerechnet *Bombetok*, an der Westküste, in Besitz genommen. Die meisten der widerspenstigen Häuplinge fielen theils durch das Schwert der *Ovas*, theils sahen sie sich als Flüchtlinge zu

einem herumirrenden Leben im Innern der Waldgebirge verurtheilt. Auch die Einwohner entflohen haufenweise in die abgelegensten und unzugänglichsten Gegenden, waren aber bald genöthigt, zurückzukehren und die Gnade des Siegers anzuflehen. Um die Mitte des Jahres 1828 starb *Radama*, dessen Gesundheit durch Ausschweifungen, vorzüglich im Genuss geistiger Getränke, schon längst geschwächt war, nicht mehr als 33 Jahr alt, an einer bösartigen Unterleibs-Krankheit. Dass ihn, wie damals allgemein behauptet wurde, eine seiner Frauen, Namens *Ranavolu*, vergiftet habe, wird von *Carayon* aufs bestimmteste für unwahr erklärt. Es gab damals zwei, an Kräften sich ziemlich gleiche, politische Partheien in *Ankova*: die der bejahrten Leute, Feinde der von Radama unternommenen Reformen, und die der jüngern Männer, welche von den englischen Missionären in dem Geiste eben dieser Reformen erzogen waren und von diesen das Heil ihrer Zukunft erwarteten. An der Spitze der Letztern stand *Andriannihazi*, ein Mann von Talent, Kühnheit und Kraft. Um desto sicherer zu der von ihm angestrebten Gewalt zu gelangen, liess er die oben erwähnte Wittwe des Verstorbenen, *Ranavolu*, auf den Thron erheben, den sie auch gegenwärtig noch inne hat.

Wir übergehen die Berichte über die Besetzung des Hafens *Tintingue* im Jahre 1829 von Seiten

der französischen Regierung, so wie die Debatten in den französischen Kammern, nach der Julius-Revolution 1830, deren Ergebniss darin bestand, dass nicht nur jener Hafen, sondern mit ihm auch die ganze Colonisation von Madagascar aufgegeben wurde. Nur was *Carayon* über die Ausführbarkeit einer neuen Colonisation bemerkt, möge hier noch einen Platz finden.

Der nördliche Theil von Madagascar, welcher nicht weit von den Inseln *Nossi-Bé* und *Mayotte* entfernt ist, scheint die schicklichste Localität zu seyn. Er besitzt die meisten Vortheile, welche das Gelingen einer neuen Unternehmung sichern können. Nach drei Seiten vom Meere eingeschlossen, könnte diese Landstrecke von der übrigen Insel durch eine Linie von Forts getrennt werden, die z. B. von der Bay *Wohémare* an der Ostküste, bis zur Bay *Passendrava*, an der Westküste, reichte. Dieses ganze Gebiet ist reich an Nahrungs-Produkten und von hinlänglicher Ausdehnung, um eine Ansiedelung in grossem Styl aufzunehmen. Ueberdiess giebt es hier herrliche Häfen, deren Lage nicht nur für den Handel mit dem benachbarten Festland von Afrika, sondern auch in politischer Hinsicht, besonders seitdem der Weg aus Europa nach Indien durch den Arabischen Meerbusen führt, weit vortheilhafter als die des Hafens *Tintingue* ist. Auch soll der Küstenstrich dieses

Gebiets, wenn auch nicht vollkommen gesund, doch weniger ungesund seyn als anderwärts an der Ostseite von Madagascar. Uebrigens rechnet *Carayon* hauptsächlich auf die Unterstützung, welche den Küstenbewohnern eine gleichzeitig zu errichtende Niederlassung im Innern der Insel gewähren würde. Er hält es nämlich für unumgänglich nothwendig, hier eine Stelle auszumitteln, welche den *Ovas* nicht unterworfen und hinlänglich gesund ist. Von diesem Punkte aus würde man dann die Ovas im Herzen ihres Landes mit Erfolg angreifen können. Die unterjochten Völker würden dazu gewiss hilfreich Hand bieten. Was die Jahreszeit betrifft, wo das Unternehmen auszuführen wäre, so dürfte allerdings der Mai für das Küstengebiet am geeignetsten seyn; aber da es sich zugleich um eine Ansiedlung im Innern handelt, so wäre die Mitte des Juli die beste Zeit zur Ankunft an der Insel, worauf man sofort die schönsten Monate August, September und Oktober benützen könnte, um nach dem Innern aufzubrechen und die beste Oertlichkeit auszusuchen. Diese müsste nothwendig weiter von der Ostküste als von der Westküste entfernt seyn, besonders auch deshalb, weil man dann die kleinen Inseln *Nossi-Be* und *Mayotte* in der Nähe haben würde, von wo aus die erste Zeit die Lebensmittel und andere Vorräthe bezogen werden müssten. Nach gehöriger Befestigung der

ersten Ansiedlung könnte eine zweite weiter landeinwärts unternommen werden, um dem östlichen Abfalle der Gebirge möglichst nahe zu kommen und sich mit den Küstenhäfen, hauptsächlich mit *Diego Suarez*, in Verbindung zu setzen.

Uebrigens wird das Gelingen der Unternehmung wesentlich auch davon abhangen, dass die Ansiedler im hinreichenden Besitz von Lebensmitteln und Lagerbedürfnissen seyn werden. *Carayon* führt als Beweis, wie nachtheilig die Nichtbeachtung dieser Massregel werden kann, den Fall an, dass 1821, bei der Expedition des Hrn. *Roux*, viele Kranke mit Ungeduld auf den Tod der andern warteten, bloss um sich ihre Matratzen und Decken zueignen zu können. Im Innern der Insel wird man Anfangs nichts finden als das nöthige Bauholz; es wird also Alles mitgebracht werden müssen, was das Land selbst nicht liefern kann. In Betreff der Gesundheitspflege macht der Verf. auf die Gefahren der Ophthalmie (Augenentzündung) und der Unterleibs-Erkältungen aufmerksam und empfiehlt Mässigkeit im Genuss der Speisen und Getränke und überhaupt aller sinnlichen Vergnügungen.

Carayon erwartet besonders viel von der Thätigkeit und Klugheit der *französischen Missionäre*, die allerdings ein schwer zu bearbeitendes Feld antreffen werden, aber, wenn sie nicht so unduld-

sam sind wie die protestantischen Methodisten im Stillen Meer, alle Hindernisse glücklich zu besiegen hoffen dürfen. Hauptsächlich sollen sie ihr Augenmerk auf die Fremden richten, welche Madagascar besuchen, da diese von jeher, wie überall, am meisten zur Verderbniss der Eingebornen beigetragen haben und noch fortwährend beitragen.

VII.

AUS DER MANDSCHUREI UND DER HALBINSEL KOREA *).

Durch die apostolische Thätigkeit, welche die französischen Lazaristen-Missionäre in Asien entwickeln, erlangen wir allmählich auch einige Kunde über Gegenden dieses Erdtheils, welche dem Blicke des europäischen Forschers bisher gänzlich verschlossen waren. Schon seit längerer Zeit hat das Christenthum Eingang in die Halbinsel *Korea* gefunden. Um sich mit den dortigen Christen in Verbindung zu setzen, hatte der Missionär *Ferréol*, Bischof von *Bellina* und apostolischer Vikär für *Korea* und die *Lieu-Kieu-Inseln*, die von der Regierung in Korea bekanntlich, nicht

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1847, Jänner und Febr. Heft, S. 65 — 89.

bloss gegen Europäer, sondern selbst gegen ihre chinesischen und mongolischen (mandschurischen) Nachbarn sehr streng bewachten Gränzen zu überschreiten gesucht, war aber bei *Pien-Men* zurückgewiesen worden. Er richtete daher im Jahre 1844 seine Blicke nach einem andern Punkte. Man hatte ihm gesagt, dass am Japanischen Meere, an der Mündung des Flusses *Mi-kiang*, welcher die Mandschurei von der Halbinsel trennt, der tatarische Flecken *Hung-Tschun* liege, welcher Handel mit Korea treibe. Zur Erforschung dieses Weges schickte nun Bischof *Ferréol* einen jungen *koreanischen Geistlichen* Namens *Andreas Kimaï-Kim* ab, welcher so eben seine Studien in *Macao* vollendet hatte und ausser seiner Landessprache des Chinesischen vollkommen, gleich einem Eingebornen mächtig war, auch sich lateinisch und französisch mit Leichtigkeit auszudrücken wusste. Ein christlicher Chinese begleitete ihn und mehre andere Christen, seine Landsleute, hatten versprochen, sich ihrerseits nach *Hung-Tschun* zu begeben, wo man sich auf ein mit dem Reisenden verabredetes Zeichen erkennen und in Verbindung treten wollte. Das vom 15. Dez. 1844 datirte Schreiben, worin der junge koreanische Geistliche seinem Bischof Nachricht von dieser Reise giebt, ist zwar nicht so reich an geographischen Mittheilungen, als man wünschen möchte, aber bei der gänzlichen Dun-

kelheit, die auf jenem Lande und Volke liegt, doch merkwürdig genug, um seinem wesentlichsten Inhalte nach hier ein Plätzchen zu verdienen.

.... »Nach der Verabschiedung von Ihnen bestiegen wir unsern Schlitten und erreichten in wenig Stunden *Chuan-tscheng-tse*, wo wir übernachteten. Am folgenden Tage überschritten wir die Pfahlgränze und betraten die *Mandschurei*. Obschon das Land, weit und breit mit Schnee bedeckt, nichts als eine einförmige weisse Fläche darbot, so gewährten doch die zahlreichen Schlitten, welche mit einer in China selten bemerkbaren Schnelligkeit nach allen Richtungen hin und her flogen, ein unterhaltendes Schauspiel.

Die erste Stadt, wo wir im Februar anlangten, war *Ghirin*, der Hauptort der gleichnamigen Provinz und der Sitz eines *Hiang-kiun* oder Armée-Generals. Sie liegt am östlichen Ufer des *Sungari*, der noch ganz mit Eis bedeckt war. Die Stadt selbst wird durch eine von Westen nach Osten streichende hohe Bergkette gegen den eisigen Nordwind geschützt. Wie fast alle chinesischen Landstädte hat *Ghirin* nichts besonders Merkwürdiges; es ist ein unregelmässiger Haufen von Ziegel- oder Steinhütten, mit Strohdächern, und bloss aus einem Erdgeschoss bestehend. Der senkrecht von den Dächern emporsteigende, dann gleichförmig sich ausbreitende Rauch hüllte den ganzen Ort wie ein

blauer Mantel ein. Die Einwohner sind *Mandschus* und *Chinesen*, welche Letztern die Mehrzahl bilden. Die ganze Bevölkerung soll 600000 Seelen betragen. Da es jedoch keine regelmässigen Volkszählungen giebt und alle chinesischen Berichte ungeheuer übertrieben sind, so kann man, glaube ich, getrost drei Viertel abziehen, um die wirkliche Zahl der Einwohner, 150000, zu haben, welche immer noch ansehnlich genug ist. Die Strassen sind, wie in den südlichen Städten, sehr belebt und der Handel steht in hoher Blüthe. Die Stadt ist ein Stapelplatz für eine unendliche Menge und Mannichfaltigkeit von Pelzwerk, für Baumwollen- und Seidenwaaren, so wie für Kunstblumen, mit welchen die Frauen aller Klassen sich das Haar schmücken, und für Bauholz, das man aus den kaiserlichen Waldungen bezieht. Letztere sind nicht weit von *Ghirin* entfernt; wir sehen sie deutlich, wie sie am Horizont ihre schwarzen Wipfel über das blendende Weiss des Schnees emporstrecken. Sie sind wie eine ungeheure Naturschranke zwischen das Himmlische Reich und die Halbinsel Korea gestellt, um alle Verbindung zwischen den Völkern beider Reiche abzuschneiden und die gehässige Trennung zu unterhalten, welche seit der Zeit besteht, wo die Koreaner gewaltsam in die Halbinsel hineingezwängt wurden. Von Osten nach Westen haben diese Waldungen eine Länge von mehr als

sechzig Lieues; ihre Breite von Norden nach Süden kenne ich nicht. Wäre es uns möglich gewesen, sie hier zu durchschneiden, so würden wir unsern Weg um die Hälfte abgekürzt haben; aber sie stellten uns einen unübersteiglichen Wall entgegen. Wir mussten einen grossen Umweg machen und gegen *Ningustra* gehen, um eine gebahnte Strasse zu finden.

Aber da gab es eine andere Schwierigkeit; wir wussten nicht, welcher Weg nach dieser Stadt führte. Die Vorsehung kam uns zu Hilfe und schickte uns Führer in der Person zweier Kaufleute, die in ihr Vaterland zurückkehrten. Wir fuhren in ihrer Gesellschaft noch eine Strecke zu Schlitten den Fluss aufwärts gegen seine Quelle zu. Die Unebenheit des Bodens, die Gebirge, welche ihn durchziehen, die Waldungen, die ihn bedecken, der Mangel an einer regelmässig befahrnen Strasse, nöthigen die Reisenden, sich an die Flüsse zu halten. So verliessen denn auch wir bald den *Sungari* und begaben uns auf das Eis eines Nebenflusses, der ihm weiter nordwärts zuströmt. Die Chinesen nennen diesen Letztern *Mutuan*; auf der europäischen Karte heisst er *Hurdia*, was vielleicht sein mandschurischer Name ist. Von Strecke zu Strecke giebt es öffentliche Herbergen an seinen Ufern. Wir waren eines Tages angenehm überrascht, eine christliche anzutreffen. Man

nahm uns wie Brüder auf, und schlug nicht nur jede Bezahlung aus, sondern nöthigte uns sogar noch Mundvorrath für die Weiterreise mitzunehmen.....

So setzten wir denn unsern Weg fort, bald auf dem Eise, bald auf diesem oder jenem Ufer, je nachdem sich mehr oder weniger Schwierigkeiten darboten. Rechts und links erhoben sich mächtige Gebirge mit riesenhohen Bäumen gekrönt und von Tigern, Panthern, Bären, Wölfen und andern reissenden Thieren bevölkert, die insgesammt den Wanderer als sichere Beute betrachten. Wehe dem Unvorsichtigen, der es wagen wollte, sich allein in das Dickicht dieser schrecklichen Wildniss zu begeben. Man sagte uns, dass im verflossenen Winter gegen 80 Menschen und mehr als 100 Ochsen und Pferde diesen wilden Thieren zum Raube geworden wären. Daher ziehen auch alle Reisenden nur wohl bewaffnet und in starken Karawanen diese Strasse. Was uns betraf, so bildeten wir eine zwar kleine, aber unsern Feinden hinlänglich furchtbare Schaar..... Wenn diese Thiere die Menschen bekämpfen, so führen dagegen diese einen fortwährenden Vertilgungskrieg gegen sie. Alljährlich gegen den Herbst schickt der Kaiser eine Armee von Jägern in diese Wälder (im Jahre 1843 an 5000 Mann). Freilich giebt es viele darunter, die ihre Tapferkeit mit dem Leben

büssen. Ich begegnete einst einem solchen Helden, den seine Gefährten nach dem mehr als 100 Lieues entfernten Grabe seiner Väter führten; er war auf dem Felde der Ehre gestorben; seine Bahre schmückten glorreich die Trophäen seiner Siege: ein Hirschgeweih und eine Tigerhaut. Der Führer des Leichenzuges warf von Zeit zu Zeit kleine Stücke Papiergeld auf die Strasse, in der Absicht, dass die Seele des Verstorbenen sie auflesen und sich derselben in der andern Welt bedienen möge. Diese armen blinden Heiden wissen leider! nicht, dass Glaube und gute Werke die einzigen Münzen sind, welche Geltung in der andern Welt haben. Obschon Se. Chinesische Majestät sich das Recht, in diesen Wäldern zu jagen, allein vorbehalten hat, so giebt es doch eine Menge chinesischer und koreanischer Raubschützen, die sich um dieses Recht nicht kümmern.

Ehe wir die Strasse erreichten, welche den Wald bis zum Japanischen Meere durchschneidet, fuhren wir über einen 7 oder 8 Lieues langen See, der eben so zugefroren war wie die Flüsse, welche sich in ihn ergiessen. Er ist um der vielen Perlmuscheln willen berühmt, die hier im Sommer für Rechnung des Kaisers gefischt werden, und führt den Namen *Heï-hu* oder *Hing-tschu-men*, d. h. *Schwarzer See* oder *Pforte der Edelsteine*. Als wir den See verliessen, betraten wir ein Wirths-

haus. Der Neujahrstag des chinesischen Kalenders, einer der grössten Fest- und Freudentage, sollte eben gefeiert werden, und jeder Reisende muss an diesem Tage still liegen. Der Wirth fragte uns, woher wir kämen und wohin wir gingen. »Wir kommen von *Chuan-tscheng-tse*« — war, unsere Antwort — »und gehen nach *Hung-Tschun*, wissen aber den Weg dahin nicht.« — »In diesem Falle,« — erwiederte der Wirth — »müsst ihr bei mir bleiben und das Neue Jahr mit uns feiern. Ueber acht Tage sollen euch meine Wagen an Ort und Stelle bringen. Bis dahin soll es euch wohl bei mir gehen.« Dieses Anerbieten wurde mit Dank angenommen; ohnehin waren unsere Pferde so abgemattet, dass sie einige Tage Ruhe nöthig hatten.

Die Leute haben hier bei der Neujahrs-Feier seltsame abergläubische Gebräuche. Im Wirthshause ging man die erste Nacht nicht schlafen. Gegen zwölf Uhr kam zu dem *Chang*, oder dem Ofen, der mir als Lagerstätte diente, eine Art von Ceremonien-Meister, der aufs wunderlichste angekleidet war. Ich merkte wohl, was er wollte, und that, als wenn ich schliefe. Er berührte mehrmals leise meinen Kopf, um mich zu wecken. »Was giebt es?« fragte ich, als ob ich aus tiefem Schlaf erwachte. »Steh auf«, sagte er, »die Götter werden gleich da seyn; wir müssen sie empfangen.« — »Die Götter? wer sind diese Götter? woher kom-

men sie?« — »Ja, die Götter, die grossen Götter kommen; stehe auf, damit wir sie empfangen.« — »Nur einen Augenblick Geduld, lieber Freund! du siehst, dass der Gott des Schlafes mich gefangen hält. Kann wohl einer von den Göttern, die jetzt kommen sollen, mir so angenehm seyn, als dieser Schlafesgott, der schon bei mir ist? Ich bitte, lass mich in Ruhe; ich kenne die Götter nicht, von welchen du sprichst.« Der Ceremonien-Meister entfernte sich brummend, allem Anscheine nach wenig erbaut von meiner geringen Achtung vor seinen grossen Göttern, und mir einen schlechten Erfolg meiner Reise weissagend.

Mit diesem Götterbesuch hat es nun folgende Bewandtniss. Um die bestimmte Zeit, nämlich um Mitternacht, begeben sich alle Bewohner des Hauses, Männer, Weiber, Greise und Kinder, mit ihren besten Kleidern angethan, in den Hofraum und stellen sich hier auf. Der Hausvater, das Haupt der Feierlichkeit, richtet nun seine Blicke nach verschiedenen Punkten am Himmel; denn ihm allein ist es verliehen, die Götter wahrzunehmen. Sobald sie sich ihm zeigen, ruft er: »Sie kommen! Werft euch zu Boden! Da, von dieser Seite her, kommen sie!« — Augenblicklich wirft sich Alles nieder, nach der Richtung hin, welche er angiebt; selbst die Köpfe der Thiere und die Vorderseite der Wagen werden dahin gewendet... Es würde unanständig

seyn, wenn die himmlischen Gäste bei ihrer Ankunft das Hintertheil eines Pferdes erblicken sollten. Sobald nun die Götter auf diese Weise empfangen worden, geht man wieder ins Haus und beginnt ihnen zu Ehren zu schmausen und zu zechen.

Wir blieben acht Tage in *Hing-tschu-men*. Am vierten Tage des ersten Monats sattelten wir, den Schlitten als unnütz zurücklassend, unsere Pferde und folgten dem Wagen unsers Wirthes, der unser Gepäck führte. Seine Leute hatten sich gegen billige Bezahlung verbindlich gemacht, nicht nur Futter für unsere Thiere zu liefern, sondern auch für uns selbst Lebensmittel mit fortzuschaffen; denn in den Wäldern, die wir durchreisen sollten, findet man nichts als Holz zur Feuerung und zur Bereitung der Speisen. Endlich kamen wir nach *Ma-tien-ho*, unweit von *Ningustra*, wo die Heerstrasse beginnt, die in einer Länge von 60 Lieues bis zum Meere fortzieht. Vor sieben oder acht Jahren gab es auf dieser Strasse keinen Wohnplatz, nicht einmal eine Hütte zur Unterkunft für die Reisenden. Diese vereinigten sich zu Karawanen, schlugen ihr Lager auf, wo sie gerade von der Nacht überfallen wurden, und unterhielten zum Schutz gegen die wilden Thiere bis zum Morgen grosse Feuer. Gegenwärtig findet man längs der ganzen Strasse in bestimmten Entfernungen Wirthshäuser, freilich nichts weiter als grosse Hütten,

nach Art der Wilden aus Baumstämmen und Aesten aufgerichtet, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind. Die Baumeister und Herbergsväter dieser Karawanserais sind zwei oder drei Chinesen, *Kuang-kun-tse*, d. h. *Leute ohne Familie*, genannt, aus weiter Ferne hergekommen, dem väterlichen Hause entlaufen und vom Raube lebend. Sie wohnen nur im Winter hier; sobald warme Witterung eintritt, verlassen sie ihre Hütten und gehen als Raubschützen in die Wälder, oder suchen *Schen-seng* (echte Rhabarber), diese kostbare, der Mandschurei eigenthümliche, Wurzel, welche in China für das doppelte Gewicht in Gold verkauft wird. (?)

Das Innere dieser jämmerlichen Hütten ist noch abschreckender als der Anblick, welchen sie von aussen darbieten. In der Mitte ruht auf drei Steinen ein grosser Herd mit einem Kessel, dem einzigen Gefässe, das diese Restaurants besitzen. Unter demselben wird Feuer angemacht; der Rauch mag sehen, wie er hinauskommt. Man kann sich denken, wie schwarz die Wände aussehen. Flinten und Jagdmesser, eben so schwarz, wie alles Uebrige, hangen an den die Wände bildenden Baumstämmen. Der Boden ist mit Rinden bedeckt, auf denen, statt Flaumfedern, der Reisende seine müden Glieder ausstrecken kann. Wir lagen hier bisweilen zu Hunderten beisammen, bunt durch

einander. Der Rauch war so erstickend, dass ich von Zeit zu Zeit hinaus ins Freie gehen musste. Die *Kuang-kun-tse* haben den Reisenden nichts als Obdach und Wasser anzubieten. Lebensmittel müssen diese selbst mitbringen. Als Bezahlung empfangen die Wirthe, da Kupfergeld nicht angenommen wird und Silber so gut wie unbekannt ist, etwas von den Vorräthen der Reisenden, namentlich Hirse, Reiss, kleine Brode in heisser Asche gebacken, Fleisch, Brantwein aus Mais gebrannt etc. etc. Die Pferde bleiben unter freiem Himmel, müssen aber bewacht werden, um sie vor Wölfen und Tigern zu schützen. Letzteres geschieht durch Fackeln, Trommelschlag, Schreien und Heulen.

Diese Waldungen scheinen ein sehr hohes Alter zu haben; die Bäume sind von ungeheurer Stärke und Höhe. Bis jetzt sind sie nur am äussern Rande gelichtet worden; das Innere ist noch ganz unversehrt und die Bäume sterben hier natürlichen Todes. Sie sind der Aufenthalt mächtiger Schaaren von Vögeln, worunter riesenmässige Raubvögel, die im Stande sind, einen jungen Hirsch fortzuschleppen. Der grösste Ueberfluss herrscht an Fasanen; man kann sich keinen Begriff von ihrer Menge machen, trotz dem, dass sie an den Adlern und Geiern zahlreiche und grausame Feinde haben....

Als wir nur noch eine Tagreise von *Hung-Tschun* entfernt waren, eilten wir unserm schwer-

fälligen Wagen voraus und kamen endlich, gerade einen Monat nachdem wir Sie *) verlassen hatten, am Ziel unserer Reise an. *Hung-Tschun*, unweit vom Meere, an der Mündung des *Mikiang* gelegen, der Korea von der Mandschurei trennt, ist nur ein Dorf von etwa 100 tatarischen (Mandschu-) Familien bewohnt. Nächst *Pien-Men*, im Süden, ist es der einzige Ort, wo China und Korea sich berühren. Ein Mandarin der zweiten Klasse, ein Mandschu, bekleidet, von 2- oder 300 Soldaten unterstützt, das Amt des Ortsvorstehers. Aus weiter Ferne kommen eine Menge chinesischer Handelsleute und bringen den Koreanern Hunde, Katzen, Tabakspfeifen, Leder, Hirschgeweihe, Kupfer, Pferde, Maulthiere und Esel; dafür erhalten sie Körbe, Küchengeschirr, Reiss, Getraide, Schweine, Papier, Matten, Rindvieh, Pelzwerk und eine Art kleiner Pferde, die wegen ihrer Schnelligkeit geschätzt werden. Dieser Handel findet aber im Grossen (als Markt oder Messe) nur alle zwei Jahre ein Mal Statt, und dauert nur einen halben Tag. Der Hauptverkehr geschieht in *Kien-W'en*, der nächst gelegenen koreanischen Stadt, etwa 4 Lieues von *Hung-Tschun*. Wenn jedoch beim Einbruch der Nacht die Chinesen nicht über die

*) „*Votre Grandeur*“ ist der Titel, den der Briefschreiber dem Bischof *Ferréol* giebt.

Gränze zurückgekehrt sind, so werden sie von den koreanischen Soldaten mit blankem Säbel aus der Stadt fortgejagt. Einige chinesische Mandarine aus *Mukden*, *Ghirin*, *Ningustra* und *Hung-Tschun* geniessen etwas mehr Freiheit. Sie können jedes Jahr Handel treiben, und man bewilligt ihnen fünf Tage zur Abmachung ihrer Geschäfte, hält sie aber unter strenger Aufsicht und zwingt sie, die Nacht ausserhalb der koreanischen Gränze zuzubringen. Jeder von ihnen hat fünf Beamten oder Offiziere unter seinem Befehl, deren jeder über fünf der vornehmsten Handelsleute gesetzt ist, was zusammen eine kleine Karawane bildet. Ehe sie den grossen Gränzwald betreten, schlagen sie auf dem Gipfel eines Berges ein Zelt auf und bringen den Göttern des Waldes einige Schweine zum Opfer dar.

Diese wenigen Stunden, wo Handel getrieben werden darf, gewähren die einzigen Verbindungen, die zwischen beiden Völkern Statt finden. Ausserdem wird jeder, der die Gränze, von hüben oder drüben, überschreitet, entweder zum Sklaven gemacht oder unbarmherzig getödtet. Dieser ungeheure Hass zwischen den beiden Völkern stammt hauptsächlich aus jener, verhältnissmässig neuern Zeit, wo die Chinesen Einfälle in die Halbinsel machten und Weiber und Kinder raubten. Ich traf in einer Herberge einen Koreaner, der schon

als Kind seinen Aeltern geraubt worden war und jetzt zwanzig Jahr alt seyn mochte. Auf meine Frage, ob er nicht zu seiner Familie zurückzukehren wünsche, gab er zur Antwort: »Ich werde mich wohl hüten; man würde mich für einen Chinesen halten und mir den Kopf abschneiden.« Ich bat ihn hierauf, koreanisch mit mir zu sprechen; er entschuldigte sich mit der Bemerkung, dass er seine Sprache ganz vergessen habe und dass ich ihn ohnehin nicht verstehen würde. Er war also weit entfernt zu vermuthen, dass ich sein Landsmann sei.

Hung-Tschun ist auch wegen seines Handels mit einer Waare berühmt, die durch das ganze chinesische Reich gesucht wird; es ist diess das *Haï-tschaï* (Seegras), welches im Japanischen Meere, unweit von der Küste gefunden wird. Die sich damit befassenden Männer sind Taucher, welche sich mit einem um die Hüften gebundenen Sack ins Meer stürzen, und dann ihre Ausbeute in einem Kahne ans Ufer bringen. Die Chinesen sind begierige Käufer dieses Seeprodukts, welches sie als eine köstliche Speise betrachten, und man findet daher alle Strassen mit Wagen bedeckt, die das *Haï-tschaï* weiter ins Land verführen....

.....Sie forderten mich bei meiner Abreise auf, Bemerkungen über das Land, welches ich durchreisen würde, niederzuschreiben. Durch eigene Beobachtungen, Erkundigungen bei Andern

und durch Rückerinnerungen dessen, was mir noch aus den Schulen meiner Heimath im Gedächtniss geblieben, ist es mir möglich geworden, Ihnen nachstehende kurze Mittheilungen zu machen.

Die eigentlich so genannten *Mandschus* sind sehr dünn über ein weit ausgedehntes Land zerstreut, das aber gleichwohl nicht so gross ist, als es die vor mir liegende europäische Karte darstellt. Sie dürften sich schwerlich bis über 46° Breite hinaus erstrecken. In Westen werden sie durch die Pfahl-Barrière und den Fluss *Sungari* von der Mongolei getrennt, in Norden von den kleinen Staaten der *U-Kin* und der *Tu-Pi-Latse* begränzt; in Osten gränzen sie an das Japanische Meer und in Süden an die Halbinsel Korea. Seitdem sie China erobert haben, ist ihr Land verödet. Ungeheure Wälder, wo der Reisende kein menschliches Wesen antrifft, bedecken einen Theil desselben. Das Uebrige ist von Militärposten besetzt, wenn man anders eine kleine Zahl mandschurischer, weit von einander entfernter, Familien so nennen will. Diese Familien werden auf kaiserliche Kosten unterhalten und dürfen keinen Ackerbau treiben. Es scheint überhaupt, dass sie nur da sind, um da zu seyn *(pour faire acte de présence)* und den, übrigens sehr unkriegerischen und tief in ihren Gebirgswäldern wohnenden, nördlichen Gränzvölkern zu sagen: »Kommt nicht herab; das

Land ist besetzt.« Ausserdem leben, gleichfalls sehr zerstreut, Chinesen im Lande, welche dem Verbot zum Trotz Ackerbau treiben und den Mandschu-Tataren das nöthige Getraide verkaufen. Die Mandschurei scheint überhaupt sehr fruchtbar zu seyn, wie schon der üppige Wuchs des Grases beweist, welches Manneshöhe erreicht. Die angebauten Gegenden bringen Mais, Hirse, Buchwaizen und Waizen, letztere Getraideart jedoch nur in geringer Menge hervor, was vielleicht der grossen Feuchtigkeit des Bodens und den häufigen Nebeln beizumessen ist.

Die Ursache der jetzigen Verödung der Mandschurei dürfte folgende seyn. Der Ahnherr der jetzt in China herrschenden Mandschu-Dynastie fand es zur Zeit der Eroberung der Staatsklugheit gemäss, sein Stammvolk in das eroberte Land zu verpflanzen. Er führte also alle Krieger nebst ihren Familien, d. h. seine sämmtlichen Unterthanen, mit sich nach China. Nur in dem Bezirk *Leao-Tong* liess er einen kleinen Theil zurück, alle übrigen siedelte er in den vornehmsten chinesischen Städten an. Er sicherte sich auf solche Weise den Besitz dieser Städte, indem er eine neue Bevölkerung hineinwarf, welche dabei interessirt war, die Erfüllung ihrer Unterthanenpflichten aufrecht zu erhalten, Empörungen im Keime zu ersticken und die Gewalt des kaiserlichen Thrones

zu befestigen. Dieser Zustand der Dinge hat bis auf unsere Zeiten gedauert. Trotz dem, dass die *Chinesen* und die *Mandschus* seit zwei Jahrhunderten innerhalb derselben Stadtmauern leben und einerlei Sprache reden, sind sie doch nicht mit einander verschmolzen. Jedes der beiden Völker hält auf die Reinheit seiner Abstammung. Es war daher, wenn ich in eine Herberge trat und mit einem Unbekannten ein Gespräch anknüpfen wollte, nichts gewöhnlicher, als die Frage zu hören: »*Ni sche, Ming schö, Chi schö?* (Bist du ein Chinese oder ein Mandschu?) Man bezeichnet die Erstern mit dem Namen der Regentenfamilie, *Ming*, die Letztern mit *Panier*. Die Mandschus waren nämlich ursprünglich in acht Stämme getheilt, deren jeder sich zu einem bestimmten Panier (Banner) hielt, dessen Namen er bis jetzt beibehalten hat.

Die Mandschus haben keine eigne (volksthümliche) Literatur. Die in ihrer Sprache abgefassten Schriften sind Uebersetzungen chinesischer Werke, wofür in *Peking* ein besonderes Tribunal besteht. Sie haben nicht einmal eine eigene Schrift, sondern bedienen sich der mongolischen Charaktere. Auch verliert sich ihre Sprache allmählich und es giebt nur Wenige noch, welche sie sprechen. In hundert Jahren wird sie ganz ausgestorben und nur noch in Büchern zu finden seyn. Sie hat viel Verwandtschaft mit der unserigen, welches daher

kommt, dass vor mehren Jahrhunderten *Korea* sein Gebiet bis über das Land der *Mandschus* hinaus erstreckte und beide Länder ein einziges Reich ausmachten, welches von einem und demselben Volke bewohnt war. Man findet auch wirklich in der Mandschurei noch Familien, deren religiös aufbewahrte Geschlechtstafeln einen koreanischen Ursprung nachweisen. Auch Gräber mit koreanischen Waffen, Münzen, Gefässen und Schriften sind anzutreffen.

Ueber die obenerwähnten Gränzvölker, die *U-Kin* und die *Tu-Pi-Latse* (»Tataren mit Fischhäuten«) habe ich nur unvollständige Nachrichten erhalten können. Letztere führen diesen chinesischen Namen, weil ihre Kleider aus Fischhäuten gemacht sind. Sie hausen in den Waldungen an den Ufern des *Sungari* und seiner Nebenflüsse, leben von Fischfang und Jagd, und verkaufen die Fische und das Pelzwerk an die Chinesen. Dieser Handel geschieht im Winter, wo die gefrornen Fische auf mehr als 200 Lieues weit transportirt werden können. Die *Tu-Pi-Latse* tauschen für ihre Waaren Gewebe, Reiss und Hirse-Branntwein ein. Sie reden eine eigne Sprache und sind dem Kaiser von China nicht unterworfen, verwehren daher auch jedem Fremden den Eingang in ihr Gebiet. Die Chinesen sagen, sie seien ein höchst unreinliches Volk, was wohl wahr seyn kann; aber

um ihnen mit Recht diess zum Vorwurf machen zu können, sollten sie selbst öfter weisse Wäsche anlegen und das Ungeziefer vertilgen, von welchem sie gequält werden.

Jenseit des Landes der *Tu-Pi-Latse* und bis zur Gränze des Asiatischen Russlands, giebt es wahrscheinlich noch andere herumstreifende Horden.... Südlich gegen das Meer giebt es ein Land, welches *Ta-Tschò-Su* heissen soll, eine Art freies Gebiet, wo sich von jeher bis auf unsere Zeiten eine Menge chinesischer und koreanischer Vagabonden, theils aus Liebe zur Ungebundenheit, theils als flüchtige Verbrecher, herumtreiben *). Sie haben aber doch, wie man sagt, ein aus ihrer Mitte gewähltes Oberhaupt und sind übereingekommen, jeden Mörder lebendig zu begraben; eine Strafe, der der Häuptling selbst unterworfen ist. Ihre Weiber rauben sie sich, wo sie sie finden. Ob dieser kleine Staat, der keine üble Aehnlichkeit mit dem Ursprunge des alten Roms hat, sich zu grösserer Bedeutung entwickeln werde, muss die Zukunft lehren.

---

*) Vielleicht ist hier das Gebiet zwischen *Udskoi* und der *Amur*-Mündung gemeint, von welchem der russische Reisende v. *Middendorf* 1844 Kenntniss erlangte. (S. den vorigen Jahrgang (1847) S. XXVII u. XXVIII.

Unweit von der koreanischen Gränze erhebt sich mitten im Walde wolkenhoch der *Ta-Pei-Schan* oder der *Grosse Weisse Berg*, der in China als die Geburtsstätte des *Han-Wang*, des Ahnherrn der gegenwärtig auf dem Thron sitzenden kaiserlichen Familie, berühmt ist. Am westlichen Abhange befindet sich noch die mittelst Reparaturen erhaltene alterthümliche Wohnung desselben. Dieser Ort wird mit frommer Verehrung betrachtet, und zahlreiche Pilger kommen aus weiter Ferne, sich hier andächtig in den Staub zu werfen. Die Schriftsteller sind verschiedener Meinung über die Herkunft des *Han-Wang*. Die Einen sagen, er sei Anfangs das Haupt einer Räuberbande gewesen, und als die Zahl seiner Untergebenen immer mehr zugenommen, habe er sich ein königliches Ansehen beigelegt. Andere behaupten, um seine Ehre zu retten, er sei gleich Anfangs einer jener kleinen Könige gewesen, deren es in der Tatarei so viele giebt, und er habe nur das von seinen Vätern erlangte Erbe zu vergrössern gebraucht. Wie dem auch seyn möge, so viel ist gewiss, dass er gegen das Ende der Dynastie *Ming* mächtig genug war, dem Kaiser von China Schrecken einzuflössen. *Wan-Li*, einer der letzten Monarchen dieser herabgekommenen Dynastie, glaubte ihn dadurch zu schwächen, dass er ihn bat, er möchte ihm eine

Auswahl seiner besten Krieger schicken, damit er die sein Reich bedrohenden (westlichen) Mongolen bekämpfen könne. Sobald diese Krieger angekommen waren, liess sie *Wan-Li* sämmtlich umbringen, mit Ausnahme eines Einzigen, welcher einen Mandarinen für sich zu gewinnen wusste, so dass dieser ihn unter die Zahl seiner Diener aufnahm, und ihn sogar in kurzer Zeit zum Haushofmeister machte. Bald darauf besuchte ein anderer chinesischer Beamter diesen Mandarinen, sah den jungen Mandschu und bemerkte jenem, dass er sich durch die Schonung, welche er diesem bewiesen, den Zorn des Kaisers zuziehen würde. Der Mandarin dankte für die Warnung und antwortete, er werde nicht säumen, sich seiner sobald als möglich zu entledigen.

Der junge Mandschu hatte indessen so viel von dieser Unterredung gehört, dass er für sein Leben fürchtete. Er befahl daher, unter dem Vorgeben, dass er einen wichtigen Auftrag des Herrn zu vollziehen habe, dem Stallmeister, ihm schleunigst das beste Pferd zu satteln, und ritt nun spornstreichs nach dem Weissen Berge, um den *Han-Wang* von der Verrätherei des Kaisers und dem Schicksale seiner unglücklichen Waffenbrüder in Kenntniss zu setzen. *Ha-Wang* gerieth in Zorn und schickte sogleich den ältesten seiner zehn

Söhne an der Spitze einer Truppenmacht ab, um sich *Mukden's*, der Hauptstadt von *Leao-Tong*, zu bemächtigen, welche die Chinesen den Koreanern entrissen hatten. Aber der General erschrak bei der Ankunft in *Mukden* vor der Menge der dort versammelten chinesischen Truppen und kehrte feig zurück. Voll Zorn darüber erstach ihn der Vater mit eigner Hand, zog darauf persönlich an der Spitze seines ganzen Volks und von seiner Familie begleitet, vor die Stadt, eroberte sie und schlug darin seinen Thron auf.

Während dieses vorging, hatten zwei Beamte des kaiserlichen Palastes in Peking, Namens *Wang* und *Tu*, eine Verschwörung gegen *Tschung-Tseng*, den Nachfolger von *Wan-Li*, angesponnen und einen andern Prinzen an seiner Stelle erwählt. *Tschung-Tseng* erhing sich aus Verzweiflung an einem Baume auf dem Berge *Mei-schan*. Dieser Baum steht noch heutiges Tages und die Chinesen halten ihn in grossen Ehren, indem sie glauben, dass er durch den Tod des Kaisers geheiligt worden sei. Der neue Kaiser hiess *Tschuang-Wang*. Er war so unklug, sich den Hass eines mächtigen Mandarinen zuzuziehen, indem er diesem seine Frau raubte. *U-Sang-Kui*, der beleidigte Gatte, bat den neuen König von *Mukden* um Hilfe gegen den Frauenräuber, welcher, dadurch erschreckt,

die Flucht ergriff und sich in die südlichen Provinzen des Reiches begab.

Um diese Zeit (1644) schickte der schlaue *Han-Wang* seinen zweiten Sohn *Schun-Dsche* ab, welcher *Peking* eroberte und die Dynastie der Mandschu-Tataren einsetzte. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers *Chan-Hi* durfte man einen Augenblick hoffen, ganz China zum christlichen Glauben bekehrt zu sehen; aber diese Hoffnung verschwand unter seinen Nachfolgern *Schung-Tschen*, *Kien-Lung*, *Kia-Ching* und *Tao-Kuang*, welche mehr oder weniger die Christen verfolgt haben.

Ich kehre zu meinem Reisebericht zurück. Am 20. des ersten Monats liess der koreanische Mandarin von *Kien-Wen* in *Hung-Tsehun* bekannt machen, dass am folgenden Tage freier Markt seyn werde. Gleich am frühen Morgen eilte ich mit meinem Begleiter dahin. Alle Zugänge der Stadt waren mit Menschen angefüllt, durch welche wir uns, ein weisses Tuch in der Hand und im Gürtel ein Säckchen mit rothem Thee tragend, einen Weg bahnten. Es war diess das Zeichen, an welchem uns, der Uebereinkunft gemäss, die Boten der koreanischen Christen erkennen sollten.

Aber wir gingen in die Stadt und wieder heraus, ohne dass Jemand sich zeigte. Mehre

Stunden verflossen und wir fingen an besorgt zu werden. Endlich aber, als wir unsere Pferde nach einem etwa 300 Schritt von der Stadt entfernten Bache zur Tränke führten, sahen wir einen Unbekannten auf uns zukommen, der unsere Merkzeichen wahrgenommen hatte. Ich redete ihn chinesisch an; er verstand mich nicht. Nun fragte ich ihn koreanisch: Wie heissest Du? — »*Han* heisse ich.« — Bist du ein Jünger Jesu Christi?, — »Ja!« Er führte uns nunmehr zu seinen Gefährten; es waren ihrer vier und sie hatten schon seit einem Monat auf unsere Ankunft gewartet. Leider durften wir nicht lange mit einander reden; denn wir wurden nach allen Seiten von Chinesen und Koreanern umringt, welche durch das Geheimnissvolle unsers Gespräches beunruhigt zu werden schienen. Wir gingen daher behutsam über unsre religiösen Angelegenheiten hinweg und wandten uns an Handelsleute, um unsere Pferde zu verkaufen....

Was ich von den Christen erfuhr, bestand darin, dass seit der letzten Verfolgung die koreanische Kirche ziemliche Ruhe geniesse; eine grosse Anzahl von Gläubigen habe sich in die südlichen Provinzen zurückgezogen, wo sie den stürmischen Bedrängnissen weniger preisgegeben seien. Ganz kürzlich erst seien mehre Familien zum Christenthum übergetreten. Es werde zwar Schwierigkei-

ten haben, einen europäischen Missionär längere Zeit zu verbergen und zu beschützen; indessen wolle man, im Vertrauen auf göttlichen Beistand, alles Mögliche thun, ihn würdig zu empfangen. Uebrigens sei als Eingangspunkt für ihn *Pien-Men* weniger gefährlich als *Hung-Tschun*, aus dem Grunde, weil er, wenn er von Norden her käme, ausser der Schwierigkeit die Landgränze zu überschreiten, auch das ganze Reich der Länge nach durchziehen müsse.

Nachdem wir beiderseits rührenden Abschied von einander genommen, begaben wir uns nach der Stadt zurück und verschwanden unter der Menge.

Der Markt in *Kien-Wan* bot ein merkwürdiges Schauspiel dar. Die Verkäufer dürfen ihre Waaren nicht gleich bei der Ankunft auslegen, sondern müssen das Zeichen zur Eröffnung des Verkehrs abwarten. Dieses erfolgt um die Mittagszeit mittelst Trommelschlag und einer aufgesteckten Fahne. In diesem Augenblicke stürzt sich Alles, Chinesen, Koreaner, Tataren, auf den Marktplatz. Alle reden in ihrer Sprache und schreien so furchtbar durch einander, dass es von den benachbarten Bergen wiederhallt. Aber nur 4 oder höchstens 5 Stunden dauert die Marktzeit. Das Gedränge und Gezänke, die Rippenstösse, die ausgetheilt werden, und die Diebstähle, die fast mit

bewaffneter Hand geschehen, verleihen der Stadt das Ansehen, nicht sowohl einer Messe als vielmehr einer mit Sturm eroberten und der Plünderung preisgegebenen Festung. Am Abend wird den Fremden das Zeichen zum Abzug gegeben. Diese verlassen die Stadt schleunigst und in derselben Unordnung; wer sich saumselig bezeigt, wird von den Soldaten mit Lanzenstössen fortgetrieben. Wir selbst hatten die grösste Mühe, aus diesem Wirrwar herauszukommen.....

Nach kurzem Aufenthalt in *Hung-Tschun* überschritten wir den Gränzfluss *Mikiang* und befanden uns wieder in der *Mandschurei*. Wie hatte sich Alles während dieser Zeit verändert! Der Fluss, auf dessen Eisdecke wir zu Schlitten herabgekommen waren, war jetzt aufgethaut. Zahlreiche von den Bergen herabströmende Bäche vergrösserten seine Wassermasse, auf welcher bunt durch einander Eisschollen und Stämme alter Bäume zum Meere hinabschwammen. Zugleich kamen an seinem Ufer stündlich neue Reisende mit ihrem Fuhrwerk an. Ihr Geschrei, verbunden mit dem Brüllen der wilden Thiere und den Rauschen der Gewässer machte das Thal zur Scene eines eben so grossartigen als furchtbaren Schauspiels. Jedes Jahr, sagte man uns, gehen eine Menge Menschen in den Fluthen des Stromes zu Grunde. Im Ver-

trauen auf die göttliche Vorsehung, die uns bisher geholfen hatte, suchte ich eine minder gefährliche Stelle zum Uebersetzen auf und war so glücklich, das andere Ufer wohlbehalten zu erreichen. Vorsichtiger als ich nahm mein Begleiter einen Wegweiser und holte mich erst nach einem langen Umwege ein. Wir hatten bloss den Verlust eines Pferdes zu beklagen.

VIII.

SKIZZEN AUS DER AUSTRALISCHEN INSELWELT.

Nach Pigeard*).

Durch die Bestrebungen der Franzosen, auf den Inseln des grossen Weltmeeres feste Punkte zu gewinnen, wird die geographische Kenntniss dieser Weltgegend, wie bereits die vorigen Jahrgänge unsers Taschenbuches in Bezug auf die *Marquesas* und die *Gesellschaftsinseln* (Otahiti etc.) gezeigt haben, mehr oder weniger ansehnlich er-

*) *Voyage dans l'Océanie Centrale*, sur la Corvette française le Bucéphale; par *M. Ch. Pigeard*, Officier de la Marine Royale; — *Nouvelles Annales des Voyages*, 1846, Febr., S. 181—193; Juli, S. 75—86; August, S. 192—208; Nov., S. 210—224; und 1847, März, S. 299—315.

weitert. Namentlich tragen dazu die Bemühungen der französischen Missionäre bei, welche ausser ihren Arbeiten auf dem Felde des christlichen Glaubens es nicht verschmähen und auch, ungleich den beschränkten Köpfen der englischen Methodisten, grössere wissenschaftliche Bildung und mehr Geschick dazu besitzen, die weltlichen Verhältnisse der ihrer geistlichen Pflege anvertrauten Bezirke ins Auge zu fassen. Wir geben aus dem Reiseberichte des französischen Capitäns *Pigeard*, welcher in den Jahren 1843 und 1844 den Auftrag hatte, Missionäre nach mehren Punkten der Australischen Inseln zu bringen, einige Auszüge, an welche sich in den künftigen Jahrgängen unsers Taschenbuches Weiteres anschliessen wird.

Die Inseln *Tonga*, von *Cook* wegen der freundlichen Aufnahme, die er daselbst fand, die *Freundschaftsinseln* genannt, liegen zwischen 18° bis 22° südl. Breite und 199° bis 204° östl. Länge (von Ferro) und bestehen aus 32 grössern Inseln und mehr als 150 kleinen Eilanden, Klippen und Riffen. Die grösste Insel des ganzen Archipels, von welcher er den Namen führt, ist *Tonga-Tabu* (d. h. die Geheiligte Insel), mit einem Hafen unter 21° 8′ 19″ südl. Breite und 202° 24′ Länge. Sie bildet mit mehr als 20 kleinern Eilanden eine besondere Gruppe. Vier andere Gruppen heissen *Anamuka*, *Tofoa* mit einem thätigen Vulkan, *Lastuga* und

Wanʻao. Abgesondert liegen die Inseln *Amargura*, die nördlichste, *Ono* und *Pylstaert*, die südlichste des Archipels.

Alle diese Inseln sind, mit Ausnahme der zur Tonga-Tabu-Gruppe gehörigen *Eoa*, äusserst niedrig und verdanken ihr Daseyn den Arbeiten der Korallenthierchen. Wie auf den meisten niedrigen Inseln des Stillen Meeres findet man auch auf *Tonga-Tabu* einen höchst fruchtbaren Boden. Es gibt auf der ganzen Insel keine Geviertmeile, die nicht mit Bäumen und Grasboden bedeckt wäre. Was die Eingebornen zur Nahrung bedürfen, wächst freiwillig und ohne menschliche Pflege, und daraus erklärt sich, wie im ganzen übrigen Polynesien, die ausserordentliche Abneigung vor aller Handarbeit. Nur das Verlangen nach Bekleidungsstoffen und Feuerwaffen von den fremden Schiffen kann die Eingebornen bewegen, einige europäische Gewächse anzubauen. Die vornehmsten einheimischen sind Kokos- und Sagopalmen, Pisang, Yams und Arum. Der Brodbaum ist hier kleiner und von geringerer Verbreitung als anderwärts; überhaupt ziehen die Einwohner der Brodfrucht die gemeine Mandiocca vor, welche hier von trefflicher Beschaffenheit ist. Auch Orangen, Ananas, Zuckerrohr etc. wachsen in Menge wild. Die europäischen Vegetabilien können, mit geringen Ausnahmen, nur durch Steckreiser oder Schösslinge fortgepflanzt werden. Die

Thierwelt ist ziemlich einförmig; indessen findet man einige hübsche Vögel, namentlich eine grüne Papageien-Art mit Kopf und Hals von prachtvoller Granatfarbe; ferner schöne Insekten, grosse, aber harmlose, grüne Eidechsen, eine hellblaue Meerschlange mit schwarzen Ringen; eine Mannichfaltigkeit von Fischen und Weichthieren, und auch einige Caret-Schildkröten. Von einheimischen Säugthieren hat man Hunde, Schweine und Ratten; aber bei der Fülle von gutem Weidlande lässt sich erwarten, dass in wenig Jahren auch die französischen Hausthiere (Rinder, Pferde und Schweine) in Menge verbreitet seyn werden.

In Vergleich mit den Bewohnern der Marquesas-Inseln äussert sich *Pigeard* über die Eingebornen von *Tonga* in folgender Weise: »Ohne die Meinung so vieler Seefahrer in Betreff ihres sanften Charakters vollkommen zu theilen, will ich bloss bemerken, dass sie mit einem übermässig hohen Grade von Stolz im Allgemeinen viel Gastfreundschaft, Rechtlichkeit und Grossmuth verbinden. Die Haltung des Kriegers ist kühn und ungezwungen; er hat das Gefühl seines Werths und sein Benehmen trägt das Urgepräge seines Stammes, welches noch von keiner falschen Civilisation angegriffen worden ist. Auch die schreckliche Syphilis, welche auf den Marquesas so grosse Verwüstungen angerichtet, ist bis jetzt noch ziemlich

unbekannt geblieben. Aber dessenungeachtet muss man gestehen, dass der Typus der Marquesas-Bewohner, wie man ihn noch bei einigen, weniger mit den Fremden in Berührung gekommenen Stämmen antrifft, kräftiger und schöner ist als bei der Masse der Tonga-Bevölkerung. Uebrigens befinden sich die Tonga-Insulaner, seitdem ihre innern Kriege aufgehört haben, auf dem Wege einer fortschreitenden Besserung ihrer physischen Zustände. Ueberall sieht man jetzt eine Menge hübscher Knaben und Mädchen. Im Allgemeinen lässt sich die Vergleichung mit den Bewohnern der Marquesas kurz so ausdrücken: Letztere sind die Athenienser Polynesiens, die Tongas die Spartaner.«

Was die einheimischen Sagen über die Urgeschichte der Tonga-Inseln berichten, so ist diese mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten vermischt, dass sich kein vernünftiges System darauf bauen lässt. Die alte heidnische Religion hat seit der Einführung des Christenthums unter dem Könige *Finow I.*, welchen *Balbi* *) einen »kleinen Napoleon« nennt, und seinem Nachfolger nur noch eine kleine Zahl von Bekennern. Der Oberpriester *(Tuï-Tonga)*, in älterer Zeit das Oberhaupt des Archipels, ist eine ganz unbedeutende Person geworden. *Pigeard* fand

*) *Hausbuch des Geographischen Wissens.* Nach *Balbi* frei bearbeitet etc. Güns, 1834, III. Band, S. 285.

die Insel jetzt in verschiedene Bezirke abgetheilt, der jeder seinen eigenen Häuptling hatte, welcher si »König (*Taofa*) nennen liess und sich als una hängig betrachtete. Doch sagte man dem Capitä dass der Häuptling von *Nukualofa* der mächtig sei und allein jenen Titel verdiene.

Jeder Bezirk hat einen Hauptort von 3- 4000 Einwohnern. Die Häuser bilden regelmässi Strassen und einen öffentlichen Platz und d ganzen Ort umgiebt als Befestigung eine Er mauer und ein Graben. Die Mauer ist hoch gen um das Innere vor Kugeln etc. zu schützen, und d zur Hälfte mit Wasser gefüllte Graben ist auss dem mit starken Zaunpfählen versehen. Au fehlt es zum Theil nicht an kleinen Kanonen, d man von fremden Schiffen entweder gekauft od gestohlen hat. Der Hauptort der Insel, den *Fin* zu seiner Residenz gemacht hatte, heisst *Bea* u gilt für den festesten Platz der ganzen Archipe Hier haben sich katholische Missionäre nieder lassen, in deren neuer Kirche, der schönsten d der Insel, *Pigeard* nebst seinen Offizieren und d Missionären des Schiffes einem vom Bischof v *Amata* gehaltenen Hochamte beiwohnte. Nach d Messe wurden sie zu den vornehmsten Einwohn geführt, welche sie mit *Kawas**) bewirtheten u

*) Ein geistiges Getränk, das aus der Wurzel einer Pfefferart reitet wird.

sie im ganzen Orte herumführten... Wir besuchten die Werften der Flotte und das Zeughaus, ein grosses Gebäude, welches vorzüglich unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Hier wird das gesammte Takelwerk der Kriegsfahrzeuge aufbewahrt. Auch sahen wir Pulverfässer, Musketen und alle Waffen, die ehemals, vor der Ankunft der Europäer, in Gebrauch gewesen waren, in grösster Ordnung und nicht ohne Geschmack aufgestellt. Wenn wir schon vorher auf unserm Wege durch die Stadt von dem sich überall kundgebenden Wohlstande, der in allen Augen sichtbaren Fröhlichkeit, der auf den Gesichtern der Kinder wahrnehmbaren Gesundheit und Lebhaftigkeit, so wie von dem ganzen freundlichen Benehmen der Einwohner vortheilhaft für sie eingenommen wurden: so musste der Anblick ihrer Festungswerke, ihrer schönen Kriegs-Piroguen und ihres mit Schildwachen besetzten Arsenals, mit Einem Worte, die Regelmässigkeit, die sich in allen Einzelheiten ihres Gemeinwesens offenbarte, uns die günstigste Vorstellung von den Tonga-Insulanern beibringen und diese in Hinsicht ihrer Civilisation auf den höchsten Platz unter allen Polynesiern stellen, die wir bisher angetroffen hatten.«

Das Kleidungsstück der Eingebornen heisst *Gnatu* und besteht für beide Geschlechter in einer Art Decke aus weich geklopfter Rinde von Maul-

beer-Bäumen, welche stark mit dem harzigen Safte des Baumes *Koka* überzogen und dadurch wasserdicht gemacht worden ist. Diese Decke ist so lang und breit, dass man sie zwei Mal um den ganzen Leib schlagen kann, und wird um die Hüften durch einen Gürtel befestigt, so dass sie, wie ein Weiberrock, bis auf die Knöchel herabfällt. Wenn es kalt wird, was Abends häufig der Fall ist, wirft man das untere Blatt der Decke über die Schultern. Oberleib und Kopf sind aber in der Regel unbedeckt. Die Männer halten viel auf die Zierde des Bartes; auch tragen sie Armbänder von Perlmutter, die im Ganzen aus der Schale der Perlenauster geschnitten werden. Die schönsten *Gnatus* kommen von den benachbarten Homoa-Inseln und sind zum Theil gar nicht übel gearbeitet. Man sieht auf Tonga-Tabu auch gut geschnitzte Waffen und andere Werkzeuge, namentlich Lanzen mit furchtbar scharfen und gezähnten Spitzen und Stielen mit Bändern von Kokosfasern verziert; Keulen aller Art und von jeder Grösse; leichte Wurfspiesse, die sich sehr weit schleudern lassen; Kämme, welche aus den zarten Rippen der Kokosblätter gemacht sind; Kawa-Gefässe *(Kumete)*, grosse tiefe Schüsseln, aus einem einzigen Wurzelstück des Tamanu-Baumes geschnitten; Pfeifen aus einem Stück Holz mit grosser Genauigkeit gebohrt; *Kailaos*, eine Art kleiner Ruder für die Piroguen

u. dgl. m. Es ist schwer zu begreifen, wie die Eingebornen mit ihren unvollkommenen Werkzeugen so feine Arbeiten zu Stande bringen können.

Die aus Rohr gebauten und mit Kokosblättern gedeckten Häuser der Tongas sind im Allgemeinen kreisförmig und werden von einem leichten, aus Rohr geflochtenen Zaun umgeben. Der Eingang ist niedrig. Gegenüber demselben befinden sich die Betten, aus Matten bestehend, welche auf in die Erde eingeschlagenen Pfählen befestigt sind. Diese Hütten gewähren im Allgemeinen einen Anblick von Wohlhäbigkeit und Reinlichkeit, wie er selten in Polynesien angetroffen wird.

Das Klima von Tonga-Tabu ist gesund; die Hitze ist am Tage zwar gross, wird aber durch die regelmässigen Seewinde sehr gemildert. Die Abende und noch mehr die Nächte sind oft sehr kühl. Die gewöhnlichsten Krankheiten der Eingebornen sind der Aussatz, besonders in der schrecklichen Form der Elephantiasis, und Balggeschwülste. Die auf der Insel lebenden Europäer leiden zuweilen, als Folge der schnellen Temperatur-Wechsel, an Rheumatismen und hartnäckigen Bauchflüssen, welche Letztern aber mehr von unvorsichtigem Genuss der Früchte herrühren.

Auf dem ganzen Archipel herrscht die Vielweiberei, selbst unter den, freilich nur äusserlich, zum Christenthum bekehrten Häuptlingen. Diese

einfachen Naturmenschen begreifen schwer eine moralische Reform, welche sie eines Vergnügens beraubt, von dem sie nur die schlechte Seite kennen, und das Volk hat viel von den Launen der Grossen zu leiden, welche sich ungestraft das Recht anmassen, die Töchter der gemeinen Klasse in den Strassen aufzufangen und ihre Harems damit zu bevölkern. Merkwürdig ist, im Vergleich mit den Eingebornen anderer australischen Inseln, die Sittsamkeit der Frauenspersonen im Verkehr mit den Europäern. Es giebt Weisse auf Tonga-Tabu, denen es erst nach fünf Jahren gelungen ist, sich zu verheurathen. Auch die Neger sind in dieser Hinsicht nicht besser daran; Mulatten sind äusserst seltene Erscheinungen.

Dem Befehl des Admiral *du Petit-Thouars* zufolge musste sich Cap. *Pigeard* von den Tonga-Inseln nach den 160 Lieues weiter nordnordwestlich gelegenen *Wallis-Inseln* begeben, wo der Bischof von Amata den dortigen Missionär *P. Bataillon*, laut einer päpstlichen Bulle, die das Schiff mitbrachte, als Bischof von *Enos* zu weihen hatte.

Es war am 20. Nov. 1843, als man die Gruppe der *Wallis-Inseln*, welche die Eingebornen *Uvea* nennen, entdeckte. Diese Inseln sind von mässiger Höhe und verdanken, bloss zwei ausgenommen, ihr

Daseyn dem Bau der Korallenthiere. Rings um die Gruppe läuft ein Riff, dessen Zwischenräume einige schöne Häfen bilden, die aber von weitem nicht wahrnehmbar sind, so dass das Riff ununterbrochen zusammenzuhangen scheint. »Mehre Seefahrer behaupten« — sagt *Pigeard*, — »dass dergleichen Zwischenräume in den Korallenriffen meistens nur da vorkommen, wo sich Süsswasser-Flüsse ins Meer ergiessen, und dass sie durch die Arbeit der Lithophyten bald ausgefüllt seyn würden, wenn diese Flüsse einen andern Lauf nehmen sollten. Wir haben sowohl bei *Tonga-Tabu* als bei den *Wallis-Inseln* nach Bestätigungen dieser Behauptung geforscht, aber nirgends weder Flüsse noch Bäche entdecken können, welche ihren Lauf nach diesen Durchfahrten gerichtet hätten. Wohl aber scheint die Gestaltung der Küsten und Bänke der Ebbe und Fluth eine bestimmte Richtung nach einzelnen Punkten zu geben, die gewissermassen als Ausflüsse der innerhalb der Riffe befindlichen Wassermasse betrachtet werden können. Ohne diese Oeffnungen, wo zur Zeit der Ebbe und Fluth starke Strömungen Statt finden, würden die Inseln häufig überschwemmt werden, das Wasser stehen bleiben und nachtheilig auf die Gesundheit der Bewohner einwirken. Bei den Wallis-Inseln sind, nur mit zwei Ausnahmen, die Bänke ziemlich hoch,

so dass sie bei der Ebbe trocken liegen und man zu Fusse von einer Insel zur andern gehen kann.

Die Aufnahme des Bucephal war von Seiten der Eingebornen sehr freundlich. Ein grosser Theil derselben ist durch die hier seit Jahren bestehende französische Mission zum Christenthum bekehrt worden. Noch ehe die Landung Statt finden konnte, versammelten sich viele christliche Eingeborne am Ufer, warfen sich, da sie vernommen hatten, es befinde sich ein Bischof unter den Missionären des Schiffes, auf die Knie und baten um seinen Segen. Unter ihnen bemerkte man einen jungen Stammeshäuptling, Namens *Tungahala*, welcher in der kleinen Geschichte der Wallis-Inseln eine bedeutende Rolle spielt. Als der erste Missionär, *Bataillon*, (1837) hieher kam, entwikkelte dieser junge Häuptling eine Thätigkeit für die Förderung seiner religiösen Zwecke, deren man ihn kaum für fähig gehalten hatte. Sei es nun, dass ihn wirklich frommer Eifer beseelte, oder dass er, wie es die Folge wahrscheinlich machte, jetzt eine Gelegenheit erblickte, sich emporzuschwingen und ein politisches Uebergewicht zu erlangen: genug er erklärte sich offen zu Gunsten der Mission und drohte Jedem, der sich ihr widersetzen würde, mit seinem Zorn. Selbst der König, der sich ohnehin bald von der allgemeinen Stimmung seines Volks überzeugte, wagte nicht,

ihm entgegen zu treten. *Tungahala* ist überhaupt ein Mann von nicht gewöhnlichen Geistesgaben und besonders ein trefflicher Redner. Er spricht leidlich Französisch und Englisch und ist hinlänglich mit europäischer Civilisation bekannt. »Er wiederholt uns« — sagt *Pigeard* — »unaufhörlich, dass er nur über ein armes Volk gebietet, setzt aber, als ob er sich dieses Geständnisses schäme, sogleich hinzu, dass er mit 150 Kriegern von Uwea keine Macht der Erde fürchtet. Sein Lieblingswunsch ist, ein kleines wohl ausgerüstetes Schiff zu besitzen, mit dem er sich an die Eroberung der Inseln *Fidschi* und *Rotuma* machen könnte; er versichert aber, dass diess nur in der Absicht geschehen werde, um die Einwohner zum Christenthum zu bekehren. Gleichwohl ist er, ungeachtet er die Religion zum Deckmantel seines politischen Ehrgeizes gebraucht, für seine Person noch nicht Christ geworden. »Ich liebe Gott und die Weiber,« sagt er ganz ungescheut, »und wenn mir *Bataillon* drei Weiber erlauben wollte, würde ich mich augenblicklich taufen lassen. Ich habe den Glauben, aber in diesem einzigen Punkte fehlen mir die Werke.«

Pigeard fand die Mission auf Uwea aus vier Personen bestehend: dem P. *Bataillon*, dem P. *Viard*, ersten Vikär des Bischofs von Neu-Seeland, und zwei Layen-Brüdern. Er theilt eine Geschichte

der Arbeiten der Missionäre und der Hindernisse, die sie zu bekämpfen hatten, mit, welche wir, so wie die Beschreibung der religiösen Feierlichkeit bei der Weihe Bataillons zum Bischof von Enos, aus Mangel an Raum übergehen müssen.

Der Boden der Wallis-Inseln ist, wie schon bemerkt, im Allgemeinen mehr niedrig und flach, als erhöht und hügelig. Das anbaufähige Land ist schwärzlich, näher am Ufer mit Sand gemischt, weiter im Innern reine Dammerde, am Abhange der Hügel thonig. Die Gesteine sind Korallenfels oder tuffartig voll zahlreicher kleiner Löcher, wie man dergleichen so häufig auf den Marquesas antrifft. Es giebt viel grosse und starke Bäume; nur der Brodbaum steht zurück. Auch sieht man gut bestellte Maniok- und Taro-Pflanzungen, die einzigen übrigens, auf welche man besondere Sorgfalt verwendet, weil sie das Haupt-Nahrungsmittel liefern. Die Brodfrucht dient nur zur Abwechslung und wird gewöhnlich mit Kokosmilch oder Kokoskern genossen. Die Missionäre haben Baumwolle, Ananas, Venusäpfel, Orangen und fast alle europäische Früchte, welche unter den Tropen gedeihen, einheimisch gemacht. Von Thieren findet man Hunde, Katzen, Ratten, sehr grosse Schweine, allerlei Geflügel, wilde Tauben, die ein köstliches Fleisch bieten, hübsche Papageien, Reiher und verschiedene Seevögel. In den Buchten und in der

Nähe der Riffe giebt es einen Ueberfluss an Fischen; aber die Eingebornen sind keine sonderlichen Freunde davon, sondern geniessen lieber Muscheln und andere Schalthiere, so wie die Schildkröten, die sie sich in Menge an dem sandigen Strande verschaffen. Gutes Trinkwasser findet man nur im Innern; ausserdem giebt es auch an einer Bay eine kleine aber treffliche Quelle.

Die *Uweas* sind, sowohl Männer als Weiber, gut gebaut und gleichen in allen physischen Beziehungen den Tongas. Ihr Charakter ist offen und freundlich; sie lieben die Fremden, besonders aber die Franzosen, deren stets heitere Gemüthsstimmung ihnen vorzüglich zusagt. Als sie erfuhren, dass der *Bucephal* bald wieder absegeln wollte, beeilten sie sich eine Menge werthvoller Erzeugnisse der Inseln, als Geschenk für die Missions-Gesellschaft in Frankreich, einzupacken und dem Schiffe mitzugeben. Diese Packete enthielten schöne *Tapas* (Decken zur Kleidung, s. oben), Matten, welche ein volles Jahr Arbeit gekostet hatten, Kämme von Rippen der Kokosblätter, Halsbänder von Muscheln, mit schönem Schnitzwerk verzierte Waffen etc. Jedes Packet hatte eine verbindliche, vom Geber selbst verfasste Aufschrift.

Die Sprache der Uweas ist mit geringen Ausnahmen die nämliche, welche die Tongas reden;

auch Sitten und Gebräuche weichen wenig von einander ab. Wie die Tongas tragen auch die Uweas ihr *Gnatu*, fügen aber demselben häufig eine feine Matte hinzu, die sie unter den Achselhöhlen wegziehen, so dass die Brust bedeckt wird. Beide Geschlechter haben stark buschige Haare, welche rings um den Kopf einen grossen Wulst bilden. Die Männer salben ihre Haare mit Kalkwasser, wovon sie hart und spröde werden und eine röthliche Farbe erhalten. Die Frauen haben schwarze und seidenartige Haare und die Bewegung, welche sie beim Zurückstreichen derselben machen, lässt ihnen sehr anmuthig. »Bei einem grossen Kawa-Gelag« — sagt *Pigeard*, — »dem wir beiwohnten, wurden jedem einzelnen Gaste die Becher von zwei schönen Töchtern des Königs dargereicht; der Raum, den sie zu durchschreiten hatten, war hinlänglich gross, um sie beobachten zu können; wir erstaunten über ihren edlen Anstand und ihr züchtiges Benehmen.« Im Uebrigen gesteht Cap. *Pigeard*, dass die Frauen sowohl auf Uwea, als auf Tonga und den Marquesas, sich, was Wuchs und Gesichtsbildung betrifft, keineswegs mit den Weissen messen können, dass aber, hauptsächlich auf den Marquesas und Otahiti, ihr üppiger Gang, ihre schönen Zähne und ihr anmuthiges Lachen geeignet sind, den Europäer in hohem Grade für sie einzunehmen.

Bei der Ankunft der katholischen Missionäre hatten die *Uveas* noch wenig Fortschritte in der Industrie gemacht und standen darin sehr gegen ihre Nachbarn auf Tonga, Wawao und Fidschi zurück. Gegenwärtig aber kommen sie diesen gleich. Die meisten können lesen und schreiben; einige besitzen sogar allgemeine Kenntnisse von Arithmetik und Geometrie, und es lässt sich erwarten, dass sie mit der Zeit einen grossen Theil europäischer Bildung sich aneignen werden. Ihre kleinen Piroguen sind vielleicht nicht so zierlich wie die der Tongas, scheinen aber besser fürs Meer und namentlich für weite Schifffahrt berechnet zu seyn. Anstatt aus einem Stücke von gleicher Höhe und Tiefe zu bestehen, sind sie aus mehren Stücken kunstreich zusammengefügt und haben oben eine Breite von 5 Fuss. Takelwerk, Segel und Ruder sind übrigens dieselben wie auf Tonga.

Die Häuser haben eine ovale Form, das Dach ist ein Trapez (Viereck mit ungleichen Seiten). Den First bildet, um das Eindringen des Regenwassers zu verhindern, ein ausgehöhlter Baumstamm. Der sehr niedrige Eingang ist mit einer groben Matte verhängt, die sich aufheben lässt. Der Feuerheerd in der Mitte dient weniger zum Kochen der Speisen als zur Vertreibung der mancherlei lästigen Stechfliegen. An dem einen Ende

des Innern ist der Fussboden etwas erhöht und vom übrigen Raume durch herabhangende Matten geschieden. Diess ist die Schlafstätte der Verheuratheten. Einige leichte Gestelle dienen, um die Netze, Tapas etc. darauf zu legen. Das Hausgeräthe ist sehr einfach und wenig zahlreich. In Hinsicht der Bequemlichkeit und auch der Reinlichkeit lassen diese Häuser, wenigstens für den Weissen, viel zu wünschen übrig. Ausgezeichnet aber ist die neue, erst 1841 oder 1842 erbaute, Kirche zu St. Joseph, ein Gebäude von 60 Meter Länge, 25 M. Breite und 12 M. Höhe. Das Gezimmer besteht aus einfachen Balken, 8 bis 10 Meter von einander entfernt, welche durch Stricke von Kokosfasern mit einander verbunden sind, so dass luftige Zwischenräume bleiben. Das Dach, aus Pandanus-Blättern, hat dieselbe Form wie bei andern Häusern, bildet aber nach aussen mittelst eines Vorsprungs von 4 Metern einen schattigen Gang rings um die Kirche, der überdiess durch starke, mit Guirlanden von Muscheln gezierte Säulen gestützt wird. Auch die innere Einrichtung der Kirche stimmt, was edle Einfachheit betrifft, zum Ganzen. Der Fussboden ist durchaus mit Matten belegt. Alles an diesem Gebäude, das die Eingebornen selbst errichtet haben, ist, bis auf den kleinsten Nagel, einheimisches Erzeugniss.

Die Tapas, welche die Uweas verfertigen,

übertreffen an Feinheit und Geschmack Alles, was auf den Marquesas, Otahiti und Tonga in dieser Art hervorgebracht wird. Die innere Seite ist mit Koka überzogen, die äussere mit hübschen schwarzen, gelben und rothen Mustern, im schottischen Geschmack, verziert. Diese Muster werden mittelst geschnitzter Holzblöcke aufgedrückt, welche die Zeichnung in halberhabener Arbeit enthalten und mittelst eines kleinen Druckballen mit der nöthigen Farbe überzogen werden. Die nicht weniger als die Tapas bewundernswerthen Matten bestehen aus den Fasern des Baumes *Fao*, welche man mittelst einer scharfen Muschelschale von den holzigen Theilen befreit hat. Dieses so bereitete Gewebe übertrifft an Feinheit, Weisse und Festigkeit die schönste europäische Leinwand. Es lässt sich erwarten, dass diese und andere Industrie-Zweige in Zukunft noch weiterer Veredelung entgegen gehen werden.

Man findet auf den Wallis-Inseln eine ziemlich grosse Menge Weisser von allen Nationen, welche ohne Zweifel durch den guten Charakter der Eingebornen und die Aussicht auf ein weichliches Leben zur Flucht von ihren Schiffen verleitet worden sind. Aber trotz dem, dass sie sich zum katholischen Glauben bekehrt haben, stehen sie doch bei den Eingebornen in geringer Achtung und wenn sie sich verheurathen, so erhalten sie

nur solche Mädchen zu Frauen, welche einheimische Jünglinge nicht mögen.

Wie auf Tonga giebt es auch auf *Uvea* viel Männer, die mit dem Aussatz, namentlich mit der Elephantiasis, behaftet sind; weniger leiden die Frauen davon. Aus dem unmässigen Genuss des *Kava* entstehen auch viele Hautkrankheiten, und der in der frühern heidnischen Zeit häufige Umgang mit den Walfischfängern hat Reste von Syphilis hinterlassen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund.

Am 8. Dezbr. verliess der Bucephal die Wallis-Inseln und begab sich über die kleine Gruppe *Allu-Fatu*, wo auf *Futuna* ebenfalls eine französische Mission ist, die Insel *Munter*, die zu den *Neuen Hebriden* gehörige Insel *Koromango*, den *Loyalty*-Archipel, die Inseln *Chabrol* und *Halgan*, die Gruppe der *Plejaden* und die *Beaupré-Inseln* nach dem Archipel *Neu-Caledonien*, wo er am 19. Dez. aulangte. Kaum war man im Hafen *Balade* (der 300 geogr. Gev. Meilen grossen Hauptinsel Neu-Caledonien) vor Anker gegangen, als das Schiff nach allen Seiten von neugierigen Piroguen sowohl aus diesem Hafen als aus benachbarten Bayen umgeben wurde. Auffallend war hier gleich Anfangs die grosse Verschiedenheit in der Hautfarbe der Eingebornen; einige waren ganz schwarz, die

meisten dunkelbraunroth, ein Theil auch von der nämlichen Farbe wie die Hauptmasse der Bevölkerung von Polynesien. Die Eingebornen schienen bei diesem ersten Zusammentreffen mit den Franzosen furchtsam und misstrauisch zu seyn. Die geringste Bewegung der Letztern erschreckte sie und nur mit Mühe entschlossen sich Einige, das Schiff zu besteigen. Auch hier setzte sie Alles in Verlegenheit, der Schall der Glocke, der Trommelschlag etc. Am verwunderlichsten war ihnen der Gesang der Matrosen, bei dem sie einander mit einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge verwunderungsvoll ansahen.

Am nächsten Morgen und an den folgenden Tagen wurde die Zahl der Piroguen immer grösser; zugleich aber begannen die Eingebornen weniger Misstrauen zu zeigen. Sie brachten einige Gegenstände zum Austausch, namentlich hübsche Wurfspiesse, Keulen, Taro- und Manioc-Wurzeln und Kokosnüsse. *Pigeard* musste jetzt Schildwachen aufstellen, um zu verhindern, dass nicht allzuviele an Bord kämen. Der mit mehren Sprachen der australischen Inseln bekannte Missionär *Viard* (der sich in Uwea an Bord des Bucephal eingeschifft hatte, um nach Neu-Seeland zurückzukehren), entdeckte bald, dass die einzigen unter den Eingebornen, deren Sprache er verstand, die Rothhäute waren, und er erfuhr, dass sie grösstentheils zu

einer benachbarten Insel gehörten, welche nach ihrer Beschreibung *Britannia*, die südlichste Insel des Archipels *Loyalty* zu seyn schien. Auch sagten diese Eingebornen, dass die englischen Missionäre noch keinen Versuch gemacht hätten, sich im Hafen *Balade* niederzulassen, wohl aber schon auf den benachbarten Inseln anzutreffen seien. Die Insel Neu-Caledonien nannten sie in ihrer Sprache *Obao*.

Die Westküste von Neu-Caledonien ist mit gefährlichen Korallenriffen eingefasst, an denen schon viele Schiffe zu Grunde gegangen sind. Die noch wenig bekannte Ostküste hat theilweise gleichfalls eine Menge Untiefen; doch giebt es zwischen denselben viele schmale Durchfahrten, die zu trefflichen Häfen führen. Das Land ist längs der ganzen Küste, vom *Cap Colnett* an, gebirgig; die Berge scheinen unmittelbar aus der Meerestiefe emporzusteigen. Der allgemeine Anblick hat nichts Erfreuliches. Die Höhen und Thäler sind mit mannichfaltigen Gewächsen bedeckt, unter welchen eine Baumart mit magern Blättern und einem weissen Stamme vorherrscht. Kokospalmen sieht man längs der Küste nur zerstreut, in kleinen Gruppen und weniger zahlreich als auf den östlichen australischen Inseln.

Die eigentlichen, eingebornen Caledonier sind hoch gewachsen, aber mager, schlecht gebaut und von widrigem Ansehen. Sie haben platte Nasen,

einen grossen Mund und dicke Lippen; doch sind die schwarzen Augen voll Ausdruck und Beweglichkeit. Die durchbohrten Ohrläppchen hangen in Folge der Gewohnheit, grosse Stücke Holz, Knochen, Federn etc. hineinzustecken, oft bis auf die Schultern herab; auch der untere Theil des Nasenknorpels ist oft zu demselben Zweck durchlöchert. Die Haare sind kraus, kurz und häufig mit Kalkwasser eingesalbt. Manche Männer, auch wohl Frauen, lassen am Hinterkopfe eine lange Locke wachsen, die sie mit einem Bande von Baumrinde umwickeln, so dass ein förmlicher Haarzopf entsteht, wie er sonst in Europa Mode war. Der Bart ist lang, seidenartig und schwarz, während das Haupthaar vom Kalkwasser röthlich wird. Nur wenig Eingeborne sind tätuirt und auch diese keineswegs geschmackvoll. Dagegen haben die meisten fleischige Erhöhungen, wie Beulen, welche durch Einschnitte und Auflegen von ätzenden Kräutern hervorgebracht und für eine Schönheit gehalten werden. Einen Mantel von weichen Binsen ausgenommen, der des Nachts gegen die Kälte dient, tragen die Eingebornen keine Kleider. Um den Kopf befestigen sie Lappen von Baumrinde und Kokosfasern.

Die Caledonier gehen nie ohne Waffen; der Zeigfinger der rechten Hand trägt einen kleinen Riemen von Baumrinde, mit welchem sie den

Wurfspiess ungemein weit schleudern können. Ausserdem tragen sie Schleudern und in einer kleinen um den Leib befestigten Tasche eine Anzahl flacher Steine. Mit diesen Schleudern sind sie im Stande, Vögel zu erlegen. Die Proben jedoch, welche ihnen die Franzosen von dem Uebergewicht der Feuerwaffen gaben, setzten sie billig in grösstes Erstaunen und der Knall erschreckte sie dermassen, dass sie sich jedes Mal bückten und die Ohren mit beiden Händen bedeckten. Bald gewöhnten sie sich indessen daran, konnten aber nicht dahin gebracht werden, selbst Versuche damit anzustellen.

Die Weiber sind im Ganzen besser gebaut als die Männer; nur das Gesicht ist hässlich; überdiess bemalen sie dasselbe, wie auch andere Körpertheile, mit einer Masse von Kokosöl und Russ aus gebrannten Kokosschalen. Die Kinder sind in den ersten Jahren hübsch und kräftig, aber wie sie grösser wachsen, werden sie, wie die Aeltern, mager und schwächlich. Da die Aeltern sich wenig um sie bekümmern, wachsen sie in Schmutz auf und werden von Ungeziefer verzehrt. Die Frauen tragen um die Hüften eine Art von Schärpe aus Baumrinde, welche besonders junge Mädchen gut kleidet. Aber auch der Haarzopf fehlt nicht, und den Hals ziert eine Schnur mit Muscheln und kleinen Stückchen von Nephrit.

Was die Sitten betrifft, so fanden unsere Seefahrer die Caledonier friedsam und gastfrei. Wahrscheinlich ist ihre ausserordentliche Gleichgiltigkeit gegen Belustigungen etc. Ursache, dass viele Reisende sie für viehisch dumm gehalten haben. Dass sie Europäer bestehlen, ist freilich eine üble Gewohnheit; diese wird aber bei besserer Bildung durch das Christenthum verschwinden.

Nirgends fanden die Franzosen, obschon sie einen vollen Monat im Hafen von *Balade* und dessen Umgegend verweilten, eine Spur von einem grössern Staatsverbande. Die Familien leben zerstreut in den Ebenen und Thälern, ohne andere Gesetze als solche, die sich auf ihre Selbsterhaltung beziehen. Ein erblicher Häuptling, der in ihrer Mitte wohnt, scheint eine sehr beschränkte Gewalt zu besitzen. Die gesammte Bevölkerung der Insel schätzt *Pigeard* auf 50- bis 52000 Seelen.

Die Eingebornen leben sehr einfach und fast ausschliesslich von Pflanzenspeisen, namentlich Manioc, Taro und Bananen; ausserdem lieben sie eine Wurzelgattung, die mit dem Karaiben-Kohl *(Choux caraibe)* Aehnlichkeit hat, und verschiedene schleimhaltige Rinden von wildwachsenden Bäumen. Ihr liebstes Getränk ist Kokosmilch; aber auch die Nusskerne werden sehr geschätzt und gewisse Bäume sind für geheiligt erklärt, damit der Kern Zeit hat, gehörig reif zu werden. In

den Gebirgen giebt es eine Menge Früchte, die von den Eingebornen gegessen werden. Eine gelbe Pflaume, die häufig am Strande wächst, hat einen angenehmen Geschmack, aber der Kern ist schädlich. Brodbäume sind äusserst selten. Die Eingebornen essen auch zuweilen Fleischspeisen, aber stets gekocht oder gebraten. Gegen die Fleischspeisen, die man ihnen an Bord des Bucephal vorsetzte, zeigten sie grossen Widerwillen. *Pigeard* bezweifelt daher auch die Versicherung früherer Reisenden, dass die Caledonier Menschenfresser seien. In ihren Erzählungen von Kriegen mit feindlichen Stämmen kam nie eine Aeusserung vor, die darauf hätte schliessen lassen. Auch fand man, trotz der Neugierde, mit welcher oft die entlegensten Winkel und Hütten besucht wurden, nirgends eine verdächtige Spur. Bloss in der Hütte des Häuptlings *Téneondé* sah man Menschenknochen; diese konnten aber auch Reste verstorbener Verwandten seyn. Da jedoch *Obao* eine grosse Insel ist, so ist vielleicht, was im Norden nicht vorkommt, im Süden gebräuchlich. Uebrigens sind die stammverwandten Bewohner der Fidschi-Inseln bekanntlich grausame Menschenfresser. »Was uns nicht wenig überraschte« — erzählt *Pigeard* — »war, dass eines Tages unsere Führer in den Gebirgen, die seit mehren Stunden nichts gegessen hatten, bei einer alten Feuerstelle anhielten, wo

sich noch Stücke von *Kohlen* vorfanden, die sie mit demselben Wohlgefallen verspeisten, wie wir eine Trüffel gegessen haben würden. Vielleicht kamen diese Kohlen von einer Holzgattung, die besondere nährende Eigenschaften hat.« ...

Am 22. Dez. kam *Païama*, der Häuptling des Landes *Balade*, an Bord des Bucephal und der Befehlshaber eröffnete sogleich Verhandlungen mit ihm, um für den Bischof von *Amata* und sein geistliches Gefolge die Erlaubniss zur Errichtung einer Mission und die Abtretung des dazu benöthigten Grundstückes zu erhalten. Mittelst einiger Beile und Baumwollenstoffe kam man bald zum Zweck und die geistlichen Herren wurden in Besitz einer beträchtlichen Strecke Landes gesetzt, am Meeresufer, inmitten eines Kokoswäldchens, neben dem Hause des Häuptlings *Païama* selbst. Am folgenden Tage begannen theils durch Eingeborne theils durch das Schiffsvolk die nöthigen Arbeiten zur Errichtung der Mission und waren am 15. Jänner 1844 beendigt. Man hatte ein einfaches Gebäude von tüchtiger Zimmermanns-Arbeit, 14 Meter lang und 7 Meter breit, aufgeführt. Das Dach war wie die Hütten der Eingebornen mit Binsen gedeckt und die Wände bestanden aus Lehmwerk. Auch war ein ziemlich geräumiger Garten mit einem Brunnen angelegt. Am 21. Jänner erfolgte die Einweihung der neuen Anstalt,

welche mit 21 Kanonenschüssen salutirt wurde. Am Abende desselben Tages kamen mehre Häuptlinge, um Abschied von den Franzosen zu nehmen. Einer derselben brachte ansehnliche Geschenke mit, in hübschen Waffen und allerlei Früchten bestehend. Die Abreise des Bucephal erfolgte am 22. Der Bischof von *Amata* blieb mit 4 andern Geistlichen, worunter auch P. *Viard*, der sich nicht von seinen Gefährten trennen wollte, auf der Insel zurück. »Wir gingen« — schliesst *Pigeard* — »um Mittag unter Segel, nicht ohne lebhaften Schmerz bei dem Gedanken, dass wir auf dieser Insel fünf Landsleute hinterliessen, mitten unter einer Bevölkerung, die von jetzt an durch keine äussere Macht von Gewaltthätigkeiten würde zurückgehalten werden können, und ohne einen andern Beschützer, als Gott, der ihnen aber den nöthigen Muth verleihen wird, allen Gefahren Trotz zu bieten.«

Im Verlage der

J. G. **Calve**'schen Buchhandlung

sind folgende empfehlenswerthe Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommer J. G. Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet. 6 Bände. Mit 39 Kupfer- und Steintafeln. gr. 8. 1829—39. (207 Bog.) Herabgef. Preis bei completer Abnahme, auf Einmal, geb. 8 Rthl. (12 fl.)

Die Preise der einzelnen Bände sind:

1. Band: Das Weltgebäude. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (34 Bog.) Mit 12 Steintafeln. 1834. 2 Rthlr. (2 fl. 40 kr.)
2. Band: Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. (35 Bog.) Mit 12 lith. Tafeln. 1839. 2 Rthlr. (2 fl. 40 kr.)
3. Band: Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. (37 Bog.) Mit 2 Steintafeln. 1843. 2 Rthlr. (2 fl. 40 kr.)
4. Band: Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (31 Bog.) Mit 6 Kupfer- und Steintafeln. 1830. 1 Rthlr. 16 gGr. (2 fl. 24 kr.)
5. Band: Geschichte der Erdoberfläche. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (30 Bog.) Mit 7 Kupfer- und Steintafeln. 1831. 1 Rthlr. 16 gGr. (2 fl. 24 kr.)
6. Band: Gemälde der organischen Welt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (40 Bog.) 1832. 2 Rthlr. (2 fl. 40 kr.)

— Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten

Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmerman's Taschenbuch der Reisen. 1.—25. Jahrgang, oder 1823—47. (Jeder 19—22 Bogen stark.) Mit vielen Kupfern und Karten. Geb. 12. 1823—46.
Erster bis zwanzigster Jahrgang (1823—1842). Herabgesetzter Preis. Jeder Jahrgang 1 Rthlr. (1 fl. 30 kr.)
Einundzwanzigster bis fünfundzwanzigster Jahrg. (1843—1847). In Leinen gebunden. Jeden Jahrg. 2 Rthlr. (3 fl.)
(Die Jahrgänge 1 bis 4 werden nicht mehr einzeln, sondern nur bei completer Abnahme gegeben.)

Sommer (J. G.), neuestes wort- und sacherklärendes Verteutschungswörterbuch aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildete Menschen überhaupt. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1839. (28½ Bog.) Gebunden 2 Rthlr. 8 gGr. (3 fl. 24 kr.)

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verteutscht von Jos. Math. Grafen von Thun, mit einer Einleitung von P. S. Šafařik und Anmerkungen von F. Palacky. (Teutsch und böhmisch). gr. 8. 1845. (11½ Bog.) Geheftet 12 gGr. (40 kr.)

Gerle (W. A.), Volksmährchen der Böhmen. 2 Bde. 8. 1819. (48 Bog.) Broschirt 2 Rthlr. (9 fl.)

Müller (Dr. Jos.), Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Grenze, nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Mit einer Vorrede von Dr. P. J. Šafařik. Nebst einer Karte von Albanien. gr. 8. 1844. (7½ Bog.) Broschirt 1 Rthlr. 3 gGr. (1 fl. 40 kr.)